

RENATIONALISIERUNG ODER SHARING HERITAGE

Wo steht die Denkmalpflege im Europäischen Kulturerbejahr 2018?



Renationalisierung oder Sharing Heritage

Wo steht die Denkmalpflege im Europäischen Kulturerbejahr 2018?

Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Band 28.



Jahrestagung 2018 des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V. in Tallinn, Estland, 3. bis 5. Oktober 2018,
in Kooperation mit der Estnischen Kunstakademie Tallinn und ICOMOS Estland:

Renationalisierung oder Sharing Heritage

Wo steht die Denkmalpflege im Europäischen Kulturerbejahr 2018?

Die Verantwortlichkeit für die Bildrechte liegt ausdrücklich bei den Autor*innen der Einzelbeiträge.
Es kann kein Schadensersatz für Fehler und Unrichtigkeiten geleistet werden.

Herausgeber*innen: Stephanie Herold, Anneli Randla und Ingrid Scheurmann

Redaktionelle Bearbeitung: Stephanie Herold, Anneli Randla und Ingrid Scheurmann

Deutschsprachiges Lektorat: Elisabeth Gesper

Übersetzungen und englischsprachiges Lektorat: Richard Adang, Johanna Blokker und Matthias Jost

Abbildung Umschlag: Stephanie Herold

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Publiziert bei arthistoricum.net,
Universitätsbibliothek Heidelberg 2019.



Die Online-Version dieser Publikation ist auf <http://www.arthistoricum.net>
dauerhaft frei verfügbar (Open Access).

urn: <urn:nbn:de:bsz:16-ahn-artbook-496-2>

doi: <https://doi.org/10.11588/arthistoricum.496>

Text © 2019, AK Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V. (www.ak-tld.de) und bei den Autor*innen

eISSN: 2511-4298

ISBN: 978-3-95954-076-6 (Druckausgabe)

ISBN: 978-3-947449-60-6 (PDF)

Verlag Jörg Mitzkat, Holzminden 2019
www.mitzkat.de

Arbeitskreis Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V.

Renationalisierung oder Sharing Heritage

Wo steht die Denkmalpflege im
Europäischen Kulturerbejahr 2018?

herausgegeben von
Stephanie Herold, Anneli Randla und Ingrid Scheurmann

RENATIONALISIERUNG ODER SHARING HERITAGE

Vorwort der Herausgeberinnen 6
STEPHANIE HEROLD, INGRID SCHEURMANN UND ANNELI RANDLA

Denkmal und/oder Erbe 10
Wo steht die Denkmalpflege im europäischen Kulturerbejahr 2018?
INGRID SCHEURMANN

Architekturgeschichte und Kulturerbe in Estland 20
Eine wechselseitige Beziehung
KRISTA KODRES

Erbe als kulturelle Ressource

Cherished and Perished Monuments 32
Some 19th-Century Cases of Renovation in the Baltic *Heimat*
KRISTINA JÕEKALDA

Zwischen deutsch-osmanischen Kriegszielen und Museumsinteressen . . . 42
Das *Deutsch-türkische Denkmalschutz-Kommando* im Ersten Weltkrieg
SEBASTIAN WILLERT

Das Museumswesen der frühen Sowjetunion und der Aufbau der Landeskunde 50
Die Voronežer Museen und die Rolle des Zentralbüros für Landeskunde (ZBL)
TOBIAS HABERKORN

Gewolltes oder ungewolltes Erbe?

Grenzräume der Traumatisierung 60
Die Gedenkstätte Kreuzstadl in Rechnitz
NIKOLAUS FRANZ UND CHRISTOPHER SCHLEMBACH

Relikte 68
Bewusst und unbewusst gesetzte Erinnerungsmale des Kommunismus und Kalten Kriegs in Österreich nach 1945 und deren Rezeption
PAUL MAHRINGER

Soviet-Era Architecture: Valuable or a Burden? 76
Based on the Example of Collective Farm Centres
LAURA INGERPUU

Kulturelles Erbe als (Neu-)Orientierung

Heritage in Transitional Society 86

Estonia

RIIN ALATALU

Sharing Heritage?..... 91

Die Gedenkstätte Kardinjača im postkonfliktiven Serbien

CAROLA S. NEUGEBAUER

Linke Geschichtsideologie oder restaurative Erinnerungskultur?..... 98

Die Agency von sozialistischen Denkmälern in der Bundesrepublik

Deutschland, 1989–2019

MARTIN SCHIEDER

„Mission Patrimoine“..... 110

Ein Blick auf Frankreichs Denkmalpflege im Europäischen

Kulturerbejahr 2018

FRAUKE MICHLER

Neue Perspektiven

Neue Stadtzentren als Spiegel multipler Identitäten..... 122

EVA VON ENGELBERG-DOČKAL

Hybrides Bauerbe..... 132

Ein Plädoyer für transnationale Wechselperspektiven

CHRISTOPH BRESER

Der blinde Fleck 138

Denkmalpflege- und Kulturerbediskurs im ECHY 2018

KERSTIN STAMM

Sharing Heritage – Sharing with Whom? 146

Interdisciplinarity in Heritage Research

ANNELI RANDLA UND HIKKA HIIOP

„Shared Heritage“ oder „Sharing Heritage“? 152

Perspektiven auf das kulturelle Erbe in Europa

STEPHANIE HEROLD UND INGRID SCHEURMANN

Exkursion 156

Anhänge 173

Vorwort der Herausgeberinnen

Editors' Foreword

STEPHANIE HEROLD, INGRID SCHEURMANN UND ANNELI RANDLA

Der Arbeitskreis Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V. hat seine Jahrestagung 2018 in der estnischen Hauptstadt Tallinn als Beitrag zu dem vielfältigen Programm des Europäischen Kulturerbejahrs konzipiert. Dabei war das Tagungsthema „Re-Nationalisierung oder Sharing Heritage. Wo steht die Denkmalpflege im Kulturerbejahr?“ als Aufforderung an Mitglieder und Interessierte gedacht, über Denkmalpflege im Sinne eines gemeinsamen europäischen Erbes nachzudenken und aktuelle politische und kulturelle Re-Nationalisierungsprozesse dabei nicht außer Acht zu lassen. Schon damals signalisierte der bevorstehende Brexit sinnfällig Formen der Rückbesinnung auf Besonderheit und Eigenes, wie sie auch andernorts in Europa zu beobachten sind. Zur Diskussion standen deshalb unter anderem die Fragen, ob es derzeit jenseits politischer Verlautbarungen in den europäischen Staaten wirklich um das Gemeinsame und die Gemeinsamkeit von Kultur und Kulturerbe geht, ob ein solches Umdenken eine Überwindung nationaler Denkmuster beinhaltet oder ob die gegenwärtige Debatte möglicherweise auch gegenteilige Tendenzen, die Hypostasierung des Eigenen etwa, zur Grundlage hat? Über verschiedene Auswirkungen der komplexen gesellschaftspolitischen Gemengelage auf Kultur und Denkmalpflege haben die TagungsteilnehmerInnen in Tallinn diskutiert und nach einem erfolgreichen, aber weitestgehend theoriefreien und diskursarmen Kulturerbejahr einen Beitrag zum Nachdenken über Kulturerbe und Partizipation und den damit verbundenen Veränderungen der gegenwärtigen Denkmalkultur zu leisten gesucht.

Tallinn, das frühere Reval, erschien dem Arbeitskreis als ein für diese Thematik in vielerlei Hinsicht inspirierender Ort. Zum einen hat der Geburtstort Georg Dehios mit seiner vormals stark national orientierten baltendeutschen Oberschicht dessen Vorstellungen von einer nationalen Referenzen verpflichteten Denkmalpflege geprägt. Bekannt ist seine Aussage aus der sogenannten Kaiserrede von 1905: „Wir erhalten ein Denkmal nicht, weil

The Working Group on Theory and Education in Heritage Conservation designed its 2018 annual conference in the Estonian capital of Tallinn as a contribution to the varied program of the European Cultural Heritage Year. The theme of the conference, “Renationalization or Sharing Heritage? Positioning conservation in the European Cultural Heritage Year”, was meant as an invitation to the Working Group's members and to other interested scholars to consider conservation from the perspective of a common European heritage, while taking current processes of political and cultural renationalization into account. Already during the planning stages, the Brexit decision gave clear indications of a return to notions of distinctiveness and particularity, indications which were also observable elsewhere in Europe. The questions up for discussion therefore included whether the states of Europe – their official political statements aside – were genuinely interested in their commonalities and in their common culture and heritage; whether such a change in thinking involved the overcoming of national paradigms; or whether the present debate might also arise from opposite tendencies, for example from the hypostatization of the particular. In Tallinn, conference participants discussed the manifold effects of today's complex socio-political situation on the realm of culture and the work of heritage conservation, and after a Cultural Heritage Year that was successful but also largely non-theoretical and lacking in discourse, attempted to contribute to a more serious reflection on recent developments in cultural heritage and public engagement, and on the changes to contemporary heritage culture that are associated with them.

The city of Tallinn, earlier known as Reval, seemed in several ways to offer an inspiring setting for the Working Group's examination of these themes. The strongly nation-oriented Baltic German upper class of his birthplace, its helped to shape Georg Dehio's conception of heritage conservation as bound to a national frame of reference.

wir es für schön halten, sondern weil es ein Stück unseres nationalen Daseins ist.“ Bekannt ist auch, wie stark Dehio die deutsche Denkmalpflege später insbesondere über die französischen und englischen Einrichtungen zu erheben suchte und bei zeitweiliger Skepsis gegenüber dem Elsass die nationale Gesinnung der Baltendeutschen hervorhob. Auf die Vielschichtigkeit des estnischen Kulturerbes hat Dehio hingegen in seinen Schriften, etwa seiner „Geschichte der deutschen Kunst“, nicht Bezug genommen. Eine nähere Beschäftigung hätte vermutlich schon damals zu einem durchaus kritischen Nachdenken über nationale Referenzen geführt. Heute – nach einer überaus wechselvollen Geschichte des Landes im 20. Jahrhundert – ist das umso mehr der Fall. In der estnischen Hauptstadt Tallinn ist die Ambivalenz dieses an kulturellen Höhepunkten wie Katastrophen reichen Erbes auf Schritt und Tritt sichtbar.

Stellte ungebrochener Stolz auf die Zeugnisse, Urkunden und Dokumente der Nationalgeschichte für Dehio noch den quasi selbstverständlichen Bezugsrahmen seines denkmalpflegerischen Denkens dar, so sind solche Gewissheiten bis heute verloren gegangen. Die Geschichte hat sich schon längst in Täter- und Opfergeschichten differenziert, Minderheiten pflegen eigene Erinnerungsorte und -rituale und auch die unterschiedlichen Zeitschichten der Denkmalpflege selbst verlangen nach einer differenzierten Betrachtung und Befragung der heutigen Bestände. Das disparate Erbe zu teilen, scheint da eine naheliegende, indes zuweilen schwierige Lösung. Vielfalt, Toleranz und Teilhabe stehen insofern als Schlagworte des Kulturerbejahres 2018 über einem schwierigen Veränderungsprozess, wie ihn derzeit viele europäische Regionen erleben. Die Rolle der Denkmalpflege in dieser Situation (neu) zu definieren und Perspektiven für den Umgang mit dem kulturellen Erbe im 21. Jahrhundert zu entwickeln, steht deshalb derzeit auf der Agenda des Faches und auch des Arbeitskreises Theorie und Lehre – eine Aufgabe, die die Tagung in Tallinn nicht abschließend lösen, zu der sie aber wesentliche Bausteine beitragen konnte.

Die Jahrestagung in Tallinn ist in Zusammenarbeit mit der Estnischen Kunsthochschule und mit Icomos Estland von Vertreterinnen der drei Veranstalter vorbereitet und realisiert worden. Stellvertretend für das gesamte Team sei an dieser Stelle Maris Veezemäe für ihr großartiges Engagement gedankt. Un-

To quote a well-known statement from his so-called “Kaiserrede” of 1905: “We do not conserve a monument because we think it beautiful, but because it is a piece of our national being.” It is also well known that Dehio later sought to elevate the German conservation system above those of France and England in particular, and that despite occasional doubts when it came to the case of Alsace, he consistently emphasized the nation-oriented stance of his Baltic German compatriots. The complexity of Estonia’s cultural heritage, on the other hand, was not something Dehio addressed in his writings, including the several volumes of his “Geschichte der deutschen Kunst” (1919–1925); a close examination of the topic would presumably have led, even at that time, to a carefully critical consideration of the national referential frame. Today – after the turbulent years of the country’s 20th-century history – this is even more so the case. In the Estonian capital of Tallinn, the ambivalence of a heritage rich in both cultural high points and catastrophes is visible at every turn.

If for Dehio an undiminished pride in the witnesses, records and documents of national history still represented the almost self-evident framework for his thinking, such certainties have been lost today. History has long since differentiated itself into opposing accounts of victims and perpetrators, minorities cultivate their own sites and rituals of memory, and the different historical layers of the conservation discipline itself call for sensitive observation and questioning of our current stock of designated monuments. Sharing this disparate heritage seems to be an obvious if also a difficult solution. To this extent, the key terms of the Cultural Heritage Year 2018, namely diversity, tolerance and participation, refer to the difficult process of change that many European regions are currently experiencing. (Re)defining the role of conservation in this situation and developing prospects for the handling of cultural heritage in the 21st century are thus the next order of business for the discipline and for the Working Group for Theory and Education. It is a task which could by no means be completed in Tallinn, but one to which the participants in the conference were able to make a significant contribution.

The meeting in Tallinn was held in cooperation with the Estonian Academy of Art and the Estonian committee of ICOMOS, and was organized and carried out by representatives of all three organizations in-

ser Dank gilt ferner allen Referentinnen und Referenten – für ihre Vorträge, aber auch für die zügige und konstruktive Überarbeitung ihrer Manuskripte für das vorliegende Buch. Die Tagungsbeiträge sind für die Drucklegung ergänzt worden um einen kommentierten Bildteil, der die im Anschluss an die Vorträge und Diskussionen durchgeführte Exkursion dokumentiert. Die Reise hat die TeilnehmerInnen bis an die estnisch-russische Grenze nach Narva geführt und eine eindrucksvolle Vertiefung der Erkenntnisse zur estnischen Kulturerbe-Geschichte ermöglicht. Für die kenntnisreiche Führung möchten wir an dieser Stelle Riin Alatalu und Oliver Orro nochmals herzlich danken. Einige Fotos steuerte der Fotograf Sven Fritzsche für die Dokumentation bei – auch ihm ein herzliches Dankeschön für seine Unterstützung. Dem Verlag Jörg Mitzkat und insbesondere Lina Wolff danken wir für die zuverlässige und unkomplizierte Zusammenarbeit und Geduld.

Wenn die Lektüre des Bandes die Diskussion über Kulturerbe bzw. Cultural Heritage und Partizipation in der Denkmalpflege voranbringt, so ist ein wichtiges Ziel der Tallinner Tagung erreicht.

volved. The Working Group would like to thank all of our partners in Estonia and in particular Maris Veeremäe for their energetic engagement. A debt of gratitude is also owed to the speakers at the conference, not only for their presentations but also for the constructive reworking and the expeditious delivery of their manuscripts for this publication. The collection of papers is complemented by an annotated section of images documenting the excursion that followed the conference. The trip took participants to the city of Narva on Estonia's border with Russia and provided them with striking insights and a deeper understanding of the history of Estonian heritage. We would like to thank Riin Alatalu and Oliver Orro once again for the highly informative tour. Images of Tallinn included in the publication were taken by the photographer Sven Fritzsche – we would also like to express our thanks for his support. Finally we thank Verlag Jörg Mitzkat and in particular Lina Wolff for the reliable and uncomplicated cooperation and patience.

If a reading of this volume helps to advance the discussion of cultural heritage and public engagement in heritage conservation, then an important goal of the Tallinn conference will have been achieved.

Denkmal und/oder Erbe

Wo steht die Denkmalpflege im europäischen Kulturerbejahr 2018?

INGRID SCHEURMANN

SUMMARY

With reference primarily to German-speaking countries, the article discusses the thesis that the European Cultural Heritage Year 2018, with its program and underlying concepts, points to a paradigm change in the field of heritage conservation (Jörg Haspel). The article suggests that this process of change, despite its fundamental character, has occurred without a discussion of the consequences it holds for heritage conservation. The shift from monument to heritage is bound up with processes of pluralization which serve not only to extend continually the range of objects under conservation's care, but also to widen the circle of actors involved. Demands for a seat at the table have been characterized as expressions of a structural change from a logic of the general to a social logic of the particular (Andreas Reckwitz). To this extent, the debate over identity and memory dominates thinking about heritage values in the Cultural Heritage Year.

As a result of these processes of change, conservation is confronted urgently and for the first time with questions of participation, i.e. with the necessity of opening access to professional and technical processes and decisions to this broader field of actors, in the sense described by the Faro Convention (2005). At the same time, recognition of the diversity and heterogeneity of heritage is presenting a challenge to established practices and measures of assessing value.

The article considers the disciplinary implications of the recent wave of interest in memory, cultural practice, intangible heritage and cultural diversity with reference to relevant 20th-century debates and the positions of Louis Cloquet, Alois Riegl, Johann Rudolf Rahn and Wilhelm Neumann.

Die Arbeitskreistagung „Renationalisierung oder Sharing Heritage“ hat im Oktober 2018 in Tallinn über widerstreitende Entwicklungen der Erbeerhaltung in Europa diskutiert – dies mit Teilnehmer*innen aus Denkmalpflege, Kunst- und Restaurierungswissenschaften, aber auch aus den Geschichtswissenschaften, der Soziologie und der Politologie. Der interdisziplinäre und zugleich transkulturelle Blick auf programmatische Grundsätze wie exemplarische Projekte von Denkmalpflege und Museologie war als Beitrag zum *Europäischen Kulturerbejahr* 2018 konzipiert und hat dessen Ambitionen von Fall zu Fall auch kritisch bilanziert. So stellte sich die zentrale Tagungsfrage „Wo steht die Denkmalpflege im europäischen Kulturerbejahr?“ im Rückblick auf das breite Veranstaltungsspektrum mit Ausstellungen, kulinarischem Tafeln in Gärten und Parks, Schulprojekten, transnationalen Spurensuchen, Tanzfestivals und gemeinsamem Glockenläuten durchaus mit einer gewissen Dringlichkeit. Hat das Kulturjahr, so scheint es, die Vielfalt Europas auch sinnfällig zur Geltung gebracht, so ließ es doch eine Idee davon vermissen, was jenseits allfälliger Identitätsbeschönigungen unter dem gemeinsamen Erbe zu verstehen ist, wer es definiert, wer daran teilhat und wer möglicherweise auch nicht. Im Unbestimmten verblieb ferner das Motto *Sharing Heritage* und unbeantwortet die Frage, ob Teilen und Teilhabe jenseits des oft bemühten Identitätsversprechens auch Raum für Diskurs, Konflikt und Kontroverse, mithin für Streitiges und Unbequemes, einräumen.¹ Ungleich schwerer wiegen musste jedoch die Tatsache, dass das Kulturerbe- oder Heritage-Denken in diesem Jahr öffentlichkeitswirksam befördert wurde, ohne dass die damit verbundenen Konsequenzen für den traditionsreichen Denkmalbegriff und die zugehörige fachliche Praxis überhaupt diskutiert worden wären.

Selbst der hochkarätig besetzte *European Cultural Heritage Summit* im Juni 2018 in Berlin – erklärtermaßen ein Höhepunkt des Kulturerbejahrs –



Abb. 1: Mitglieder des Arbeitskreises und Tagungsteilnehmer*innen vor dem Geburtshaus Georg Dehios in Tallinn (2018).

hat sich weniger mit neuen Erbezugängen, Teilhabe- modellen und den Erwartungen der als „Erben“ ad- ressierten Bürgerinnen und Bürger befasst, als dass er die identitätspolitischen Intentionen des Projekts plakativ bekräftigte. So wurde in der *Berliner Appell* überschriebenen Abschlussserklärung des Treffens die „cohesive power of our shared cultural heritage and values“ gelobt und ihre Fähigkeit beschworen, „to connect Europe’s citizens and communities and to give a deeper meaning to the entire European project.“² Die Europäer sollten sich durch das Kulturerbejahr aufgerufen fühlen, ihr kulturelles Erbe unter den Prämissen des Kulturtransfers neu zu be- trachten, Verbindendes gegenüber Trennendem zu entdecken und wertzuschätzen.

Kulturpolitisch ist diese Programmatik sicherlich sinnvoll, zumal das Gemeinsame derzeit vielerorts in Europa keineswegs hoch im Kurs steht. Der Brexit ist nur ein Symptom für die Rückorientierung auf das Eigene; auch andernorts sind Renationalisie- rungen und die Inanspruchnahme des kulturellen Erbes für regionale Identitätsbildungs- und Abgren- zungsprozesse zu konstatieren – zuweilen unter problematischen rechtspopulistischen Vorzeichen. So werden die Grenzen zum anderen vielerorts deutlicher als zuvor markiert und Geschichte und Kulturerbe vermehrt für Konstruktionen von Identität mobilisiert. Stadtbild-Rekonstruktionen und his- torisierende Architekturen unterstreichen diesen

Trend und präsentieren sich gern als „Heilungen“ von der vermeintlichen Ortslosigkeit der Moderne. Exemplarisch markiert etwa die ‚Wiederauferste- hung‘ eines kleinteiligen Fachwerkzentrums in der internationalen Bankenstadt Frankfurt diese Ent- wicklung. Um *Sharing Heritage* geht es dabei nicht, eher um *My Home is my Castle* bzw. die Beschwo- rung tradierter Heimatbilder.

Handelt es sich mithin nur um Sonntagsreden, wenn die EU vor diesem politischen Hintergrund das Gemeinsame des Erbes bekräftigt, Akteure jenseits der etablierten Institutionen aktiviert und Teilhabe in Aussicht stellt?

Pluralisierungsprozesse

Die integrative Funktion von Kulturerbe voraus- gesetzt, ist es für Fachleute wie Institutionen un- erlässlich, sich Klarheit über den gegenwärtigen Veränderungsprozess zu verschaffen. Bereits seit Längerem ist ein Perspektivenwechsel vom Denk- mal zum kulturellen Erbe zu beobachten. Im Zuge dessen haben immaterielles Erbe und die kulturelle Praxis an Bedeutung gewonnen, derweil sich Denk- malwahrnehmungen weiter individualisieren, Wer- te ihre Bindekraft einbüßen, neue Akteure auf den Plan treten und für immer neue Objekte staatlichen Schutz und damit einen Sonderstatus beanspru- chen.³ Der seit den 1980er-Jahren fortschreitenden Pluralisierung der Geschichtsbezüge hat der Euro-

parat 2005 in der Konvention von Faro Rechnung getragen und das Recht eines jeden garantiert, an dem Kulturerbe seiner Wahl teilzuhaben. Gleichzeitig hat er die Institutionen aufgerufen, „innovative[...] Wege [...] zur Zusammenarbeit mit anderen Beteiligten“ zu entwickeln.⁴

Mit dieser Aufwertung der Öffentlichkeit, die nun nicht mehr als passiver Adressat von Denkmalbildung, sondern aktiv als Erbengemeinschaft imaginiert wird, geht zwangsläufig eine latente Entwertung von Expertenwissen und professioneller Erfahrung einher – ein Trend, der sich seit geraumer Zeit in Mittel- und Stellenkürzungen manifestiert und eine grundlegende Herausforderung der Fachinstitutionen darstellt. Dennoch ist dieser Prozess – sieht man einmal von Protesten gegen die zitierten Begleiterscheinungen ab – zumindest im deutschsprachigen Raum nach den viel kritisierten Überlegungen Wilfried Lipps und Michaels Petzets über einen postmodernen Denkmalkultus im Jahr

1993/94⁵ lange ohne eine fundierte fachliche Antwort geblieben – ohne Analyse und klare (Neu-)Positionierung.⁶ Das mag umso mehr überraschen, als der Kulturerbebegriff im Sinne der „entirety of cultural products, relations and values of the past“ in den Fachdebatten wie der Kulturpolitik der DDR bereits seit den 1960er-Jahren eingeführt war, somit als Erfahrung nach der politischen Wende von 1989/90 zur Verfügung gestanden hätte und international anschlussfähig gewesen wäre.⁷ Auf diese Tradition haben sich die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger und ihre „Kollegen aus der DDR“ bei ihrem Treffen auf der Wartburg im Frühjahr 1990 indes nicht verständigt.⁸ Noch 2018, als sie sich auf ihrer Jahrestagung unter den Stichworten „Erinnerung und Aufbruch“ dezidiert dem Europäischen Kulturerbejahr widmete, problematisierte die Vereinigung das sich abzeichnende Neue zwar, analysierte und diskutierte den Transformationsprozess als solchen aber nicht grundsätzlich. Was das Heritage-Denken für das Selbstverständnis der Denkmalpflege bedeutet, wie es die theoretischen Grundlagen und vor allem auch die Praxis der Fachbehörden verändert und auf welche Weise welche neuen Akteure in Entscheidungsprozesse zu integrieren wären, wurde allenfalls am Rande thematisiert. Im Vordergrund stand hingegen die Klage darüber, dass die Denkmalpflege im Programm des Kulturerbejahres nur eine untergeordnete Rolle eingenommen und auch finanziell von dem Sonderprogramm nicht profitiert hat.⁹ Aber auch das sind nichts anderes als Symptome des skizzierten Wandels.

Im Unterschied zu nationalen Organisationen haben internationale Fachinstitutionen wie die UNESCO und ICOMOS die Erbediskurse durch die kontinuierliche Aufwertung von kultureller Praxis, immateriellem Erbe und Teilhabe in den letzten Jahrzehnten stark befördert, auf die damit verbundenen fachlichen Kriterienverluste und terminologischen Unschärfen aber lediglich mit weiteren Differenzierungen und einer entsprechenden Aufblähung ihrer Guidelines reagiert. Im Zuge dessen verloren Fachtermini wie Authentizität, Original oder Substanz ihre Trennschärfe und vervielfältigten bzw. regionalisierten sich ihrerseits.¹⁰ Zu fragen ist, ob und inwiefern auch die zentralen Begriffe des Kulturerbejahres Sharing Heritage, Teilhabe bzw. Partizipation unterschiedliche Deutungen erfahren und auch, was genau der zugehörige transkulturelle Blick auf das Kulturerbe für die Denkmalpflegepraxis und -theorie impliziert.



Abb. 2: Deutschsprachige Gedenktafeln für die während der Befreiungskriege und im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten im Dom zu Tallinn (2018).

Tangiert er lediglich die Objekt- bzw. Provenienzgeschichten oder verändert er auch die fachlichen Auswahl- und Bewertungskriterien? Bringt es seine konsequente Anwendung mit sich, auch die Fachgeschichte neu zu betrachten und sie als europäische Geschichte neu zu erforschen? Und wie wäre eine solche „Erweiterung“ konkret umzusetzen? Wie könnte es gelingen, die nationale Perspektive von Kunstgeschichtsschreibung und Denkmalpflege im 19. und 20. Jahrhundert transkulturell weiterzuentwickeln? Und zuletzt: Wie sinnvoll wäre deren Überwindung, wenn mit dem neuen Fokus auf Europa zugleich neue Grenzziehungen und neue Definitionen von Eigenem und anderem zu problematisieren sind?

Paradigmenwechsel

Auch wenn diese Fragen im Rahmen der Tagung in Tallinn nicht abschließend beantwortet werden konnten, so aktualisieren sie mit der Debatte um Zuständigkeit doch die Frage nach transkultureller Denkmal- und Denkmalpflege-Kompetenz. Was sich als allmählicher Veränderungsprozess vom Denkmal zum Erbe beschreiben lässt, ist mehr als eine bloße Akzentverschiebung. Mit Jörg Haspel ist eher von einem „Paradigmenwechsel“ zu reden¹¹ und damit von einer grundsätzlichen Veränderung, die in unterschiedlicher Weise und Intensität alle sammelnden und erhaltenden Fächer betrifft und einhergeht mit dem von Andreas Reckwitz diagnostizierten „Strukturwandel“ von einer Logik des Allgemeinen zu einer sozialen Logik des Besonderen.¹² Vorhandene (Theorie-)Defizite gilt es deshalb möglichst umgehend zu identifizieren und den politischen Diskurs um eine Fachdebatte zu erweitern.

In Ansätzen hat der Arbeitskreis Theorie und Lehre der Denkmalpflege über die anstehenden Fragen bereits im Rahmen seiner Jahrestagung in Berlin 2017 gesprochen und dabei durchaus kontroverse Positionen festgestellt.¹³ Konfliktlinien wurden nicht nur zwischen den Generationen sichtbar, sondern auch zwischen ‚Theoretikern‘ und ‚Praktikern‘. Über die strittigen Fragen weiter zu diskutieren, scheint deshalb geboten, zumal unser Fach den Wandel vom Denkmal zum Erbe bislang mehrheitlich eher von außen zu beobachten scheint – so, als vollzöge sich dieser Prozess eigendynamisch bzw. mit einer gewissen Zwangsläufigkeit. Das ist jedoch mitnichten der Fall. Die Denkmalpflege ist gefordert, den Strukturwandel steuernd und mo-

derierend mitzugestalten, die notwendigen Anpassungen an internationale Trends abzuwägen und die Praxis von Schutzbehörden ebenso wie die universitäre Lehre auf das veränderte Selbstverständnis einzustellen. Vollziehen die Fachinstitutionen diesen Schritt nicht selbstbewusst und selbstgestaltend, droht ihnen – und das deutet das Kulturerbejahr zumindest an – eine kulturpolitische Marginalisierung.

Versucht man sich mit Bezug auf die geschilderte Entwicklung an einer Charakterisierung des gegenwärtigen Konflikts, so bieten sich die in Denkmaldebatten oft und gern zitierten Gegensatzpaare des ‚Vorher – Nachher‘ hier durchaus als Erkenntnishilfen an. Die Begriffe Denkmal und Erbe, Substanz und kulturelle Praxis, musealisiertes und lebendiges Erbe, Bedeutung und Bedeutungszuschreibung signalisieren nicht nur Aspekte des aktuellen Streits, sie deuten zugleich auch auf dessen historische Dimension und verweisen einmal mehr auf die um 1900 erfolgten grundsätzlichen Weichenstellungen der Denkmalpflege, ihre Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung. Dabei ist in Erinnerung zu rufen, dass die seinerzeitige Fachdebatte nicht nur Grenzlinien zwischen einer modernen, sich selbst als „rationell“ verstehenden konservierenden und einer vermeintlich überkommenen rekonstruierenden Denkmalpflege gezogen hat,¹⁴ sondern auch über lebendige bzw. lebende im Unterschied zu toten Denkmalen diskutierte und über Stimmungs- im Unterschied zu historischen (Urkunden-)Werten. Georg Dehio repräsentierte in diesem Disput die Position der vergleichsweise strikten wissenschaftlichen Denkmalpflege und ihre Orientierung auf die materielle Substanz als empirisch nachprüfbares objektives Regulativ. Daneben machten sich Louis Cloquet und Charles Buls für eine Differenzierung zwischen toten, d.h. musealisierten und ausschließlich zu konservierenden, und lebenden, in Gebrauch befindlichen Denkmalen stark, bei denen sie eine größere Flexibilität im Umgang empfahlen. Ihrer um 1900 populären Position folgte in den 1920er-Jahren der Rieglschüler Hans Tietze mit seinem Plädoyer für einen neuen „Denkmalkult“ und seiner Kritik am Empirismus der ‚Gegenseite‘.¹⁵ Auch Riegls Alterswert ging deutlich über Dehios Wissenschaftlichkeitspostulat hinaus und verfolgte das Ideal einer Denkmalpflege als „gemeinsame[r] Gefühlssache für alle.“¹⁶

Nach 1945 ist die Vielfalt der Debatte um 1900 in Vergessenheit geraten bzw. in den Hintergrund

fachlicher Aufmerksamkeit gerückt. Dem Plädioyer für das „Lebendige“ haftete nun das *Hautgout* nationalistischer Ideologisierung an und Riegls Alters- und Stimmungswerten das Vorurteil der Weltfremdheit. Stattdessen besann man sich erneut auf Georg Dehio bzw. die Empirie des historisch Vorhandenen und klammerte weitere Sinn- und Bedeutungsschichten derweil aus. Unter anderem gegen diese Form von Denkmalpflege, die vorgab, historische Bauwerke „für“ die Menschen zu erhalten, dieses aber gänzlich „ohne“ sie unternahm, wandten sich Kritiker um 1970.¹⁷ Gegen vermeintliche Musealisierung und Kulissenfabrikation via Denkmalpflege zeichneten sie das Bild einer ‚Dienstleistung‘ Denkmalpflege, die auf urbane Erinnerungsfähigkeit (Willibald Sauerländer), Erhaltung von Lebenszusammenhängen und gelebte Traditionen (Dieter Hoffmann-Axthelm, Roland Günter) orientierte.¹⁸ Den menschenleeren Architektur- und Denkmalfotografien fügten sie gewissermaßen belebte Bilder hinzu: die Porträts der Arbeitersiedlung Oberhausen-Eisenheim waren dafür wegweisend.¹⁹

Was Willibald Sauerländer 1975 als entscheidende Sinnfrage der Denkmalpflege formulierte, blieb seinerzeit jedoch unbeantwortet. Stattdessen erfolgte eine weitere Ausdifferenzierung des Denkmaldenkens: Die kulturelle Praxis mit dem Denkmal wurde auch hinfert keineswegs als integraler Bestandteil des Denkmalwerts betrachtet, sondern avancierte zu einem eigenständigen Bewahrensbestand – dies zumindest im Bereich des Welterbes. Die Fachorganisationen reagierten mit der Aufwertung immateriellen Erbes auf die internationale Diversität des Denkmaldenkens und die Verschiedenheit der zugehörigen Wertgrundlagen. So haben wir es heute mit einer durchaus schizophrenen Situation zu tun. Das, was als Erbe der Menschheit Anerkennung findet, hat nicht zwangsläufig eine Korrespondenz im nationalen Denkmalrecht bzw. dem denkmafachlichen Handeln der Nationalstaaten. Desgleichen bleiben Bedeutungsschichten fein säuberlich voneinander getrennt, obgleich sie zusammengehören und erst so der Komplexität eines Denkmals gerecht werden würden. Sauerländer schalt die Ergebnisse traditioneller Kunstdenkmalpflege 1975 insofern nicht ganz zu Unrecht „absurde Präparate“ der Kunstgeschichte.²⁰ Michael Petzet monierte deren „Substanzfetischismus“,²¹ Hoffmann-Axthelm wenig später die „Zerstörung der historischen Städte im Namen ihrer Rettung“.²²

Andere verbanden das Fach mit Musealisierungs- und Mumifizierungsstragien²³ – Weckrufe, die die Denkmalpflege nicht hören wollte und als unziemliche Kritik einstweilen beiseitelegte.

Über den Umweg des Kulturerbes sind die Menschen mit ihren Erinnerungsbedürfnissen nun aber doch – und dies durchaus zum Unmut vieler Konservatoren – in die Fachdebatte zurückgekehrt und mit ihrer Emporwertung als Erben zugleich der Vorbehalt gegenüber „certain set[s] of Western elite cultural values“ (Laurajane Smith).²⁴ Insofern sind das gegenwärtige Ringen um das Denkmal und die institutionelle Skepsis gegenüber dem kulturellen Erbe grundsätzlicher Natur und durchaus unabhängig von dem aktuellen *Europäischen Kulturerbejahr 2018* zu sehen. Im Kulturerbejahr ist lediglich evident geworden, dass die deutsch(-sprachige) Denkmalpflege sich mit ihrem Beharrungswillen international tendenziell ins Abseits zu manövrieren droht, statt dass sie den gegenwärtigen Veränderungsprozess und die damit verbundene Demokratisierung der Erbezugänge moderieren und für sich nutzen würde. Auch deshalb erfolgt die ‚Verlebendigung des Erbes‘ inzwischen außerhalb der Fachinstitutionen und weitgehend unabhängig von ihnen. In Form von *living history*-Szenarien erreicht sie eine breite Öffentlichkeit. Das gilt in ähnlicher Weise für erinnerungskulturelle Zugänge zur Geschichte und die Feier kultureller Praxis im Kulturerbejahr.

Transnationalität

Die hier skizzierte deutsche Entwicklung ist allerdings nicht als exemplarisch für die europäische Denkmalpflege anzusehen – in England, Frankreich oder der Schweiz, um nur einige Beispiele zu nennen, gibt es andere Traditionen und dementsprechend auch andere Problemlagen. Angesichts dessen stellt sich die Frage, ob und inwieweit die geschilderte deutsche Problematik einen typischen Diskussionsverlauf oder eher einen ‚Sonderweg‘ beschreibt und was genau die Unterschiedlichkeit der disziplinhistorischen Voraussetzungen in den europäischen Ländern für ein transkulturelles Kulturerbe- bzw. Sharing-Heritage-Verständnis bedeuten. Geht es um eine gesamteuropäische Trendwende im Umgang mit baulichen Relikten oder entspricht diese Schwerpunktsetzung des Kulturerbejahres eher partikularen Erwartungen? Werden die traduierten Bilder des Eigenen einer Revision unterzogen oder erleben sie lediglich eine transkulturelle

Ergänzung? Und wie erfolgt das eine und wie gegebenenfalls auch das andere?

Für die Diskussion des Arbeitskreises hat es eine Bereicherung dargestellt, diese und weitere Fragestellungen in Tallinn diskutieren und so gewissermaßen aus einer Außenperspektive betrachten zu können – dies in enger Partnerschaft mit der dortigen Kunstakademie und mit Icomos Estland. Anders als in den westeuropäischen Nationalstaaten ist das (bau-)kulturelle Erbe in Estland historisch in hohem Maße durch wechselnde politische Zugehörigkeiten und die anhaltende Suche nach dem eigenen Estnischen geprägt. Wesentliche bauliche Spuren haben hier der Deutsche Orden, der Hanseverbund und die einflussreiche baltendeutsche Mittelschicht, aber auch die Zugehörigkeit zu Dänemark, Schweden und dem zaristischen Russland hinterlassen. Selbst die Epoche der Nationalstaaten bescherte Estland keine (dauerhafte) Souveränität, vielmehr perpetuierte sich die Abhängigkeit des Landes von den großen europäischen Hegemonialmächten. Schließlich haben die deutsche und die sowjetische Okkupation während des Zweiten Weltkriegs sowie die nachfolgende Einverleibung Estlands in die Sowjetunion das Kulturerbe des Landes geprägt – eine wechselvolle Geschichte, die sich auch in dessen Kunstgeschichtsschreibung und Denkmalpflege niedergeschlagen hat.²⁵

Es sind vor allem die jüngeren Zeitschichten, die hier nach wie vor strittig sind; sie werden flan-

kiert und kontrastiert von Opfergedenken und gesellschaftspolitischen Konflikten. Insofern erfolgt die Öffnung für transkulturelle, vor allem europäische Fragestellungen in Estland parallel zu der anhaltenden Konstruktion des Eigenen. Damit stellt sich die Frage, was *Sharing Heritage* unter diesen historischen Voraussetzungen bedeutet, ob das, was uns in Deutschland als eine konsequente Erweiterung unseres Denkmalbegriffs erscheint, auch hier relevant ist oder ob die historische Nähe zu den Renationalisierungsprozessen der Nachwendezeit einer transkulturellen Perspektive eventuell auch entgegensteht? Und wenn das so wäre, was das für das Europäische des Erbes bedeutet? Immerhin, das deuten die deutschen und estnischen Perspektiven an, ist das europäische Kulturerbeprojekt durch Diversität gekennzeichnet, und es hat gerade darin seine besondere, im Kulturerbejahr vielfach beschworene Qualität. Was Vielfalt als Wert jedoch in diesem Kontext bedeutet, inwieweit sie den kunsthistorischen Leistungsbegriff infrage stellt, was ggf. an dessen Stelle tritt und wie unter der neuen Prämissen Auswahlentscheidungen zu begründen sind, gilt es näher zu qualifizieren.

Sicherlich bietet die Geschichte keine Lösungsansätze für diese hier nur ausschnitthaft skizzierte Problematik. Dennoch kann der Blick in die Historie des Faches Potenziale und mögliche Perspektiven aufzeigen. Dies vielleicht nicht so sehr mit Blick auf den Baltendeutschen Georg Dehio und sein nati-



Abb. 3: Repräsentatives Zentrum der zu Sowjetzeiten für die Familien von Arbeitern in der Uran- und der Rüstungsindustrie ausgebauten „geheimen Stadt“ Sillamäe im Nordosten Estlands (2018).

onal geprägtes Denkmalverständnis, durchaus aber mit Bezug auf Alois Riegl oder Johann Rudolf Rahn, die um 1900 über die denkmalpflegerischen Wertbildungsprozesse in Vielvölkerstaaten nachdachten. Riegl etwa verband mit seiner Definition des Alterswerts als eines zukünftig zentralen Denkmalwerts nicht nur die Überwindung nationaler Eingrenzungen von Geschichtsbetrachtung, sondern auch ein Verständnis von Denkmalpflege, das in den Individuen und ihren subjektiven Erbewahrnehmungen und nicht mehr in den Institutionen seine eigentliche Referenz haben sollte. Damit stellte er die Grundfesten der damals erst seit Kurzem institutionalisierten Denkmalpflege infrage. Letztere betrachtete er ebenso wie historische Wertbildungen als Übergangssphänomene.²⁶

Im Vergleich zu Riegl waren die Positionen des „Vater[s] der Schweizerischen Denkmalpflege“ Johann Ludwig Rahn²⁷ vielleicht weniger radikal, aber auch er relativierte den zeitgleich im Deutschen Reich wertgeschätzten kunsthistorischen Leistungsbegriff. Die „große Superiorität“ der Kunst der Nachbarländer Frankreich und Deutschland „über die meistens ranglose Haltung unserer heimischen Monumente“ anerkennend, erschien ihm sein eigenes Land „arm an höheren Werken der bildenden Kunst.“ Dem Historiker böte sich ein „Bild voller Widersprüche, das durch mannigfaltige [...] Einflüsse“ gekennzeichnet

sei und ein „kosmopolitisches Gepräge“ aufweise. Die genaue Erforschung der Kunstgeschichte seines Landes empfahl und betrieb Rahn aber dennoch, da sich gerade in diesem Stilpluralismus und in den typischen „Stilverspätungen“ als „Summe“ ein „höheres Ganzes“ erkennen lasse, die Eigenart des produktiven „Volkslebens“, der eigentümliche „Nachlass“ der Schweiz.²⁸ Dazu zählte er ausdrücklich auch „kleinere [...], ländliche [...] Denkmäler, die [...] in ihrer Gesamtheit einen Beitrag zur Erklärung localer Stylrichtungen darbieten.“²⁹

Ähnliche Überlegungen haben auch die frühe Denkmalpflege in den baltischen Ländern und insbesondere deren Vordenker Wilhelm Neumann angestellt. Neumann dachte nicht nur über die Unterschiede zwischen kulturellen Zentren und Peripherie nach, sondern reflektierte ähnlich wie Rahn das Vielfältige als das Eigene. Auch für die baltische Kunst konstatierte er eine gewisse Armut „an hervorragenden Kunstdenkmalen.“³⁰ Verglichen „mit den Wunderwerken höchsten Kunstschaffens im einstigen Mutterland“ erschien ihm die heimische Kunst „bescheiden, bescheiden wie Feldblumen am Rain des Weges, der an dem Rosengarten des Nachbarn vorüberführt.“ Die Inventarisierung des Kunstbesitzes betrieb er aber dennoch mit Elan und betonte im Bild bleibend: „Aber auch Feldblumen haben ihren Reiz.“³¹



Abb. 3: Ruinen des ehemaligen sowjetischen U-Boot-Hafens von Hara am Rande des Nationalparks Lahemaa (2018).

Resümee

Diese frühen Reflexionen der Vielfalt und qualitativen Unterschiedlichkeit des kulturellen Erbes lassen sich für die aktuelle Debatte nutzbar machen. Auch heute geht es in dem größeren europäischen Kontext um die Anerkenntnis von Heterogenität – dies sowohl hinsichtlich des Erbes als auch bezüglich der Akteure. In Anlehnung an Rahn wäre es die „Summe“ der Überlieferung – in den Worten des Gestalttheoretikers Christian von Ehrenfels deren „Übersumme“ – und nicht so sehr die herausragende Einzelleistung, die die Besonderheit des kulturellen Erbes in Europa ausmacht. Das Kulturerbe Europas wäre demzufolge als die Summe seiner Teile zu verstehen und die Teile als Elemente eines größeren Ganzen, das in seiner Qualität – so die Theorie – über diese Teile hinausweist. Tilmann Breuer hat die Überlegungen von Ehrenfels in den frühen 1980er-Jahren für sein Nachdenken über Stadt- und Landdenkmale rezipiert;³² gleichermaßen anwendbar sind sie aber auch für andere Zusammenfassungen heterogener Bestandteile, vorausgesetzt, dass das jeweilige „Ganze“ eine erkennbare Identität besitzt, die es von anderen Entitäten unterscheidet und die so identifizier- und definierbar ist. Das Kulturerbejahr 2018 hat die Identität oder „Übersumme“ Europas weniger geografisch denn mit Bezug auf die gemeinsame Kultur und Werte gedeutet und hierin ein unverkennbares Ganzes mit vielfältigen nationalen, regionalen oder lokalen Ausdrucksformen konstatiert, die außer Neumanns „Rosen“ auch die „Feldblumen am Rain des Weges“ einschließen.

Vertreter*innen der Denkmalpflege als eines spezifischen Erbebelangs kritisierten die Fülle und Breite des Dargebotenen als Fehlen eines roten Fadens, d.h. als fehlende Auswahl und Gewichtung (im eigenen wissenschaftlichen Interesse). Es ist jedoch fraglich, ob das Bild des ‚roten Fadens‘ der Vielfalt des Erbes und der Diversität aktueller Erinnerungs- und Kulturbedürfnisse überhaupt noch gerecht werden kann. Nicht von ungefähr rückt die tradierte Differenzierung von Hoch- und Populärkultur seit geraumer Zeit zugunsten eines Vielfalt einschließenden Kulturbegriffs in den Hintergrund. Anstelle von vermeintlichen Eindeutigkeiten und roten Fäden avanciert deshalb das Bild des Netzes zu einem Leitbegriff der gegenwärtigen gesellschaftlichen Debatte. Dabei geht es nicht zuletzt um Neukontextualisierung, Perspektivenwechsel und auch um die Öffnung der wissenschaftlichen

und kulturellen Wissensbestände für Neubefragungen; es geht um Netzwerke, um Akteure und (vor allem) um Kommunikation.

„Vor diesem Hintergrund hat sich mit immer neuen Möglichkeiten der Gefährdung auch die Aufgabenstellung der Denkmalpflege ganz entschieden gewandelt. Denkmalpflege heute [...] ist etwas völlig anderes als Denkmalpflege um 1900 oder Denkmalpflege nach 1945. [...] Sie sollte es zumindest sein.“ Wenn Michael Petzet 1975 aus dieser Erkenntnis eines profunden gesellschaftlichen Wandels die Schlussfolgerung zog, moderne Denkmalpflege als „Umwelt-Therapie“ verstehen zu wollen und den Erhaltensbelang in einen größeren gesellschaftlichen Kontext zu integrieren,³³ so hat er damit auch einen Weg gewiesen für die aktuelle Debatte: Das ‚öffentliche Interesse‘ an Geschichte ist nichts statisch Gegebenes, es reagiert vielmehr auf gesellschaftliche Veränderungen und verlangt insofern immer wieder Anpassungsprozesse von den es vertretenden Institutionen. Mit der seit den frühen 1970er-Jahren virulenten Umweltthematik hat Petzet im Europäischen Denkmalschutzjahr einen übergeordneten, allen Menschen gemeinsamen Belang als übergeordneten Leitwert jeglicher Bewahrung formuliert, der seine Bedeutung bis heute nicht eingebüßt hat und dem Ressourcenverbrauchenden Industrie- und Postindustriezeitalter als grundsätzliche Bewahrensidee gewissermaßen eingeschrieben ist. Ernst Rudorff hat darauf bereits vor mehr als 100 Jahren aufmerksam gemacht. Diesem (möglichen) neuen denkmalpflegerischen Leitwert haben sich im Zuge der fortschreitenden Globalisierung und Egalisierung der Lebenskontakte seit einigen Jahrzehnten eine Fülle partikularer Identitätserwartungen hinzugesellt, die sich mit vielfältigen Geschichts-, Erinnerungs- und Authentizitätsbedürfnissen der Menschen verbinden und den Prozess einer fortschreitenden Singularisierung beschreiben.

Expert*innen müssen in dieser Debatte Position beziehen,³⁴ ein Netz zu diversen Akteuren, Fragestellungen und Kommunikationsbedürfnissen aufspannen und im Sinne Sauerländers Sinnangebote formulieren, die die zunehmende Kluft zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen, zwischen Noras „Geschichts-Pflicht“ und der von ihm konstatierten „Erinnerungs-Pflicht“ überwinden helfen.³⁵

Abbildungsnachweis

- 1 Konrad Scheurmann
- 2, 3 Ingrid Scheurmann
- 4 Konrad Scheurmann

Anmerkungen

- 1 Rellensmann, Luise: Kulturelles Erbe ohne Architektur? Gerhard Vinken über Big Beautiful Buildings und das Europäische Kulturerbejahr, in: https://www.baunetz.de/meldungen/Meldungen-Gerhard_Vinken_ueber_Big_Beautiful_Buildings_und_das_Europaeische_Kulturerbejahr_5372353.html (15.12.2018).
- 2 Siehe http://european-cultural-heritage-summit.eu/wp-content/uploads/2018/07/BerlinCall_WEB_dt_final.pdf (20.12.2018).
- 3 Siehe u.a. Lipp, Wilfried (Hg.): Denkmal – Werte – Gesellschaft. Zur Pluralität des Denkmalbegriffs, Frankfurt a. M., New York 1993; Scheurmann, Ingrid: Individualisierung und Warenwirtschaft. Igor Kopytoffs Biografie der Dinge, in: diess.: Konturen und Konjunkturen der Denkmalpflege, zum Umgang mit baulichen Relikten der Vergangenheit, Köln, Weimar, Wien 2018, S. 320–324; Reckwitz, Andreas: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Frankfurt/M. 2017.
- 4 „Rahmenkonvention über den Wert des Kulturerbes für die Gesellschaft“, Europarat 27.10.2005, siehe: http://www.dnk.de/_uploads/media/184_2005_Europarat_Rahmenkonvention.pdf, Präambel und Abschnitt III, Art.11c (18.6.2018).
- 5 Lipp, Wilfried; Petzet, Michael (Hg.): Vom modernen zum postmodernen Denkmalkultus? Denkmalpflege am Ende des 20. Jahrhunderts (= Arbeitshefte des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege; 69), München 1994.
- 6 S. Scheurmann, Ingrid: Nachmoderner Heritage-Kultus? Herausforderungen und Perspektiven der Denkmalpflege, in Scheurmann 2018, wie Anm. 3, S. 466–475.
- 7 Locher, Hubert: The Idea of Cultural Heritage and the Canon of Art, in: Debating German Heritage. Art History and Nationalism during the long Nineteenth Century, (= Studies on Art and Architecture / Studien für Kunstwissenschaft, 23, 3–4), Tallinn 2014, S. 20–35, S. 22f.
- 8 Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland: Thesen der Denkmalpflege, Wartburg 2.3.1990, in: Denkmalschutz. Texte zum Denkmalschutz und zur Denkmalpflege (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, 52), 4. Aufl. 2007, S. 186f, S. 186.
- 9 Das von den Positionen des DNK unterschiedene Verständnis von Heritage resp. kulturellem Erbe betonen der Trierer Tagungsbericht und auch die „Irritation“ der VDL, dass das DNK „zu wenig auf das baukulturelle Erbe Bezug nehme.“ S. Allerheiligen, Nadja: „Europäisches Kulturerbejahr 2018 – Erinnerung und Aufbruch“. Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in Trier, 10–13.6.2018, in: die Denkmalpflege 76. Jg., H.2, 2018, S. 159–169, S. 161.
- 10 So wird die Grenze zu Rekonstruktionen eingeebnet: Haspel etwa spricht von einem erweiterten Authentizitätsbegriff und von Rekonstruktionen als Ergänzung der „Denkmodelle“ von Konservatoren (Haspel, Jörg: Lernen von Spree-Athen? Rekonstruktivismen in der Stadterneuerung, in: Die Denkmalpflege 66, H. 1, 2008, S. 18–27, S. 25); ähnlich Harzenetter, der die neue Frankfurter Altstadt als „reflektierte [...] Wiederbringung verlorener Straßen- und Platzbilder“ bezeichnet (zit. nach Monume 5, 2018, S. 64).
- 11 Haspel, Jörg: Reden wir über das Gleiche? Das Verständnis von Denkmalpflege im europäischen Vergleich, in: Die Denkmalpflege 75, H. 2, 2017, S. 93–97, S. 95.
- 12 Reckwitz 2017, wie Anm. 3.
- 13 Siehe Denkmal – Erbe – Heritage. Begriffshorizonte am Beispiel der Industriekultur, hg. von Simone Bogner u.a. (= Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege, 27), Holzminden 2018.
- 14 Siehe u.a. Oechelhaeuser, Adolf von: Wege, Ziele und Gefahren der Denkmalpflege, Festrede bei dem Feierlichen Akte des Rektoratswechsels an der Grossherzoglich Technischen Hochschule Fridericiana zu Karlsruhe 1909, Karlsruhe [1909], S. 20.
- 15 S. dazu Scheurmann 2018, wie Anm. 3, S. 304–314.
- 16 Riegl, Alois: Bestimmungen zur Durchführung des Denkmalschutzgesetzes, in: Bacher, Ernst (Hg.): Kunstwerk oder Denkmal? Alois Riegl Schriften zur Denkmalpflege (Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege; 15), Wien, Köln, Weimar 1995, S. 121–144, S. 144.
- 17 Fragen an die Denkmalpflege, in: archithese 11, 1974, S. 37–54, S. 41 (Lucius Burckhardt).
- 18 Siehe etwa: Sauerländer, Willibald: Erweiterung des Denkmalbegriffs? In: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 33, H. 1/2, 1975, S. 117–130, S. 125; Hoffmann-Axthelm, Dieter: Plädoyer für die Abschaffung der Denkmalpflege (aus: Arch+ 54, 1980), in ders.: Wie kommt die Geschichte ins Entwerfen? Aufsätze zu Architektur und Stadt (Bauwelt Fundamente; 78), Braunschweig, Wiesbaden 1987, S. 181–197, S. 182, 196.
- 19 Rettet Eisenheim. Gegen die Zerstörung der ältesten Arbeitersiedlung des Ruhrgebietes, hg. Projektgruppe Eisenheim der Fachhochschule Bielefeld, Bielefeld 1973.
- 20 Sauerländer 1975, wie Anm. 16, S. 124.
- 21 Petzet, Michael: Der Neue Denkmalkultus am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Lipp/Petzet 1994, wie Anm. 5, S. 13–20, S. 15.
- 22 Hoffmann-Axthelm (1980) 1987, wie Anm. 15, S. 196.
- 23 U.a. Borst, Otto: Vom Nutzen und Nachteil der Denkmalpflege für das Leben, in: Lipp 1993, wie Anm. 3, S. 85–119.
- 24 Smith, Laurajane: Uses of Heritage, Oxford 2006, S. 11f.
- 25 S. Debating German Heritage, wie Anm. 7; s. auch Born, Robert; Janátková, Alena; Labuda, Adam S. (Hg.): Die Kunsthistoriographien in Ostmitteleuropa und der nationale Diskurs, Berlin 2004. siehe auch Hein, Ants: Denkmäler der sowjetischen Ära in Estland, in: Bildersturm in Osteuropa. Die Denkmäler der

- komunistischen Ära im Umbruch (= Hefte des Deutschen Nationalkomitees von Icomos XIII), München 1994, S. 69–75; Danyel, Jürgen; Drachenberg, Thomas, Zündorf, Irmgard (Hg.): Kommunismus unter Denkmalschutz? Denkmalpflege als historische Aufklärung (= Forschungen und Beiträge zur Denkmalpflege im Land Brandenburg 16), Worms 2018.
- 26 Riegl, Alois: Wesen und Entstehung des modernen Denkmalkultus (1903), in: Bacher 1995, wie Anm. 16, S. 53–97, S. 60.
- 27 Siehe Mondini, Daniela: Johann Rudolf Rahn – Zum 100. Todesjahr. Einführung, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, 69, H.3/4, Zürich 2012, S. 237–239, S. 237.
- 28 Rahn, Johann Rudolf: Geschichte der Kunst in der Schweiz, Zürich 1876, Vorwort S. VI.
- 29 Zit. nach Noell, Matthias: Durch die terra incognita – Die Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler von Johann Rudolf Rahn und der Beginn einer systematischen Denkmalerfassung in der Schweiz, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie 2012, wie Anm. 25, S. 253–257, S. 253.
- 30 Neumann, Wilhelm: Die Erhaltung unserer Denkmäler, in: Baltische Monatsschrift 35, 1888, S. 351–359, S. 354.
- 31 Zit. nach: Jökalda, Kristina: Baltic Identity via German Heritage? Seeking Baltic German Art in the Nineteenth Century, in: Debating German Heritage, wie Anm. 5, S. 79–110.
- 32 Breuer, Tilman: Stadtdenkmal und Landdenkmal als Grenzbegriffe der Baudenkmalkunde (1982), zit. nach Huse, Norbert: Denkmalpflege. Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten. 3. Aufl. München 2006, S. 231–234, S. 231.
- 33 Petzet, Michael: Eine Zukunft für unsere Vergangenheit? Denkmalpflege und Denkmalschutzjahr 1975, in: Eine Zukunft für unsere Vergangenheit. Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland. Katalog zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 [Wanderausstellung 1975 – 1976], Redaktion Michael Petzet u. Wolfgang Wolters, München 1975, S. 7–37, S. 8, 14.
- 34 S. dazu Scheurmann, Ingrid: Vom Denkmalschutzjahr 1975 zum Kulturerbejahr 2018. Kontinuität oder Paradigmenwechsel? in: Die Denkmalpflege 76. Jg., H. 2, 2018, S. 122–128.
- 35 Nora, Pierre: Erinnern und kollektive Identität. (= Tagung der Herbert-Quandt-Stiftung „Zukunft des Gewesenen – Erinnern und Vergessen an der Schwelle des neuen Millenniums“, 1999), Bad Homburg 1999, S. 22.

Architekturgeschichte und Kulturerbe in Estland

Eine wechselseitige Beziehung*

KRISTA KODRES

SUMMARY

The article attempts to elucidate the relationships between the historiography of art and architecture as it relates to heritage in Estonia and the local practice of heritage conservation, as well as to present historiography's connection to other political and cultural processes. The author concentrates on the 20th century, focusing on two periods: that of the Estonian republic between the World Wars, and the Soviet era from 1940-1991. Among her claims is that the practice of heritage conservation protection, in particular during the Soviet period, had a decidedly positive effect on the discourse of architectural history. Whereas at the beginning of the 20th century, when Estonian conservation was still in its infancy, it was the academic discipline of art history that selected and defined heritage and thus dominated the formation of a (bitter) national historic memory, in the Soviet era it was conservation that offered a new view on architectural history and on history more generally, and thus challenged art history's narrow-minded conceptions.

Die Anfänge der Denkmalpflege in Estland

Im Jahre 1896 verfassten Eugen von Nottbeck und Wilhelm Neumann, zwei Wissenschaftler, die in der Historiografie der Geschichte und Kunstgeschichte Estlands und Lettlands deutliche Spuren hinterlassen haben, das Vorwort zu ihrem mehr als 500-seitigen Werk *Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval*. Das Ziel dieser Arbeit war nach eigener Aussage „der Wunsch, das Vorhandene in Wort und Bild der Nachwelt möglichst zu erhalten und mit einer Inventarisierung der Kunstdenkmäler zugleich eine Geschichte der Stadt Reval zu verbinden ...“.¹

15 Jahre später gab Wilhelm Neumann das *Merkbüchlein zur Denkmalpflege auf dem Lande* heraus, das für sämtliche Pfarrer der Gouvernements Estland und Livland gedacht war und mit dem er das Sakralerbe im Auge hatte. In der Einleitung lieferte er eine Definition des Denkmalbegriffs und bestimmte erneut das Ziel seiner Pflege: „Die Denkmäler der Kunst und der Kultur sind die Zeugen der geschichtlichen Vergangenheit unserer Heimat. Der Zweck ihrer Pflege ist das Bewusstsein unserer Zusammengehörigkeit mit dem heimatlichen Boden, dem sie entsprossen sind, und das Andenken an die Vorfahren aufrecht und lebendig zu erhalten“.² Zugleich gestand er, „unserem Land“ mangelt es an „wissenschaftlich und künstlerisch gebildete[n] Persönlichkeiten“.³

Wie durch den letzten Satz deutlich wird, sind für Neumann „wissenschaftliche und künstlerische“, das heißt kunstgeschichtliche Kenntnisse das Fundament für eine denkmalpflegerische Beschäftigung, sozusagen der Nullpunkt, von dem die Denkmalpflege ihren Anfang nimmt. Ziel kunsthistorischer Forschung und denkmalpflegerischer Betätigung war es in seinen Augen, sich der Zugehörigkeit zu seinem Land bewusst zu werden und damit zugleich eine moralische Pflicht seinen Vorfahren gegenüber zu erfüllen, denn es sind die Denkmäler, welche deren Erinnerungen auch für kommende Generationen lebendig erhalten. Neumann verstand die Denkmalpflege folglich als identitätsstiftend.

Diese Verbindung von historischer Forschung und Kunsterbe, die Wilhelm Neumann betonte, war Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts in der deutschsprachigen Gedankenwelt längst keine neue Kombination mehr. Aus Sicht der historischen Forschung war es die Aufgabe des Historikers, anstelle einer einfachen Beschreibung der Fakten (was lange die vorherrschende Methode der Geschichtsschreibung gewesen war) ‚anschauende Erkenntnis‘ zu setzen, das heißt eine Interpretation der Fakten zu ermöglichen, indem man ihnen eine Bedeutung verlieh. Natürlich aber verlangte auch diese neue Ebene der historischen Forschung, dass unter den Fakten und Ereignissen eine Auswahl getroffen werden musste, was wiederum voraussetzte, dass der jeweilige Wissenschaftler ihnen bereits einen bestimmten Wert im allgemeinen geschichtlichen Entwicklungsprozess zuerkannte. Diese bald allgemein verbreitete These verlieh der Geschichtsschreibung für lange Zeit eine zugleich moralische wie kulturpolitische Grundlage, ein Fundament, von dem aus historische Fakten – und, in unserem Kontext, die materiellen Objekte – überhaupt erst ausgewählt wurden. Außerdem forderten die Aufklärer, dass unterschiedliche Völker und geschichtliche Perioden als gleichwertig begriffen werden müssten.⁴ Jedoch spielten auch ästhetische Bevorzugungen der bereits entwickelten Disziplin der Kunstgeschichte bei der Interpretation der Kunst- und Architekturobjekte noch lange eine ganz wesentliche Rolle. Was ich mit dieser umständlichen Erörterung zu sagen versuche, ist zweierlei: Ein von einer nationalen Position bestimmter geschichtlicher Diskurs sowie der zeitlich und örtlich bedingte Kanon der Kunstgeschichte hatten einen wesentlichen Einfluss darauf, welche Objekte einer Pflege und Bewahrung für würdig befunden wurden und wie die Entscheidungen darüber rhetorisch legitimiert wurden.

Das deutschbaltische Erbe

Auch in Estland hinterließ das „lange 19. Jahrhundert“ maßgebliche Spuren. Deshalb komme ich zunächst kurz auf den eben schon erwähnten Wilhelm Neumann zurück. Neumann schrieb die ersten Aufsätze zu Themen der hiesigen Architektur- und Kunstgeschichte⁵, die den akademischen Standards Ende des 19. Jahrhunderts entsprachen, aber er war auch der Erste, der den Denkmalschutz zu definieren und zu aktivieren versuchte, zu einer Zeit, als nicht einmal ein Denkmalschutzgesetz für das ge-

samte russische Reich existierte. Zudem forschte Neumann in einer Zeit, die von der Russifizierungspolitik des russischen Imperiums gekennzeichnet war. Das führte bei der deutschbaltischen Minderheit zu dem Wunsch nach einem eindrucksvollen Selbstbild. Auch Wilhelm Neumann entlehnte sein geschichtliches und kunstgeschichtliches Narrativ und seine Vorstellungen von Denkmalschutz aus der Mitte der deutschbaltischen kulturellen Überzeugungen und deren Interessen. Seine Lieblingsobjektgruppen waren Kirchen des Mittelalters und Malerei des Klassizismus.

An dieser Stelle sei daran erinnert, dass die nördlichen Gebiete an den Ostufern der Ostsee überwiegend im Verlauf des 13. Jahrhunderts kolonialisiert und christianisiert wurden. Die Kolonialmacht, das heißt die örtliche weltliche und kirchliche Gewalt, wurde vorwiegend von Vertretern deutscher Herkunft ausgeübt, die auch die städtische und ländliche Elite bildeten; die Esten bildeten das Landvolk. Folglich lässt sich in diesem Zusammenhang von einer nahezu 700 Jahre währenden Existenz zweier paralleler Kulturen sprechen. Die lange Kolonialzeit endete im Jahre 1918, als die Esten ihre Republik gründeten.



Abb. 1: Die mittelalterliche Tallinner Nikolaikirche wurde nach dem Zweiten Weltkrieg wiederaufgebaut und dient als Museum und Konzertsaal.

Die estnische Republik und das Konstruieren des „estnischen Erbes“

Eine eigene Republik bedeutete unter anderem auch, dass die Esten zum ersten Mal die politische Gewalt über die hiesigen materiellen Güter ausübten. Diese Gewalt wurde auch nahezu unmittelbar zur Anwendung gebracht, indem jene deutschbaltischen Gutsbesitzer, die sich dem sogenannten Landeswehrkrieg gegen die Esten angeschlossen hatten, enteignet wurden. Andererseits musste die junge Republik im Hinblick auf das ihr zugefallene fremde Erbe einen eigenen Standpunkt entwickeln.⁶ Bei diesem Prozess erhielten die Begriffe Nationalität, eigene Kultur, künstlerische Unabhängigkeit und Entwicklung Aktualität, die, nun bereits in einer Interpretation aus estnischer Perspektive, ihren Ausdruck in Kunstwissenschaft und denkmalpflegerischer Betätigung fanden.



Abb. 2: Die Tallinner Altstadt wurde 1966 in ihrer Gesamtheit unter Denkmalschutz gestellt.

In der estnischen Republik wurden zwei Denkmalschutzgesetze (1925, 1936) eingeführt und in diesem Zusammenhang auch die erstmalige Registrierung von Altertümern und Denkmälern durchgeführt, die in den Jahren 1921–1925 vorgenommen wurde.⁷ Im ersten Denkmalschutzgesetz von 1925 wurde festgelegt, dass als „muinaswarad“ (Altertümer) jene Objekte zu gelten hätten, „deren nationale, wissenschaftliche oder kunsthistorische Bedeutung in der vom Gesetz vorgegebenen Weise anerkannt worden ist“, und das hieß, anerkannt vom Rat für Denkmalschutz, der in den Kompetenzbereich des Bildungsministeriums gehörte.⁸ Der Rat für Denkmalschutz setzte sich aus Professoren für Altertumsforschung, Kunstgeschichte, der Geschichte Estlands und der nordischen Länder sowie dem Leiter des Estnischen Nationalmuseums zusammen. 1926 fanden sich auf der Vorschlagsliste der zu schützenden Objekte die ersten 1102 Einträge. Nahezu alle Objekte, die als Immobilien klassifiziert wurden, stammten aus der Zeit „vor“ dem Beginn der Kolonisation und gehörten als „Zeugen“ der estnischen vorkolonialen Geschichte in den Bereich der Archäologie.⁹ Des Weiteren wurden aber 1926 auch bereits „historische Objekte“ verzeichnet und so enthielt die Liste von 1926 auch 7 Kirchen, 3 Klöster und 14 Befestigungsanlagen. In den nächsten fünf Jahren steigen diese Zahlen dann sprunghaft an: 1931 finden sich auf der Liste bereits 92 Kirchen, 7 Klöster, 14 Kapellen, 37 „Schlösser“ (Herrenhäuser), 14 Befestigungen usw.¹⁰ Auffallend ist, dass dieser sprunghafte Anstieg vor allem das deutschbaltische Erbe betrifft. Zugleich fällt auf, dass im Bereich der Kirchen die Liste durchaus repräsentativ war (zu jener Zeit existierten insgesamt ca. 150 evangelisch-lutherische Kirchen, die russisch-orthodoxen Kirchen nicht eingerechnet) und vor allem jene Kirchen umfasste, die aus dem 13. bis 15. Jahrhundert stammten. Dagegen war die Liste im Bereich der Herrenhäuser eher spärlich (selbst wenn die Zahl der verzeichneten Objekte bis 1934 von 37 auf 56 angestiegen war), denn große und architektonisch repräsentative Herrenhäuser gab es in Estland etwa 200. Ob der Hintergrund einer solchen Auswahl eine deutschenfeindliche Haltung war, die in den 1920er- und 1930er-Jahren in der estnischen Öffentlichkeit sehr verbreitet und eine Reaktion auf jene sprichwörtlichen „700 Jahre Leibeigenschaft“ war, oder ob man einfach nur noch nicht mit der Inventarisierung weiter vorangekommen war, muss dahingestellt bleiben. Doch



Abb. 3: Das Herrenhaus Palmse steht seit den 1920er-Jahren unter Denkmalschutz und wurde in den 1980er-Jahren als Repräsentationsgebäude renoviert.

ich wage zu vermuten, dass „wissenschaftliche und kunsthistorische Bedeutung“ schließlich doch gegenüber nationaler Engstirnigkeit die Oberhand behielten. Davon zeugt auch eine 1934 verfasste Zusammenfassung, nach der die Denkmalpflege in der Estnischen Republik sich hauptsächlich auf Objekte des Mittelalters, aber auch des Barock und Klassizismus konzentrierte, welche „von historischer Bedeutung waren oder den Stil jener Epochen in typischer Weise repräsentierten“.¹¹ Auch das im Jahre 1936 verabschiedete neue Denkmalschutzgesetz der Estnischen Republik definierte Altertümer erneut als *alle* jene Objekte, „die von nationaler, wissenschaftlicher oder kunsthistorischer Bedeutung“ waren.¹²

Wenn wir nun auf die Bedeutung der Kunsthistorik im Prozess der Denkmalpflege zu sprechen kommen, muss man zustimmen, dass „der Universität Tartu und insbesondere den Kunsthistorikern, sowohl den Lehrkräften, wie den Studenten, bei der Auswahl und der Kartierung des Erbes eine zentrale Rolle zukamen“.¹³ Helge Kjellin, der erste Professor für Kunstgeschichte an der Universität Tartu, legte nach skandinavischem Modell den Grundstein für kunsthistorische Untersuchungen in Estland, was im Jahre 1933 von einem anderen Schweden, Sten Karling, fortgesetzt wurde. Die Studenten der Kunstgeschichte der Universität

waren an der Inventarisierung des Kunsterbes beteiligt und in der Regel beschäftigten sie sich auch in ihren Abschlussarbeiten mit der Erforschung hierigen Materials.¹⁴ Das entsprach genau den staatlichen Vorgaben: Das 1925 verabschiedete Gesetz der Universität Tartu unterstrich die Notwendigkeit „die allgemeine, besonders aber die das Leben in Estland betreffende Wissenschaft voranzutreiben“.¹⁵

Die dringende Notwendigkeit, sich mit dem Erbe der Vergangenheit auf eine europäische Weise in Beziehung zu setzen, führte parallel zu dessen gesetzlicher Anerkennung als Denkmal auch zu einer rhetorischen „Aneignung“. Letzteres bedeutete praktisch das Umdefinieren der sogenannten „baltischen“ Kunst zu einem „estnischen Kunsterbe“ und die Konstruktion eines entsprechenden kunsthistorischen Narrativs. Als einen Meilenstein in diesem Prozess kann man die 1932 erschienene 300-seitige *Kunstgeschichte Estlands* betrachten, die übrigens eine 60-seitige Zusammenfassung in deutscher Sprache enthielt. Der Autor, Alfred Waga, behandelte darin die einheimische Hochkultur des Mittelalters: Kirchen, Schlösser, Stadtarchitektur und -kunst, das heißt gerade jene Art materiellen Erbes, das nun wirklich in keiner Weise mit den Esten und dem Estentum zusammenhing. Trotzdem überzeugte der Autor den Leser, dass es sich „nicht“

um deutsche Kolonialkultur handele, „wie uns bisher die deutschbaltische Kunstgeschichte glauben zu machen versuchte“, sondern „um den Teil einer vollwertigen kunstgeographischen Einheit, des nordisch-baltischen Artedominium.“¹⁶ Letztere Konzeption entlehnte Waga von Johnny Roosval, Professor an der Universität Stockholm, der die baltisch-nordische Kunstregion als ein einziges „Geschmacksgebiet“ beschrieb, dessen Zentren Visby (12.–14. Jh.) und Lübeck (14.–16. Jh.) waren.¹⁷ Wie sein Vorbild Roosval betrachtete auch Waga Kunst und Architektur als territoriale, geografische und nicht als nationale Phänomene, eine Interpretation, die es erlauben sollte, das Erbe einer „700-jährigen Leibeigenschaft“ für die Esten zu reklamieren.

Regermanisierung und Sowjetisierung des Erbes

In der ersten Phase der sowjetischen Okkupation, die von 1940 bis 1941 dauerte, wurde das bis dahin geltende Gesetz für Denkmalschutz nicht geändert und die verantwortlichen Institutionen konnten ihre Arbeit fortsetzen. Auch während der deutschen Okkupation von 1941 bis 1944 ging die Denkmalpflege auf der Grundlage desselben Gesetzes weiter, doch es ist klar, dass diese Kontinuität nun eine andere Einstellung verbarg. Das Projekt der Deutschen Akademie „Deutsche Kunst im Osten“, mit dem bereits seit den 1930er-Jahren in Hitlerdeutschland begonnen worden war und welches unter anderen von dem deutschbaltischen Kunsthistoriker Niels von Holst geleitet wurde, behandelte das Baltikum als ein Gebiet des deutschen Kulturrasms und die Ostseekunst als nationales deutsches Kulturerbe.¹⁸ In totalitären Gesellschaften, wie es Hitlerdeutschland und die Sowjetunion waren, ist die Interpretation der Geschichte natürlich Sache des Staates.¹⁹ Die Behandlung der Geschichte hängt von der geltenden ideologischen Doktrin ab. In der Sowjetunion war deren Grundlage das marxistisch-leninistische Geschichtsverständnis vom Klassenkampf, in dem sich die unterdrückende Klasse der Produktionsmittelbesitzer und das ausgebeutete Proletariat gegenüberstanden. Nach der seit den 1920er-Jahren in der Sowjetunion festgeschriebenen Auffassung Lenins war das Proletariat der berechtigte Erbe aller bisherigen Kultur und verantwortlich für ihre Weiterentwicklung. Architektur- und Kunstdenkmäler gehörten folglich dem Volke. Nach diesem ideologischen Standpunkt hatte das Volk also die ihm von der Vergangenheit „anvertraute“ Kultur zu pflegen

und dieses Prinzip hatte in der Sowjetunion auch grundsätzlich seine Gültigkeit.²⁰

Allerdings war es charakteristisch für das Sowjetregime, dass sogar die von ihr selbst aufgestellten Grundsätze von der Staatsmacht manipuliert wurden. Die Haltung zu einem Architekturdenkmal konnte davon abhängen, wie die geschichtliche Periode, aus der es stammte, im Marxismus-Leninismus bewertet wurde, oder auch einfach vom Typ eines Gebäudes. Damit die historische Architektur zu einem Erbe des Sowjetstaates werden konnte, mussten die Wertmaßstäbe neu formuliert werden, neue Gesetze verabschiedet werden, neue Institutionen geschaffen und die praktische Pflege und Restaurierung der Objekte in Gang gesetzt werden. Im Hinblick auf die Institutionen muss man erwähnen, dass das staatliche Denkmalschutzsystem der Estnischen SSR erst seit den 1950er-Jahren geordnet wurde. Zu ihm gehörten sowohl kontrollierende, Forschung betreibende wie exekutive Organisationen (Letztere hatten die Restaurierungen praktisch umzusetzen). Im Bereich des Architekturerbes war das zentrale Forschungs- und Planungsinstitut *Eesti Ehitusmälestised* (Estnische Baudenkmäler), welches bis 1992 aktiv war. Ende der 1980er-Jahre arbeiteten dort 285 Angestellte, darunter ca. 30 Kunsthistoriker, pro Jahr wurden dort 250–300 größere oder kleinere architektonische Objekte untersucht und geplant.²¹

1947 wurde in der Estnischen SSR die erste Liste der unter Denkmalschutz gestellten Architekturdenkmäler verabschiedet, die 256 Objekte umfasste.²² Neun davon waren in einem Beschluss des Architekturkomitees der UdSSR sogar zu Denkmälern von Bedeutung für die gesamte Sowjetunion erklärt worden. Allerdings hatten unterschiedlichste Umstände einen Einfluss bei der Verwirklichung dieser Pläne. Einer, wie schon erwähnt, war der Blick der neuen Staatsmacht auf die estnische Geschichte, der zugleich die Grundlage dafür war, was als wertvolle historische Architektur in das staatliche Erbe eingehen konnte. Bereits 1945 hatte Johannes Semper, Leiter der Verwaltung der Künste der ESSR verkündet, das „bisherige Kulturerbe müsse kritisch hinterfragt und einer Neubewertung unterzogen werden ...“²³. „Neubewertung“ hieß für die Kommunisten, dass der russischen Komponente in der estnischen Geschichte mehr Bedeutung zukommen sollte und entsprechend der Stellenwert des deutschbaltischen Erbes schwanken musste.

1952 erschien die *Geschichte der Estnischen Sozialistischen Sowjetrepublik*, in der die estnische Geschichte systematisch von einem marxistisch-leninistischen Standpunkt aus neu formuliert wurde. In dem Kapitel „Die estnischen Gebiete als Teil des russischen Imperiums im 18. Jahrhundert“ stand geschrieben: „Auf dem Gebiete der Kunst profitierten die baltischen Länder durch die Vereinigung mit Russland deutlich. Die estnischen Gebiete waren bislang von den führenden Kunstzentren abgeschnitten gewesen, fanden sich aber jetzt in unmittelbarer Nähe St. Petersburgs wieder, einer sich rasant entwickelnden Kunstmetropole. Und ihr Einfluss wuchs ständig.“²⁴

Von dieser Position aus, bei der Russland im Mittelpunkt stand, konstruierte man Anfang der 1950er-Jahre auch eine neue Sicht der Architekturgeschichte. 1953 veröffentlichte die zentrale Kulturzeitung *Sirp ja Vasar* (Sichel und Hammer) eine „Beichte“ der Architekturforscher. Als wichtigste Versäumnisse wurden dort aufgezählt: die Übernahme der Konzeption eines deutschbaltischen „Kulturträgers“ und der deutlich übertriebene Einfluss der schwedischen Kunst, obwohl es doch darum gehen müsse, „die tatsächlichen Traditionen zu erforschen, die fruchtbaren Beziehungen zur russischen Architektur beispielsweise,“ sowie darum, „die übeln Machenschaften einer bourgeois Wissenschaft zu entlarven“.²⁵

Obwohl diese neue Geschichtsauffassung erst Anfang der 1950er-Jahre formuliert wurde, beeinflusste sie die Bewertung der Denkmäler bereits früher und bildete die Grundlage ihrer Hierarchisierung. Beispielsweise war das erste nach dem Krieg restaurierte Gebäude das Haus Peters I. in Kadriorg, ein architektonisch unscheinbares kleines Haus, dessen Wiedereröffnung im Jahre 1945 von dem in der russischen wie der sowjetischen Geschichtsschreibung verbreiteten Mythos vom Zaren als einem das einfache Leben und das einfache Volk liebenden Herrschers begleitet wurde. 1946 wurde das zweite Objekt aus der Zeit Peters des Großen in Ordnung gebracht, das Schloss Kadriorg, und dem Staatlichen Kunstmuseum Tallinn zur Verwendung übergeben. In Tartu wurde das Denkmal Barclay de Tollys restauriert, der als Oberbefehlshaber die russischen Truppen gegen Napoleon geführt hatte.

Die Aufwertung der historischen Kulturleistungen der estnischen Arbeiterschaft erwies sich in der Folge paradoxerweise nicht nur für die Sowjetmacht als ein nützliches ideologisches Instrument.



Abb. 4 a, b: Das Schloss Kadriorg, Sommerresidenz der russischen Zaren, wurde erstmals in den 1920er-Jahren und dann erneut 1946 dem Estnischen Kunstmuseum zur Benutzung überlassen.

Die Argumentationsweise der Machthaber wurde beispielsweise auch angewendet, um die Idee, die Gutshofarchitektur unter Denkmalschutz zu stellen, zu verteidigen. In den Jahren 1977 bis 1985 wurde ein umfangreiches Programm der Inventarisierung der „von dem estnischen Volk“ gebauten

Herrenhäuser auf den Weg gebracht. Auf Vorschlag von Helmi Üprus, Juhani Maiste, Ants Hein und Olaf Suuder wurden 242 Gutsensembles unter Denkmalschutz gestellt.²⁶

Eine ideologisch geschickte Argumentation und der Einklang mit dem Geist des Gesetzes vermochten es jedoch nicht immer, die Denkmäler vor dem Untergang zu bewahren. Es hatte also nicht immer etwas zu bedeuten, dass sich ein Gebäude auf der Liste der Architekturenkmäler fand und für wertvoll erachtet worden war.²⁷ Sowohl die mittelalterliche Nikolaikirche in Pärnu als auch die Altstadt Narvas hatten beide auf der Liste der wieder aufzubauenden Objekte aus dem Jahre 1947 gestanden, doch das hatte sie nicht zu retten vermocht. Aber auch die in Tallinn befindliche Abtei des orthodoxen Klosters von Kuremäe (gebaut in 1900–1902) und die jüdische Synagoge (1885) wurden in Nachkriegsjahren niedergeissen. In den 1960er- bis 1980er-Jahren kam es allerdings selten vor, dass unter Denkmalschutz stehende Gebäude abgerissen wurden. Die UdSSR war der UNESCO beigetreten und hatte das Rahmendokument zum Schutz der europäischen Kulturdenkmäler, die Europäische Kulturkonvention, unterschrieben. Ein Ignorieren internationaler Vereinbarungen lag seit den Jahren des ‚Tauwetters‘ nicht länger im außen- wie im innenpolitischen Interesse.

Das Problemfeld der Denkmalpflege

Ich werde nun zum Schluss versuchen, auf einige Probleme zu sprechen zu kommen, die in der spätsozialistischen Phase für die Denkmalpflege in Estland zentral waren. Sie gehen zum größten Teil von den für die 1960er- bis 1980er-Jahre auch international typischen Problemstellungen aus. Für die Denkmalpflege in Estland waren das jedoch neue Fragen. Zugleich möchte ich behaupten, dass das internationale Wirkungsfeld der Denkmalpflege und die Kontakte, welche sie mitbrachte, sich auch äußerst fruchtbar auf die Behandlung der örtlichen Architekturgeschichte ausgewirkt haben.

Zuerst das urbane Umfeld. Die ersten Früchte einer urbanistischen Modernisierung waren in Estland Anfang der 1950er-Jahre in Narva zu sehen, wo die Altstadt abgerissen und Anfang der 60er-Jahre mit Wohnhäusern in freier Planung bebaut wurde. 1963 stellte der Architekt Paul Härmson die rhetorische Frage „Stadtzentrum oder Museum?“ bereits mit Blick auf die Altstadt in Tallinn.²⁸ Damals war sofort ein Großteil der Intellektuellen in

Estland bereit, für die Verteidigung der historischen Altstadt „auf die Barrikaden zu gehen“. Im Gegensatz zu „den Russen“ empfand man die historische Umwelt als „irgendwie anders“ und jene modernistische Denkweise, für die zur gleichen Zeit in der bildenden Kunst aufrichtig gekämpft wurde, brachte nun bei den Esten eine national-konservative Haltung zum Vorschein.

Mit einem gewissen Stolz lässt sich also darauf zurückblicken, dass von 1973 bis 1985 in der Estnischen SSR 11 historische Stadtzentren unter Denkmalschutz gestellt wurden (Tallinn, Tartu, Pärnu, Haapsalu, Võru, Kingissepa, Viljandi, Rakvere, Paide, Narva, Valga), außerdem die Kleinstadt Lihula und das Dorf Koguva und zusätzlich noch die bereits oben genannten 242 Herrenhäuser.²⁹ Bereits 1966 war die Tallinner Altstadt in ihrer Gesamtheit unter Denkmalschutz gestellt worden, als erste ihrer Art in der gesamten Sowjetunion und eine der ersten in Europa. 1987 wurden auch die historischen Wallanlagen der Stadt in die Liste aufgenommen. Die Idee eines einheitlichen historischen Umfelds wurde auch auf die Stadtteile übertragen. Gestützt auf diese Idee vermochte man seit Ende der 1960er-Jahre im Tallinner Stadtteil Kadriorg/Katharinenthal und seit Anfang der 1980er-Jahre in den historischen Vorstädten Nõmme, Lilleküla und Kalamaja eine deplatzierte „Ergänzungsbauung“ im Wesentlichen zu verhindern. Dass der Denkmalschutz sich der Stadtteile außerhalb des Zentrums annahm, war von besonderer Bedeutung, denn hier wurde zum großen Teil estnisches Milieu vom Beginn des 20. Jahrhunderts geschützt, was auch eine emotionale Angelegenheit war.³⁰

Das zweite Problem, das seit den 1970er-Jahren aktuell wurde, war die Frage der Originalsubstanz. Der Denkmalschutz fühlte sich lange verpflichtet, gleichzeitig das ästhetische Ganze der Bauwerke sowie ihre Funktionalität zu berücksichtigen. Wie auch anderswo war das eine große Herausforderung. Denn die Funktionen änderten sich ja wesentlich. Die Tallinner Nikolaikirche beispielsweise konnte aus ideologischen Gründen nicht als Sakralbau wiederhergestellt werden. Sie wurde in ein Museum und einen Konzertsaal umfunktioniert.³¹ Ein großer Teil der historischen Gebäude und Gebäudekomplexe konnte beim besten Willen seine frühere Funktion nicht länger erfüllen. So wurden aus den früheren Burgen Museen und auch der ehemalige Tallinner Stadtspeicher wurde nach seiner Rekonstruktion zum Museum für Kunstgewerbe.

Viele Herrenhäuser wurden zu Repräsentationsgebäuden von Kolchosen oder anderen Institutionen und in zahlreiche Gutshäuser zogen Schulen ein oder sie wurden als soziale Pflegeeinrichtungen verwendet. Die Kellerräume einer Vielzahl mittelalterlicher Stadthäuser wurden in Restaurants und Kneipen verwandelt, was besonders in der Tallinner Altstadt populär war. Und natürlich bedeutete eine neue Funktion stets einen Eingriff in den vorliegenden architektonischen Zustand des jeweiligen Gebäudes.

Charakteristisch für die Denkmalpflege im Estland der Sowjetzeit war, dass man bei der Erhaltung des Erbes eher vom Grundgedanken der Rekonstruktion, also einer Wiederherstellung des Originals ausging. Dabei war das Beispiel anderer sozialistischer Länder wohl wichtig, aber der tiefere Grund dafür war anscheinend die aus dem kunstgeschichtlichen Diskurs übertragene Überzeugung, wertvoll sei vor allem eine ästhetisch ganzheitliche architektonische Lösung. So bevorzugte man bis Ende der 1980er-Jahre hinein eine Neuanfertigung fehlender Teile, zuweilen sogar eine Kopie der äußeren Erscheinung ganzer Gebäude. Die Schattenseite solchen Restaurierens war natürlich die Zurückweisung des Grundsatzes der Geschichtlichkeit, denn im Interesse eines ästhetischen Ganzen eliminierte man all jene Spuren, die spätere Zeitalter in und an den Objekten hinterlassen hatten.

Der Kunsthistoriker Juhan Maiste schrieb 1988, dass in der Begeisterung darüber, die Geschichte wiederherzustellen, so vieles wahrhaftig Alte zerstört worden war. Eine Serie von Artikeln Maistes, die unter dem Titel *Das historische Tallinn – Rätsel der Sphinx?* in der Wochenzeitung *Sirp ja Vasar* erschien, war der erste ernst zu nehmende Versuch, die Praxis der Denkmalpflege theoretisch und im Lichte aktueller Ansätze zu analysieren.³² Der Weg vom „ästhetischen Restaurieren“ zum „kritischen Restaurieren“ hatte sich nun aufgetan, doch zur bestimmenden Richtung der staatlichen Denkmalpflege wurde Letzteres erst in den 1990er-Jahren.

Fazit

Die Konstruktion einer nationalen Geschichte und Kunstgeschichte, die 1918 in der soeben gegründeten Estnischen Republik einsetzte, bildete einen unabdingbaren Teil der Entwicklung einer nationalen Identität und musste sich ebenso unvermeidlich mit dem eigenen, wie dem damals zweifellos als „fremd“ empfundenen, materiellen Erbe auseinandersetzen. Die Zusammenarbeit mit der Kunstdenkmalpflege und ihrer Praktizierenden war dabei von großer Bedeutung.

geschichte und ihrem internationalen Selbstverständnis war dabei ebenfalls unvermeidlich, denn die nationale Selbstschöpfung wurde ganz bewusst mit einer „Europäisierung“ auf allen Ebenen assoziiert. Im Laufe der 1920er- und 1930er-Jahre eignete man sich folglich das deutschbaltische Erbe an. Besonders auf juristischer Ebene geschah dies explizit und nahezu zwangsläufig, aber auch die Kunstgeschichte arbeitete mit ihren rhetorischen Mitteln auf dasselbe hin. Die Begutachtung des Erbes und die Zusammenstellung dessen, was geschützt werden sollte, lag vor allem in den Händen der Kunsthistoriker der Universität Tartu und deren Wertmaßstäbe standen mit den ästhetischen Maßstäben und dem damaligen diskursiven Verständnis von Kunst und Architektur in direktem Zusammenhang. Andererseits mischten sich in den ästhetischen Diskurs auch national-ideologische Absichten ein, für die andere Werte im Vordergrund standen, vor allem geschichtliche und ortsspezifische.

In der Sowjetzeit waren die Politik und die Praxis, die sich auf das materielle Erbe bezogen, erheblich mehr vom Staat abhängig, denn der Staat hatte nun die Rolle des Eigentümers angenommen und suchte zugleich die Geschichte – besser: ihre Interpretation – zu kontrollieren. Die Ideologie und Behandlung des Erbes vonseiten der Denkmalpflege musste sich nun auf die staatlich sanktionierte marxistisch-leninistische Geschichtsdoktrin stützen: Grundsätzlich wurde das historische Erbe geschätzt, denn es waren die Arbeiter, welche die Denkmäler hervorgebracht hatten und die nun gleichzeitig für Verwendung und Pflege verantwortlich waren. Innerhalb dieses ideologischen Rahmens eröffnete sich jedoch für das Denkmalschutzsystem der Estnischen SSR, wo man doch eher national gesonnen war, paradoxe Weise die völlig legale Möglichkeit, einen den eigenen Werten entsprechenden Diskurs zu etablieren. Der Denkmalschutz war ein Gebiet, auf dem öffentlich die eigene Geschichte bewusst gemacht und die estnische Kulturlandschaft mit ihren Dörfern, Kirchen, Gutshöfen, Windmühlen, Kneipen und Poststellen erhalten werden konnte. Restaurierung leistete in diesem Sinne auf legale Weise „Erinnerungsarbeit“ im Interesse eines Fortbestehens des Estentums und eines Sichabhebens von den Russen. Mit Blick auf den Identitätsprozess ist es dabei bemerkenswert, wie sehr der frühere Diskurs von „700 Jahren Leibeigenschaft“ der Esten dabei in den Hintergrund gedrängt wurde.

Kunsthistoriker wie Archäologen in staatlichen Forschungseinrichtungen gelangten teils durch Archivarbeit, teils durch denkmalschutzbezogene Feldforschung natürlich an eine Menge neuer Informationen. Ich komme hier noch einmal auf meine Behauptung zurück, die Praxis des Denkmalschutzes habe sich deutlich auch auf den Diskurs der estnischen Architekturgeschichte ausgewirkt. Der Rahmen dieses Diskurses stammte aus den 1930er-Jahren und verlangte eine stilgeschichtliche und geografisch-vergleichende Behandlung der historischen Architektur. Die konzeptionelle Stagnation in der Kunst- und Architekturgeschichte in Estland war in der Sowjetzeit vor allem dadurch bedingt, dass die Disziplin abgeschottet war, eine Folge ihrer Behandlung als „ideologische Wissenschaft“.³³ Aus diesem Grunde kamen die hiesigen Kunsthistoriker bis Ende der 1980er-Jahre nicht mit den großen Veränderungen in Berührung, wie sie in der Kunswissenschaft des Westens stattgefunden hatten. Es fehlte an Büchern, es fehlten Fachzeitschriften, es fehlten theoretische und methodologische Diskussionen. Der Schreibtisch war voll allein mit der Buchproduktion der Sowjetunion und ihrer Bruderländer.

Der estnische Denkmalschutz dagegen hatte häufig internationale Beziehungen, dort ging man auf Dienstreisen ins Ausland, es gab persönliche Kontakte, weswegen – wenn auch stillschweigend und langsam – jene polyperspektivistische Wertevielfalt der internationalen Diskussion in die Behandlung der Architektur- und Kunstgeschichte eindrang.

Jenes Faktum, das die Charta von Venedig heraustellt, wonach jedes historische Umfeld und jedes historische Gebäude materiell in mehreren Schichten auf uns gekommen ist, rückte die Frage der Geschichtlichkeit der Objekte in den Vordergrund. Das unterminierte den in der Architekturgeschichte lange dominierenden Hang zum Original, zur ästhetischen Einheit. Indem die geschichtliche Dimension der Gebäude eine Aufwertung erfuhr, geriet auch die Geschichtlichkeit der ästhetischen Werte in den Blick, das heißt deren Relativität. Das wiederum führte dazu, dass die Aufmerksamkeit auf die unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontexte gelenkt wurde. Meiner Ansicht nach können die Untersuchungen zur städtischen Architektur³⁴ und zur Architektur der Herrenhäuser³⁵ im Institut „Estonische Baudenkmäler“ als die Früchte solcher diskursiven Veränderungen in der Architekturgeschichte angesehen werden. Denn neben stilgeschichtlichen Untersuchungen wird hier Architektur als historisches und soziales Phänomen und Objekt in einem weiteren Umfeld betrachtet.

So ließe sich zusammenfassend auch sagen: Wenn Anfang des 20. Jahrhunderts, als die estnische Denkmalpflege gerade entstand, die Kunstgeschichte, also eine Wissenschaftsdisziplin, dadurch, dass sie die Auswahl und Definition des Erbes bestimmte, über das bittere nationale historische Gedächtnis dominiert hatte, so war es in der Sowjetzeit die Denkmalpflege, die eine neue Sicht der Architekturgeschichte, aber auch der Geschichte überhaupt anbot und damit deren engstirnige Konzeptionen herausforderte.

* Dieser Beitrag entstand im Rahmen des staatlichen Forschungsprojekts „Historicizing art: Knowledge production in art history in Estonia amidst changing ideologies and disciplinary developments“ (PUT788).

Abbildungsnachweis

1–4 Peeter Säre

Anmerkungen

- 1 Nottbeck, Eugen von / Neumann, Wilhelm: Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval. Vorwort, Reval 1896–1904, o. S.
- 2 Neumann, Wilhelm: Merkbüchlein zur Denkmalpflege auf dem Lande, Riga 1911, S. 5.

3 Ebd., S. 4.

4 Z. B. Löchte, Anne: Kulturtheorie und Humanitätsidee der Ideen, Humanitätsbriefe und Andrastea, Würzburg 2005.

5 Neumann, Wilhelm: Baltische Kunztzustände 1775–1825, in: Jahrbuch der Estnischen Literarischen Gesellschaft, Dorpat 1881, S. 281–292; Neumann, Wilhelm: Grundriss einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, Reval 1887; Neumann, Wilhelm: Die städtische Profanarchitektur der Gotik, der Renaissance und des Barocco in Riga, Reval und Narva, Lübeck 1892; usw.

6 Kodres, Krista: Two Art Histories. (The Baltic) German and Estonian Versions of the History of Estonian Art, in: History of Art History in Central, Eastern and South-Eastern Europe, vol.2, hg. v. Jerzy Malinowski, Torun 2012, S. 67–72.

- 7 Jõekalda, Kristina: Eesti muinsuskaitse ja võõras pärand. Muinsuskaitse kujundamine 1920.–30. aastatel. Magistritöö, Tallinn 2009.
- 8 Ebd., Lisa nr. 6, XVII; Ney, Gottlieb: Denkmalschutz in Estland, Tallinn 1931.
- 9 Jõekalda, Kristina 2009 (wie Anm. 7), S. 50.
- 10 Ebd., Lisa nr. 6. Statistikisi andmeid muististe registreerimisest.
- 11 Ebd., Lisa nr.I. Muinasvarade kaitse seadus 1925.
- 12 Ebd., Lisa nr. Nr. III. Muinasvarade kaitse seadus 1936.
- 13 Ebd., S. 32.
- 14 Die Liste der Abschlussarbeiten, siehe: <https://www.flaj.ut.ee/et/instituudist/kaitstud-loputood-0>
- 15 Eller, Mart: Tartu ülikooli osast eesti kunstiteaduses 1920–1930ndail aastail, in: Kunstiteadus. Kunstikriitika, kd. 5, Tallinn 1983, S. 73.
- 16 Waga, Alfred: Eesti kunsti ajalugu. Esimene osa. Keskaeg, Tartu 1932, S. 283.
- 17 Bonsdorff, Jan: Crossing Cultures. Conflict, Migration and Convergence. The Proceedings of the 32nd International Congress in the History of Art, hg. v.. Jaynie Anderson, Melbourne 2009, S. 86–90.
- 18 Kodres, Krista 2012 (wie Anm. 6), S. 69.
- 19 Siehe auch: Kodres, Krista: Restaurierung und das Problem der nationalen Identität. Paradoxa der sowjetischen Kulturpolitik in Estland, in: Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte. Neue Folge, Bd. VI, H. 1, 1997, S. 241–272.
- 20 Kodres, Krista: Arhitektuuripärandi restaureerimine. Ideoloogia, poliitika ja tegevuspraktika, in: Eesti kunsti ajalugu, kd. 6/II, 1940–1991, hg. v. Jaak Kangilaski, Tallinn 2016, S. 407–420.
- 21 Tomps, Fredi: Pool sajandit restaureerimist Eestis 1950–2000, in: Pool sajandit restaureerimist Eestis 1950–2000. Eesti Arhitektuurimuuseumi kataloog, hg. v. Matis Rodin, Tallinn 2009, S. 7–8.
- 22 Rennik, Hugo: Ülevaade arhitektuurimälestiste kaitsest Eesti NSV-s sõjajärgsel perioodil, in: Eesti arhitekturi ajalugu, Tallinn 1965, S. 513; Rodin, Matis: Muinsuskaitse sõlmpunktid aastatel 1944 kuni 1955. Peamised arengujuoned stalinistlikus muinsuskaitses Nõukogude Eesti näitel. Bakalaureusetöö. Eesti Kunstiakadeemia, Tallinn 2005, S. 24–25.
- 23 Kodres, Krista 1997 (wie Anm. 20), S. 243 (ENSV kultuuritegelaste aktiivi konverents, in: Sirp ja Vasar, 19. mai, 1945).
- 24 Eesti NSV ajalugu, hg. v. Gustav Naan, Tallinn 1952, S. 133.
- 25 Gens, Leo: Arhitektuuripärandi uurimise puudustest, in: Sirp ja Vasar, 12. juuni, 1953; Kodres 1997 (wie Anm. 20), S. 5.
- 26 Maiste, Juhani: Eesti mõisaarhitektuur, in: Ehitus ja Arhitektuur, Nr. 1/2, 1985, S. 45–46.
- 27 Ederberg, Ernst: Tähtsamad sõja ajal hävinud arhitektuur ja kunsti muinsusesemed Eesti NSV-s, in: ENSV Arhitektide Almanahh 1946, Tartu, S. 60; Tuulse, Armin: Monument och konstverk som förstörts i Estland 1941–1944, in: Antikvariska Studier III. Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar, del 65, Stockholm 1948, S. 141–179.
- 28 Härmon, Paul: Kas linnatsenter või muuseum?, in: Rahva Hääl, 30. aug. 1963.
- 29 Hansar, Lilian: Linnast muinsuskaitsealaks. Linnaehituslike struktuuride muutused Eesti väikelinnades 13.–20. sajandil. Dissertationes Academiae Artium Estoniae 4, Tallinn 2010.
- 30 Orro, Oliver: Süstemaatiliste unistuste aeg. Muinsuskaitsealade planeeringutest Eestis 1960.–80. aastatel 2015. (Mnsc., mit der Eralaubnis des Autors).
- 31 Lumiste, Mai / Kangropool, Rasmus: Niguliste kirik, Tallinn 1990, S. 55–61.
- 32 Maiste, Juhani: Ajalooline Tallinn – kas sfinksimōisatus II. Kriitilisest ja kunstilisest restaureerimisest, in: Sirp ja Vasar, 18. märts, 25. märts, 16. sept., 23. sept 1988.
- 33 Kodres, Krista / Jõekalda, Kristina: Introductory Remarks to Socialist Art History. On Formulating the Soviet Canon, in: A Socialist Realist History? Writing Art History in the Post-War Decades, hg. v. Krista Kodres, Kristina Jõekalda und Michaela Marek (Das östliche Europa. Kunst- und Kulturgeschichte; 9), Köln / Weimar / Wien 2019 (im Druck).
- 34 Siehe auf Deutsch: Üprus, Helmi: Die Architektur der Altstadt Tallinns und ihre Abhängigkeit von der mittelalterlichen sozialen Struktur, in: Hansische Studien III, Weimar 1975, S. 252–264.
- 35 Juhani Maiste und Ants Hein verteidigten ihre Dissertationen über Architektur der Gutshäuser Ende der 1980er-Jahre.



Foto:
Sven Fritzsch

Erbe als kulturelle Ressource



Cherished and Perished Monuments

Some 19th-Century Cases of Renovation in the Baltic *Heimat**¹

KRISTINA JÕEKALDA

SUMMARY

Ever since the early 19th century, the handling of medieval monuments, such as the St Olaf's church and the town wall in Tallinn (Reval), has revealed contradictory tendencies. The "long 19th century" can be called the era of discovering, but also of destroying historical monuments. The latter occurred due to poor awareness and the resulting decay, sometimes as a result of restoration itself, in the form of extreme attempts to "purify" what was considered the original, medieval appearance of a building. An interest in the historical appearance of a structure was not seen as inconsistent with replacing it with an imaginary reconstruction. Therefore, ironically, the first specialists to begin research on medieval buildings often were those who, through their practical work, ended up wiping out the last surviving layers of the original structure. Reconstruction has always been an essential tool for art historians, theoretically, i.e. remaining on paper, while in practice renovation as interference in the physical structure of a building has had very different consequences. Due to shortcomings in tsarist Russian legislation, the Baltic Germans endeavoured to work out their own approach, but rather than the institutionalisation of the field, my essay aims to address their motivation and resulting discussions. By the 1880s a new wave of conservation projects had begun across the Baltic provinces, and many cases of restoring medieval architecture were to be found. Focusing on texts published at the time, the latter part of the essay aims to look at this more professional phase in Baltic heritage preservation with an attempt to detect if this brought about a new approach to monuments.

Introduction

Heritage by nature involves a dialogue between history and the ways of remembering it. Therefore heritage, and especially heritage conservation, has the power of rewriting existing memory discourses.¹ Like literature,² heritage has the potential to reactivate layers and associations within memory: sometimes even those that never existed in reality. This is particularly relevant in the context of the 19th-century enthusiasm for reconstruction and the simultaneous wave of (national) identity construction. This essay mainly sets out to look at the representations of medieval architecture in the 19th-century practice of heritage conservation in Estonia and the Baltic provinces (Fig. 1), looking at some of the most polemical cases of "rejuvenation".

We can speak of "sharing heritage" between Eastern and Western Europe, between different German-speaking communities, along with tsarist Russia, and also of sharing heritage across time, over generations. Although "sharing heritage" is a topic that sparks fruitful discussions regarding the perspectives and agencies of different ethnic communities, of which there have been many over the course of Estonian history, this will not be my focus in this essay. It is almost impossible to address these developments without the framework of national traditions and cultural identity,³ which has been my primary interest for some time. Yet, here I aim to put these considerations aside and concentrate on particular cases of renovation as phenomena in themselves.

It should be specified, that 'Baltic' almost always signifies 'Baltic German' when looking at the 19th century. The whole project of writing art history and protecting its material remnants was the privilege of Baltic Germans until World War I and independent statehood, almost entirely without the involvement of the local inhabitants.⁴

I will first look at one case of the monument of Baltic architecture, or rather a monument of heritage conservation, St Olaf's church in Tallinn

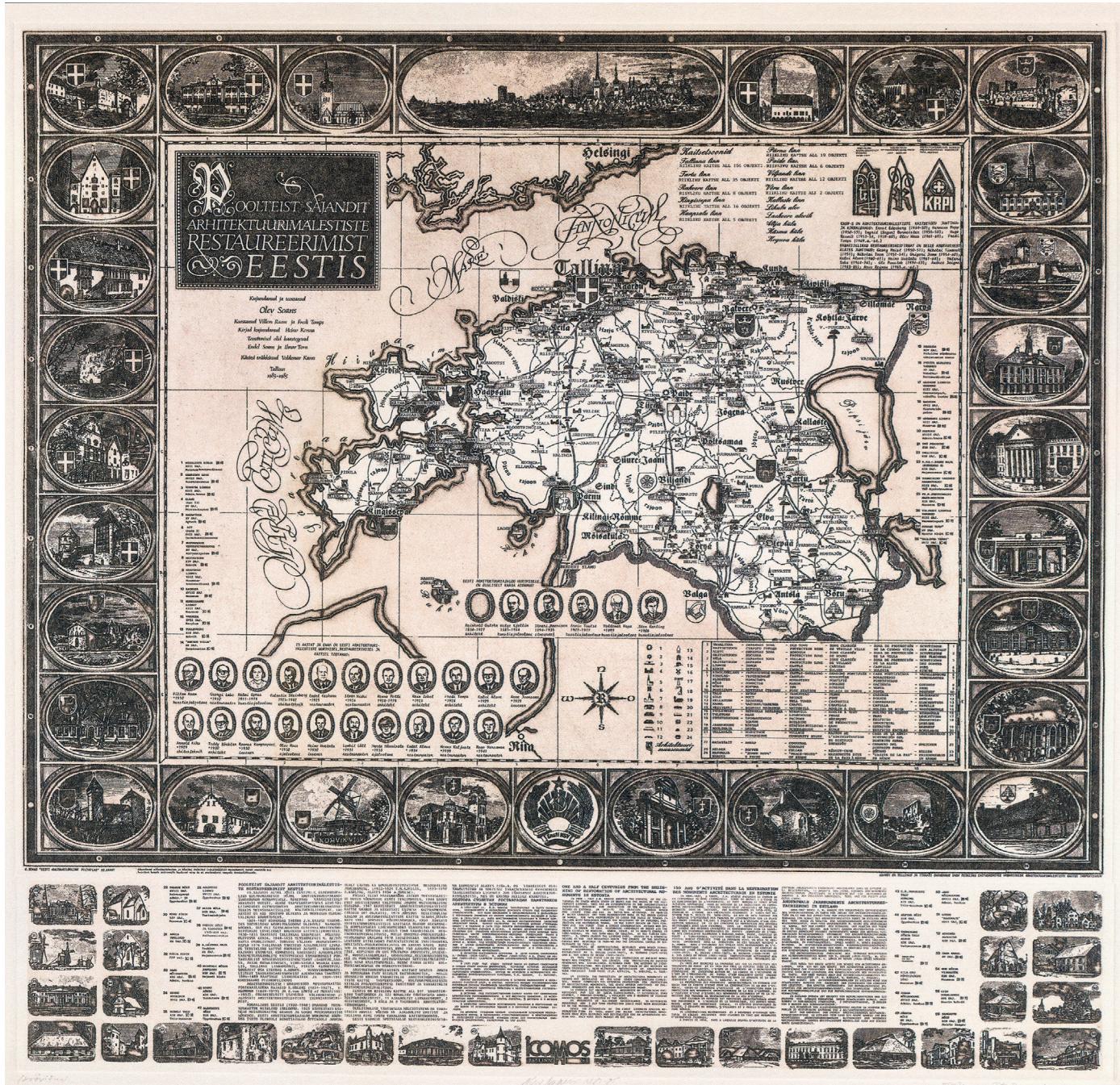


Fig. 1: Map by Olev Soans (visualisation in etching), Villem Raam and Fredi Tomps (content), "Poolteist sajandit arhitektuurimälestiste restaureerimist Eestis" (One and a half centuries since the beginning of restoration of architectural monuments in Estonia), 1983–1985.

(Reval): not to study the monument itself, but rather using it as an example of certain tendencies from which essential questions began to spring. It is the essence of heritage conservation to raise principal issues about whether and how to preserve, and especially the cases I am about to examine here bring to light an array of intriguing controversies.

The topic has been addressed by a number of authors already, most thoroughly by Ants Hein in Estonia, and Martinš Mintauts in Latvia. My point is not to repeat their work, but to single out some of the inherent contradictions, in order to briefly

analyse Wilhelm Neumann's position at the turn of 19th and 20th centuries. He was the spokes of Baltic heritage preservation, and his rich publishing activities allow one to go in many directions, but here I shall limit myself to purifications and reconstruction.

A Gothic monument rising from the ashes, literally

From the first grand instances of restoration, controversies begin to appear. Although the medieval Tartu (Dorpat/Yuryev) cathedral ruins had gone

through a major reconstruction in 1804–1807 (architect Johann Wilhelm Krause), this example is hardly ever cited as a landmark in local conservation history. It is enough to say here that of the ambitious reconstruction designs, the large chancel of the former church was turned into the University of Tartu library in a manner combining Gothic Revival with Classicising motifs, leaving the rest of the church in majestic ruins.⁵

Concerning the state of affairs in the field at the time, a state policy regarding the preservation of historical monuments was lacking in the Russian Empire. The first heritage conservation acts were the imperial ukases of Nicholas I in 1826–1827, forbidding unwarranted demolition or extensive

reconstruction of old buildings, but making no attempts to specify what this meant (and this continued to be the case until the early 20th century, although steps were taken towards legislative clarity in the latter 19th century). As a result, some of the most essential monuments – almost exclusively medieval castles and their ruins, accompanied by some churches and monasteries – were surveyed and documented under the guidance of the governor-general of the Baltic Sea provinces, Marquis Philip Osipovich Paulucci.⁶

Perfectly demonstrating the manifold and often opposing tendencies characteristic of this pre-disciplinary phase, the same Paulucci was also responsible for an urban redevelopment campaign, which made the following of Neo-Classical model façade designs compulsory, to liberate the towns from their “backward” medieval appearance. Rather than indicating disrespect for heritage, this resulted from the narrow definition of what constitutes heritage: medieval structures were only beginning to be appreciated, and this certainly did not include residential buildings or the street milieu (also most of the medieval stoops were dismantled) at that time. If their preservation was considered at all, it was limited to grand monuments.⁷

In Estonian historiography, the renovation of another ecclesiastical structure, St Olaf's church in Tallinn (1828–1840; Fig. 2), is usually treated as the first conscious attempt to restore the authentic style of a building. The church's tragic fire in summer 1820, when it was struck by lightning, and the subsequent rise from the ashes sound almost like a romanticist fairy tale. Its reconstruction was largely a historical coincidence, which would have been impossible without the support of the tsars Alexander I and especially Nicholas I. Due to the well-known negative aura of the ‘dark’ Middle Ages, the ruins would in all likelihood have been left untouched, but those were the years when Tallinn, a provincial town, became the most fashionable resort of the Russian elite, to whom the discovery of the exoticism of local Gothic architecture can really be attributed.⁸

Romanticism in European heritage preservation, as well as in other fields of culture, is often associated with conformity to a pan-European revival style, which hardly allowed to emphasise longed-for national or regional particularities. Rather than through the immediate contacts and experience of the intellectuals, architects, craftsmen etc. in the leading French



Fig. 2: Model of St Olaf's church in Tallinn (112 cm high), dating from ca. 1825.

and German projects,⁹ in the Baltic region, the influence was more indirect and mediated. Considering that the work at St Olaf's was largely carried out with Russian financing, although with the participation of many Baltic Germans of whom there were plenty in the imperial court, it is symbolic that rather than a German style, the "old Danish character" was emphasised in explanatory documents and reconstruction designs.¹⁰ Besides, we cannot speak of the Baltic German patriotic *Heimat* movement as a possible trigger as early as the 1820s.¹¹

The Russian emperor's motivation was clearly not to provide a monument to the Baltic German community under his rule. Rather, his considerations might have been more pragmatic in doing what civilised countries do with their grand monuments.¹² And here we witness the international connections sneaking in in a different way. Namely, the familial relations of Nicholas I are important in this context: he was the son-in-law of King Frederick William III of Prussia, the great builder of the Cologne cathedral, whose daughter Charlotte had been married to the future tsar to cement the alliance between the two countries shortly after the Napoleonic wars.¹³ Moreover, in terms of role models, other huge nationally charged and internationally significant restoration projects had occurred during the 1810s and 1820s – a paradigm shift – most essentially for the Baltic region the Teutonic Order castle in Marienburg (today's Malbork), the interpretation of whose details is documented in St Olaf's case.¹⁴

Could we call this undertaking historically and academically oriented? The renovation of St Olaf's under the supervision of the painter Friedrich Ludwig von Maydell – a curious choice, considering that he had no previous expertise in restoration – was indeed the first occasion in the Baltic lands where each step was documented. In the neighbouring province of Livonia, the first similar attempt at stylistic restoration only occurred in 1859: the *Brautkammer* and *Münstersaal* of the Riga Great Guild, renovated under the architect Heinrich Karl Scheel, likewise his first and only experience in the field.¹⁵ As elsewhere in Europe, the first professional steps in heritage conservation in the Estonian province were simultaneous with the emergence of romanticism and historicism. Yet the relationship between restoration and the contemporary revival styles was highly ambiguous: the interior design and stone carving was all done in the manner of

"high" Gothic Revival in St Olaf's. Although many new church towers in the Estonian countryside used its reconstructed tower as a role model,¹⁶ the reconstructed St Olaf's was considered too smooth and shiny already by contemporaries. But this did not result from the "rejuvenation" alone – the Lutheran church itself was currently reforming its architectonic and aesthetic principles.¹⁷

Interest in its historical appearance and the wish to replace it with an imaginary vision seem like contradictions, but this was highly typical of the era. Ironically, as is commonly known, the first people to appreciate and start research on medieval buildings often were the ones who destroyed the last surviving layers of history. As Hein has observed, instead of resembling an academic discipline, this approach to conservation should be seen as an artistic endeavour.¹⁸ No wonder, considering that the work was led by a visual artist. What Arnold Bartetzky has written about Marienburg also applies in this case (although in St Olaf's efforts to 'perfect' the monument were no longer undertaken in the 20th century): "In ihrer heutigen Bausubstanz ist sie sogar vornehmlich ein Denkmal der Denkmalpflege des 19. und 20. Jahrhunderts und ihrer Visionen des Mittelalters."¹⁹

The exceptions proving the rule?

The Gothic Revival continued to bring about ambitious projects on medieval structures, whose authentic early-15th-century appearance would have presumably been given a more 'Gothic' character after a 19th-century purifying renovation, the most notable examples being the Tallinn town hall (which was again 'medievalised' in the post-war decades, under Soviet rule²⁰) and the Great Guild hall.²¹ Renovation was also carried out at the cathedral, St Nicholas' church and the former Dominican friary in Tallinn, the Narva castle, the Haapsalu (Hapsal) cathedral during the 1840s–1850s, etc.²²

In other words, although the first instances of stylistic restoration occurred, this was by no means an established practice. During the 1820s–1830s opposing tendencies were strongly present too, e.g. the interior of another grand medieval church, the red-brick St John's in Tartu, was reconstructed in the Neo-Classical manner (architect George Friedrich Wilhelm Geist), completely disregarding and partly destroying the grandeur of its rich terracotta decoration. The conservation of the medieval façade began in 1899 (architect Wilhelm Bockslaff); repli-

cas were made, where original figurines had gone missing. The Classicised interior was to stay in place, until the bombing of World War II revealed the magnitude of the terracotta gem.²³

Even though the Tallinn medieval town wall is still mostly intact today, several gate structures on the main streets (Viru/Lehmstr., Karja/Karrisstr., Nunne/Süsternstr., Harju/Schmiedestr.) were dismantled in the mid-19th-century.²⁴ In this case, rather than being due to aesthetic preferences, this was done in an attempt to modernise: to provide better hygiene, sanitation and fire safety conditions, and to allow access to new transportation vehicles; as we know, many European cities lost their medieval walls at that time.²⁵ Further urban readjustments were undertaken after the Crimean War of the 1850s made officials realise that medieval fortified towns could no longer serve a military function.²⁶

With these rapid changes, the linear passage of time, the irreversibility of each step when working with ancient monuments, and their historicity

and singularity as signs of the past became ever more relevant.²⁷ When the loss of important historical layers in the course of this modernising process was recognised, ideas of reconstructing these same walls became more popular. In Riga, too, active debates over restoring the urban fortifications took place since the 1860s.²⁸ The Tallinn municipal government began taking more decisive steps to forbid such destruction from the 1880s onwards. At the turn of the century, fragments of the town wall were “renovated”, sometimes with remarkable additions (architects Neumann and Friedrich Axel von Howen; Fig. 3).²⁹ By World War I and the 700th anniversary of the city, the Baltic Germans were planning a grand reconstruction of the wall’s former glory.³⁰

In the 1880s, the University of Tartu architect Reinhold Guleke provided another curious example of contradictory tendencies, envisioning the full reconstruction of the Riga cathedral in grand Gothic Revival style, quite far from its medieval form.³¹ In the heyday of national sentiment, gigantic monu-

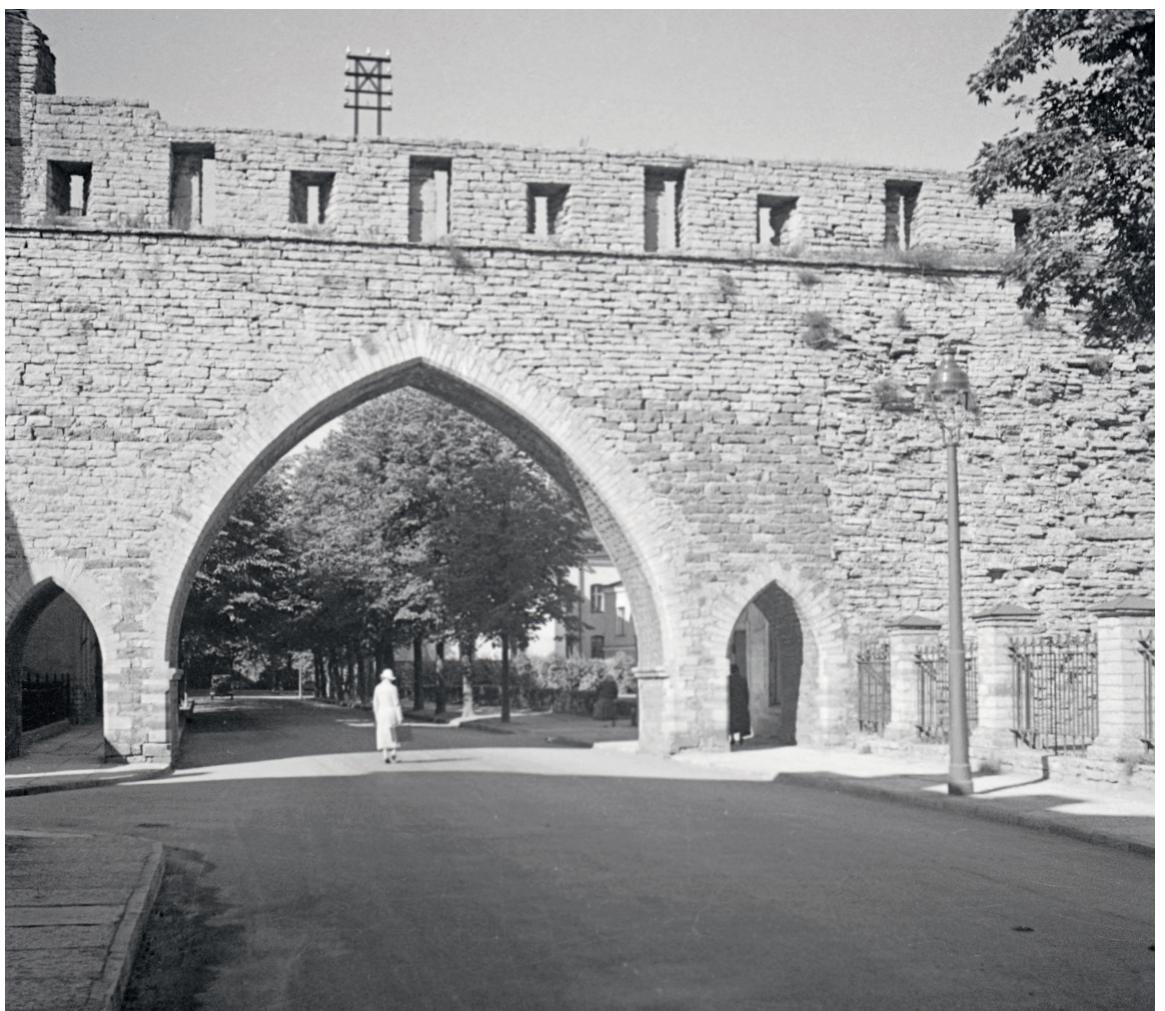


Fig. 3: New gate in the medieval town wall on Suur-Kloostri Street, Tallinn, designed by Wilhelm Neumann in 1890s.

ments in the manner of the reconstructed Cologne cathedral as a symbol of the German people's unity³² certainly appealed to the powerful rulers but, curiously (or perhaps not), also to scholars and architects. Guleke's grandiose design did not result from his lack of knowledge. On the contrary, almost simultaneously he published a thorough account of the history of the church, plus an album with detailed drawings.³³ With similar enthusiasm he made reconstruction drawings of the Tartu cathedral in 1890s (Fig. 4). Where to draw the line between reconstructing historical accuracy, and reconstructing a general (but no doubt grand) impression?

Professionalising discussions

In the second half of the 19th century, one can witness a more nuanced wave of interest in heritage preservation: detailed attention began to be paid to renovating historical monuments among the local learned societies;³⁴ specialist accounts of local art history became more frequent.³⁵ This was the beginning of a more self-reflective analysis of how to approach monuments. I now intend to look at what constitutes the scholarly component in the succeeding restorations, marking a step further from the previously described cases.

It was probably the massive project of the Riga cathedral (since 1884), but especially the preparation of his monograph on local art history (1887), that made Wilhelm Neumann first realise the damage dysfunctional attempts at renovation had done to works of art and architecture: „Unserer Zeit, die die Schöpfungen früherer Jahrhunderte besser zu schätzen weiss, ist es vorbehalten, die Schäden, welche durch Unwissenheit und Vandalismus hervorgerufen sind, wieder zu heilen, und dass sie es thut, und mit Erfolg thut, sehen wir an der Verjüngung und dem Auferstehen manches schon der Vernichtung anheim gegeben gewesenen Werkes.“³⁶

In line with the Tallinn-born Georg Dehio's later famous slogan “conservation, not restoration”,³⁷ Neumann declared in his call (1888) to compile an inventory of local monuments: „Es kann dabei nicht unsere Hauptaufgabe sein, alle diese Denkmäler zu restauriren; diese Aufgabe folgt erst in letzter Linie, die erste ist: zu conserviren.“³⁸ By this he presumably meant delicate maintenance and above all protection, rather than conservation in the contemporary sense of the word. Neumann's goal was to maintain the monuments for the next generations: to create a complete overview, compile a hierarchy andulti-

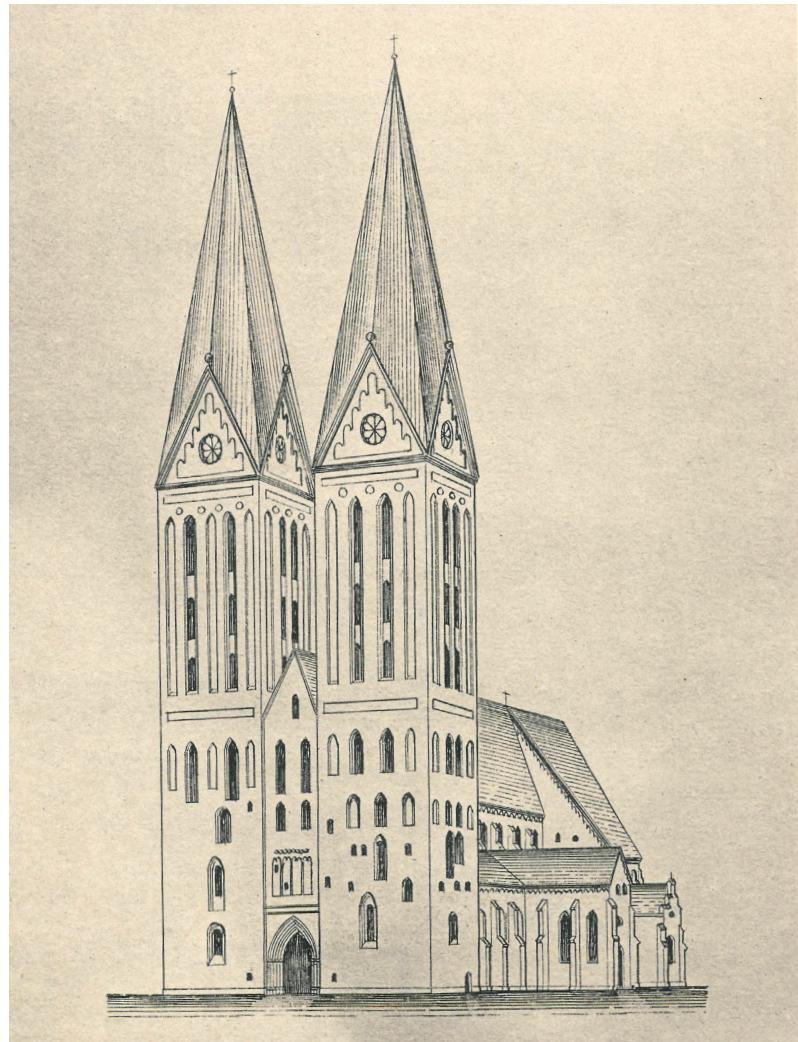


Fig. 4: Reinholt Guleke's reconstruction of the ruined Tartu cathedral (1896).

mately an archive of monuments which would be valuable sources for art historical research, as well as future restorations. He defended the position that the marks left by different styles and historical events all deserved to be preserved: „Die Begeisterung, die sich der heutigen Zeit bemächtigt hat, die mit einem Schlage die an den meisten Kunstwerken begangenen Sünden ausmerzen und vertilgen möchte, sie ist nur zu leicht bereit, in übertriebenem Eifer bei dieser Reinigungsarbeit das Kind mit dem Bade auszuschütten. Sie geht oft ins Extrem und indem sie darauf hinarbeitet, irgend einem Kunstdenkmal seine ursprüngliche Form wieder zu verleihen, zerstört sie nicht selten Kunstwerke jüngerer Perioden, die mit gleicher Berechtigung neben denjenigen der älteren bestehen mochten. Das ist der sog. Kunstdandalismus, der aus dem Purifizierungsverfahren hervorgeht.“³⁹

In 1888 Neumann was still enthusiastic about the idea that one fortunately did not need to complain about similar restoration sins in our *Heimat* as

one did in Italy or Germany.⁴⁰ His rich publishing activity was clearly motivated by the wish to prevent future abuses. He criticised neglect or insensitive restorations in many of his writings, e.g. in 1914: „In Hapsal wurde die alte Kirche der bischöflichen Burg wieder hergestellt, in übertriebenem Purifizierungseifer aber leider dabei recht rücksichtlos verfahren.“⁴¹ The findings in the Riga cathedral had led to a more systematic search for medieval murals, which were now discovered in the rural churches of Muhu (Mohn) and Karja (Karris) on the Estonian islands, among other places,⁴² and in this connection too he stated in 1911: „mehr haben religiöser Fanatismus und veränderte Kunstschaubungen der Zerstörung überantwortet, das Meiste ist durch Unwissenheit und Unduldsamkeit – es muß gesagt werden – noch in der Zeit der „Aufklärung“ der Vernichtung anheimgefallen.“⁴³

Defending the value of different construction phases in words often meant getting rid of those phases in practice, as Neumann's own designs curiously demonstrate, however. In this context, the above quotes might be regarded as highly polemical. Can we then apply the same formula from the cases discussed to this most professional art historian of the era? Neumann's scholarly interests penetrated into his architectural practice, making him the first architect to show an interest in the local heritage in his designs for new buildings, and thereby he is claimed to have also innovated local contemporary architecture.⁴⁴ Not many of his buildings are located in what later became Estonia. The Scheel bank in the Tallinn Old Town, taking advantage of historical details, and the Taheva (Taiwola) manor in southern Estonia, then Livonia, are the most noteworthy among them. In 1890s he supervised the renovation of several ruinous structures: Pirita convent in Tallinn, the Teutonic Order castles of Paide (Weissenstein) and Rakvere (Wesenberg).⁴⁵ He also acted as a consultant, when the Kuressaare (Arensburg) episcopal castle was renovated (architect Hermann Seuberlich, 1904–1912).⁴⁶

In connection with finding the best solution for conserving the Tartu cathedral ruins (the same few central objects keep running through all the major discussions), where Neumann was again involved, it is interesting to see that the leading German conservation specialists, such as Dehio, the German architect and archaeologist Heinrich Jacobi and the Marienburg *Landbaumeister* Conrad Steinbrecht, were consulted.⁴⁷ The influence of international

scholarship for particular cases and the heritage legislation at large has to be addressed in detail elsewhere. Here, Steinbrecht's reaction during his 1889 research trip to the Baltic provinces, as described by Karl von Löwis of Menar, deserves to be quoted, however: Steinbrecht „war angenehm überrascht über den Reichthum des Forschungsmaterials, das in diesem alten Culturgebiete, trotz aller Kriegsstürme, die über das vielbegehrte Land dahingegangen sind und trotz aller bisherigen Vernachlässigung der Bauwerke, bis jetzt erhalten geblieben ist.“⁴⁸ Thus, full advantage was taken of the occasion to persuade the local readers to attribute more value to the Baltic *Heimat* and their own heritage.

Concluding remarks

Heritage is always shared, history is always entangled. I find the physical remains of medieval architecture to be a perfect example, as they were constantly constructed both literally – via conservation or reconstruction practices – and by means of art historical and popular writing,⁴⁹ which shaped the approaches and value systems in relation to this heritage. I have examined the Baltic Germans' perspective, but avoided going into their relationship with either the German 'motherland' or the Russian 'fatherland'; moreover, this relationship was constantly contested by the rising Estonian/Latvian ethnic nationalism. But most of East Central Europe is faced with a history and material heritage on which multi-ethnic power games, along with the ambitions of German supremacy and those of tsarist Russia, in Central Europe including Austria-Hungary, have left a strong mark.⁵⁰

Despite the historical difficulty, which does not make it possible to construct smooth linear narratives, there is, of course, nothing unique to the Baltic region about these 'polemic cases' of renovation. Highly questionable restoration projects exist today, as they did in the 19th century, across Europe and globally. On the one hand, we might agree with Winfried Speitkamp that, at times, the 19th-century heritage conservation gives reason to speak of an illusion of history, rather than its pious appreciation.⁵¹ The emerging conservation practice of the era is both an indicator of rising interest in history and ancient monuments, and an attempt to perfect these very monuments, often bringing to life the commissioner's or architect's wildest imagination.

On the other hand, the simultaneity of opposing measures, both 'pro- and anti-heritage', does

seem striking at first, but precisely damage and destruction have made clear the overall necessity for heritage protection. The contribution of restoration architects to the preservation of monuments, including the particular monuments mentioned, is obvious, even if in somewhat ‘distorted’ form.

Towards the end of the 19th century, this imaginative practice of restoration in the manner of Eugène Viollet-le-Duc led to (as a counterbalance) the strictly conservationist approach promoted by John Ruskin and others.⁵² Despite an interest in the Gothic Revival beginning in the late 18th century, the gap between these first interpretations and later principles of conservation was almost as sharp as the one between Neo-Classicism and Gothic Revival, as Hein has stated. And thus, both of historicism’s two ‘daughters’ – imagination-driven restoration as its bastard-child, and heritage conservation as the lawful offspring, a slogan coined by Dehio⁵³ – should be regarded as legitimate.⁵⁴ With a slight shift, the Hungarian scholar Ernő Marosi has sim-

ilarly claimed that during the 19th century, “[t]he methodological distinction between conservation and restoration in the preservation of historical monuments made intellectual reconstruction [i.e. on paper] the legitimate operation and restoration a dangerous one.”⁵⁵

This is not to say that anything in the historical state of things, in the light of the changing historical consciousness, should be regarded as ‘illegitimate’. But, even if this could only be done very briefly, by placing art historiography, the history of heritage conservation and the history of architecture in the same narrative – a manoeuvre not undertaken very often in connection with the cases discussed – different aspects begin to come to light. It becomes evident that positions differing to the extreme might originate from the same author, leading either to the cherishing of the particular historical layers or sights, or to their perishing from the way of the new.

* This article was written in the context of the research project “Historicizing art: Knowledge production in art history in Estonia amidst changing ideologies and disciplinary developments”, funded by the Estonian Research Council (under grant PUT788). I want to express my gratitude to Krista Kodres, Ulrike Plath and Anneli Randla for their comments, the Estonian Society of Art Historians and Curators, and the Cultural Endowment of Estonia for support.

Image sources

- 1 Reproduction: Olev Soans. Eesti kultuuriloolised kaandid / Olev Soans. Cultural History Maps of Estonia, ed. Jaan Tamm, Tallinn 2009.
- 2 Collection of the Museum of the Estonian Literary Society (*Provinzialmuseum*), courtesy of the Estonian History Museum (Tallinn), AM 12428 K 2405.
- 3 Photo (diapositive) by Carl Sarap, early 20th century. Courtesy of the Museums of Virumaa (Rakvere), RM Fn 1040:588.
- 4 Reproduction: Guleke, R. L. E.: Alt-Livland. Mittelalterliche Baudenkmäler Liv-, Est-, Kurlands und Oesels, vol. III, Leipzig 1896, image no. XII.

Notes

- 1 See Bann, Stephen: The Clothing of *Clio*. A Study of the Representation of History in Nineteenth-Century Britain and France, Cambridge 1984; Swenson, Astrid: The Rise of Heritage. Preserving the Past in France, Germany and England, 1789–1914, Cambridge 2013.
- 2 E.g. Tomberg, Jaak: Kirjanduse lepitav otstarve [The reconciliating purpose of literature], Tartu 2009.
- 3 For a longer discussion see Jõekalda, Kristina: Baltic Identity via German Heritage? Seeking Baltic German Art in the Nineteenth Century, in: Kunstteaduslikke Uurimusi / Studies on Art and Architecture, vol. 23, no. 3/4, 2014, pp. 79–110.
- 4 The Estonians and Latvians were engaged in preserving the past of the common and native people: folklore, ethnographic items, archaeological finds etc. Jõekalda, Kristina: Heritage, Patrimony or Legacy? Baltic German and Estonian Cultural Dialectic in Facing the Local Past, in: Letonica, no. 37, 2018, pp. 186–201.
- 5 This has been thoroughly researched by others, e.g. Die Universität Tartu und ihr Architekt Johann Wilhelm Krause / Tartu University and Its Architect Johann Wilhelm Krause, eds. Juhan Maiste, Kadi Polli, Mariann Raisma, Tallinn 2003; Ormisson-Lahe, Anu: Toomkirikust valgustusajastu templiks [From the cathedral into a temple of the enlightenment], in: Johann Wilhelm Krause, 1757–1828, vol. 3, eds. Juhan Maiste, Anu Ormisson-Lahe, Tallinn/Tartu 2011, pp. 99–162.
- 6 See Hein, Ants: On the Early History of the Restoration and Protection of Architectural Landmarks in Estonia, in: Centropa, vol. 7, no. 1, 2007, pp. 20–31, here 23;

- Puustak, Ülo: The Development of Heritage Conservation in Estonia [2009], in: Estonian Cultural Heritage. Preservation and Conservation, vol. 1, 2005–2012, eds. Mari Loit, Kais Matteus, Anneli Randla, Tallinn 2013, pp. 5–8.
- 7 Hein, Ants: Poolteist sajandit arhitektuurimälestiste restaureerimise algusest Eestis [One and a half centuries since the beginning of restoration of architectural monuments in Estonia], in: Ehitus ja Arhitektuur, no. 1/2, 1985, pp. 96–101, here 98.
- 8 Hein, Ants: "Esialgse vormis, ilma olulisema inetamise ja muutmiseta..." Tallinna Oleviste kiriku taastamine pärast 1820. aasta tulekahju ["In its original form, distorting or altering none of its essential features..." Restoration of St Olaf's church of Tallinn after the fire of 1820], in: Vana Tallinn, vol. 26 (30), Tallinn 2015, pp. 65–103, here 68–73, 80, 102.
- 9 E.g. Marosi, Ernő: Restoration as an Expression of Art History in Nineteenth-Century Hungary, in: Manufacturing Middle Ages: Entangled History of Medievalism in Nineteenth-Century Europe, eds. Patrick J. Geary, Gábor Klaniczay, Leiden/Boston 2013, pp. 159–187, here 166–174, 182–185.
- 10 Hein, Ants 2015 (as in note 8), p. 75.
- 11 See Plath, Ulrike: *Heimat*. Rethinking Baltic German Spaces of Belonging, in: Kunstiteaduslikke Uurimusi, vol. 23, no. 3/4, 2014, pp. 55–78.
- 12 See Swenson, Astrid: The Heritage of Empire, in: From Plunder to Preservation. Britain and the Heritage of Empire, c. 1800–1940, eds. Astrid Swenson, Peter Mandler, Oxford/New York 2013, pp. 3–28.
- 13 See Kreem, Tiina-Mall: Oma aja laps. Tartu ülikooli kiriku ehitusplaanidest 19. sajandi kohalikus ja rahvusvahelises kontekstis [Child of his age: On the construction plans of the church of the University of Tartu in the 19th-century local and international context], in: Kunstiteaduslikke Uurimusi, vol. 14, no. 4, 2005, pp. 81–114, here 81–82, 86.
- 14 See Hein, Ants: "Et kellelegi ei peaks voli tekkima vähimatkneist ära rikkuda või raisata..." Muinsuskaitse ja restaureerimise varaseimast ajaloost Eestis ["That nobody should be given the opportunity to ruin or waste any of them..." The earliest history of heritage protection and restoration in Estonia], in: Maastik ja mälu. Pärandiloome arengujooni Eestis, eds. Linda Kaljundi, Helen Sooväli-Seppling, Tallinn 2014, pp. 147–181, here 169.
- 15 Mintaura, Mārtiņš: Heritage for the Public? The *Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde* in Riga and the Protection of Architectural Monuments in the Baltic Provinces, 1834–1914, in: Kunstiteaduslikke Uurimusi, vol. 23, no. 3/4, 2014, pp. 111–133, here 132.
- 16 See Hein, Ants 2015 (as in note 8), pp. 102–103.
- 17 See Kodres, Krista: Uue ajastu pühakoda. Luterlik kirikuarhitektuur ja -kunst [The church of the new era: Architecture and art of the Lutheran church], in: Eesti kunsti ajalugu, vol. 3, ed. Juhan Maiste, gen. ed. Krista Kodres, Tallinn 2017, pp. 301–324.
- 18 Hein, Ants 2007 (as in note 6), pp. 21–23.
- 19 Bartetzky, Arnold: Nation–Staat–Stadt. Architektur, Denkmalpflege und visuelle Geschichtskultur vom 19. bis zum 21. Jahrhundert, Köln/Weimar/Wien 2012, p. 54.
- 20 Böckler, Teddy: Tallinna raekoda. Uurimine ja restaureerimine 1952–2004 [Tallinn town hall: Research and renovation, 1952–2004], transl. Mart Aru, Ene Rõngelep, Tallinn 2004 [1999].
- 21 See Hein, Ants 2007 (as in note 6), pp. 24–28; idem. 2014 (as in note 14), pp. 156–157, 170–171.
- 22 For a list see Tomps, Fredi: Eesti arhitektuurimälestiste kaitsest ja kasutusvõimalustest [Protection and some new utilisation possibilities of the architectural monuments in Estonia], in: Ehitus ja Arhitektuur, no. 1/2, 1985, pp. 2–10, here 2.
- 23 See Alttoa, Kaur: Tartu Jaani kirik [St John's church in Tartu], Tallinn 2011, pp. 59–63.
- 24 See Zobel, Rein: Tallinn (Reval) in the Middle Ages. Town Building in the 13th–14th Centuries, Tallinn 2008.
- 25 Speitkamp, Winfried: Heritage Preservation, Nationalism and the Reconstruction of Historical Monuments in Germany during the Long Nineteenth Century, in: Kunstiteaduslikke Uurimusi, vol. 23, no. 3/4, 2014, pp. 37–54, here 46.
- 26 See Zobel, Rein: Tallinna kindlustuste uurimisest ja restaureerimisest [On the study and restoration of Tallinn's fortifications], in: Ehitus ja Arhitektuur, no. 1/2, 1985, pp. 27–35, here 27; Bruns, Dmitri: Tallinn. Linnaehituslik kujunemine [Tallinn. Development of urban construction], Tallinn 1993, p. 57.
- 27 See Jokilehto, Jukka: A History of Architectural Conservation, Oxford etc. 1999, pp. 18–19.
- 28 Mintaura, Mārtiņš: Latvia's Architectural Heritage and its Protection 1880–1940, in: Journal of Baltic Studies, vol. 37, no. 3, 2006, pp. 298–312, here 300; idem.: The Old Town of Riga in the Architectural Historiography of Latvia, 1860s–1980s, in: Stadtgeschichte des Baltikums oder baltische Stadgeschichte? Annäherungen an ein neues Forschungsfeld zur baltischen Geschichte, eds. Heidi Hein-Kircher, Ilgvars Misāns, Marburg 2015, pp. 167–185, here 174.
- 29 Zobel, Rein 1985 (as in note 26), pp. 27–28; Bruns, Dmitri 1993 (as in note 26), p. 8.
- 30 Hallas, Karin: Arhitektuurimälestiste kaitse ajaloost. 1920.–1930. aastad [On the protection of architectural monuments. 1920s–1930s], in: Vana Tallinn, vol. 7 (9), Tallinn 1997, pp. 95–121, here 96.
- 31 Mintaura, Mārtiņš 2014 (as in note 15), p. 123. See Das Dommuseum in Riga. Ein Haus für Wissenschaft und Kunst / Doma muzejs Rīgā. Templs zinātnei um mākslai, Marburg 2001.
- 32 See Swenson, Astrid: Cologne Cathedral as an International Monument, in: Rewriting German History. New Perspectives on Modern Germany, eds. Jan Rüger, Nikolaus Wachsmann, London 2015, pp. 29–51, here 30.
- 33 Guleke, Reinhold: Der Dom zu Riga, in: Baltische Monatsschrift, vol. 31, 1884, pp. 553–600; idem.: Figurantafeln zum Dom zu Riga, Dorpat 1884.

- 34 For a concise list see Neumann, Wilhelm: Denkmalschutz und Denkmalpflege in den baltischen Provinzen Liv-, Est- und Kurland, in: Baltische Studien zur Archäologie und Geschichte. Arbeiten des Baltischen Vorbereitenden Komitees für den XVI. Archäologischen Kongress in Pleskau 1914, Berlin 1914, pp. 285–293.
- 35 See Jõekalda, Kristina: Art History in Nineteenth-Century Estonia? Scholarly Endeavours in the Context of an Emerging Discipline, in: Kunstiteaduslikke Uurimusi, no. 3/4, vol. 24, 2015, pp. 115–143.
- 36 Neumann, Wilhelm: Grundriss einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, Reval 1887, p. 181.
- 37 Dehio, Georg: Was wird aus dem Heidelberger Schloss werden? [1901], in: Denkmalpflege. Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten, ed. Norbert Huse, München 2006 [1984], pp. 108–115. See Hellbrügge, Christoph: „Konservieren, nicht Restaurieren“—ein Mythos der Denkmalpflege?, in: kunsttexte.de, no. 2, 2002, pp. 1–5, <http://edoc.hu-berlin.de/kunsttexte/download/denk/hellbruegge.PDF> (18/05/2018); Bartetzky, Arnold 2012 (as in note 19), pp. 35–38.
- 38 Neumann, Wilhelm: Die Erhaltung unserer Denkmäler, in: Baltische Monatsschrift, vol. 35, 1888, pp. 351–359, here 354.
- 39 Neumann, Wilhelm 1888 (as in note 38), p. 352, see 355–357. See Jõekalda, Kristina: Monuments as a Responsibility: Baltic German Learned Societies and the Construction of Cultural Heritage around 1900, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa / Journal of East Central European Studies, vol. 68, no. 2, 2019, pp. 189–222.
- 40 Neumann, Wilhelm 1888 (as in note 38), p. 353.
- 41 Neumann, Wilhelm 1914 (as in note 34), p. 291.
- 42 Gahlnbäck, J.[ohannes]: Mitteralterliche Wandmalereien in den Kirchen zu Mohn und Karris auf der Insel Ösel, in: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1913, Riga 1914, pp. 207–213. See Hiiop, Hilkka / Randla, Anneli: Eesti kirikute keskaegsete seinamaalingute uurimisest ja restaureerimisest [Research and restoration of the medieval murals in Estonian churches], in: Kunstiteaduslikke Uurimusi, vol. 18, no. 3/4, 2009, pp. 9–38, here 9–13.
- 43 Neumann, Wilhelm: Von baltischer Malerei, in: Kunstbeilage des Rigaer Tageblatts, no. 2, 1911, pp. 9–12, here 9.
- 44 Hallas-Murula, Karin / Kalm, Mart / Karmo, Märt: Eesti Panga ajaloolised hooned / Historic buildings of Estonia, Tallinn 2004, p. 21.
- 45 Kaljundi, Jevgeni: Baltimaade kunstiajaloo isa [The father of Baltic art history], in: Sirp 8/10/1999.
- 46 Seuberlich, Hermann: Das bischöfliche Schloss zu Arensburg, in: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands 1904, Riga 1905, pp. 7–16. See Aluve, Kalvi: Kuressaare linnus. Arhitektuurialaoline uurimus [Kuressaare castle: Survey on architectural history], Tallinn 1980, pp. 51–52.
- 47 Tuulse, A.[rmin]: Kunstiajalugu [Art history], in: Œpetatud Eesti Selts 1838–1938. Lühike tegevus-ülevaade / A Brief Survey of the Activities of the Learned Estonian Society, 1838–1938, Tartu 1938, pp. 41–44; Taal, Kersti: Œpetatud Eesti Selts muinsuste kaitSEL [The Learned Estonian Society protecting monuments], in: Lee. Eesti Rahva Muuseumi Sõprade Seltsi väljaanne, vol. 19, 2013, pp. 60–71, here 65–66.
- 48 Löwisch of Menar, Karl von: Zur livländischen Burgenkunde im 19. Jahrhundert, in: Der Burgwart, no. 15, 1901, pp. 137–141, here 139–140.
- 49 See Jõekalda, Kristina: Baltic Heritage and Picturesque Ruins: Visual Art as a Means of “Inventing” the Local, in: Eesti Kunstimuuseumi toimetised / Proceedings of the Art Museum of Estonia, no. 5 [10], 2015, pp. 437–474.
- 50 E.g. Heritage, Ideology, and Identity in Central and Eastern Europe. Contested Pasts, Contested Presents, ed. Matthew Rampley, Woodbridge/Rochester 2012.
- 51 Speitkamp, Winfried: Die Verwaltung der Geschichte. Denkmalpflege und Staat in Deutschland 1871–1933, Göttingen 1996, pp. 96–100; idem. 2014 (as in note 25), pp. 38, 45.
- 52 E.g. Jokilehto, Jukka 1999 (as in note 27), pp. 18–19.
- 53 Dehio, Georg: Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert. Festrede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers, Straßburg 1905, p. 16.
- 54 Hein, Ants 1985 (as in note 7), pp. 96–97, 101; idem. 2014 (as in note 14), pp. 146, 159–160, 174.
- 55 Marosi, Ernő 2013 (as in note 9), p. 159.

Zwischen deutsch-osmanischen Kriegszielen und Museumsinteressen

Das *Deutsch-türkische Denkmalschutz-Kommando* im Ersten Weltkrieg

SEBASTIAN WILLERT

SUMMARY

During the First World War, the Ottoman government official Ahmed Cemal Paşa attempted to consolidate direct Ottoman control over the province of Syria, in part by adopting an authoritarian style of leadership. In pursuit of his interests, he initiated measures aimed at modernization and at changing urban space; he also attempted to promote the preservation of the region's cultural heritage with the goal of establishing an Ottoman identity. Together with the German archaeologist Theodor Wiegand, he created the so-called German-turkish Commando for Monument Protection at Damascus on 1 November 1916. Its task would be to document and collect antiquities in Syria, Palestine, Central Jordan and Lebanon, and to introduce preservation measures.

The idea of protecting Ottoman cultural assets had previously been pursued above all by the museum directors Osman Hamdi Bey und Halil Edhem Eldem, and had arisen out of growing resistance to the exploitation of Ottoman territory through the translocation of antique objects. As such it stood opposed to European museums' desire to acquire important antiquities. All activity by foreign archaeologists was monitored by Halil Edhem with a critical and mistrustful eye until 1914. In 1916, however, in the middle of one of the front-line and border regions of the Ottoman Empire, a bilateral project appears to have been started in which archaeologists would cooperate with politicians as well as the military. The article analyzes the cooperation between German and Ottoman actors against the background of the differences that prevailed between them in the run-up to the First World War, and examines the commitment to heritage conservation in the regions of conflict in context of varying war aims and national goals.

Antagonisten am Vorabend des Ersten Weltkrieges

„Die Deutsche Regierung verlangt die Theilung aller Funde der deutschen Museumsausgrabungen! Gemäss eines geheimen Vertrages, d. ich bis jetzt ignorierte. Wie Bombenschlag überreicht die Kaiserl. Botschaft Noten an die H[oh]e Pforte. [...] Das ist ein Desaster, eine Vernichtung des Werkes, an dem ich seit 25 Jahren mitarbeite. [...] Im schlimmsten Falle bin ich fest entschlossen meinen Abschied zu nehmen, da ich der Vernichtung meines Werkes, welches ich mit meinem Bruder geschaffen habe, nicht beiwohnen, geschweige denn präsidieren kann.“¹ Wenige Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs wandte sich der Direktor des osmanischen *Müze-i Hümayun* (Imperiales Museum), Halil Edhem Eldem (1861–1938), an den pensionierten Generalsekretär des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Institutes, Alexander Conze (1831–1914). Aufgebracht berichtet Halil Edhem von der durch die Deutsche Botschaft vorgebrachten Forderung, für alle deutschen Ausgrabungen Fundteilungen vorzunehmen, wie es das von ihm ignorierte Geheimabkommen von 1899 vorsah. Ein Zugestehen der Fundteilungen würde den deutschen Museen künftige Erwerbungen von Altertümern zusichern und ihnen so die Möglichkeit bieten, das gesetzlich festgelegte Exportverbot zu umgehen. Diese Option stand den Interessen des osmanischen Museumsdirektors, der das Geheimabkommen nicht anerkannte und die Umsetzung protektionistischer Maßnahmen forderte, diametral entgegen.

In Zusammenarbeit mit seinem Bruder Osman Hamdi Bey (1842–1910) hatte Halil Edhem daran gearbeitet, den Osmanischen Staat von einem Feld der Ausbeutung durch ausländische Archäologen hin zu einem eigenständigen Akteur bezüglich der Akquisition von Altertümern für eigene Museen zu transformieren und somit den territorialen Imperialismus der europäischen Archäologie einzudämmen.² Die Genese der Antikengesetze, kulminie-

rend im die Ausfuhr jeglicher Antiken verbietenden Gesetz von 1906, führte dazu, dass Osman Hamdi und Halil Edhem zu Antagonisten der Berliner Museen wurden und fortwährend versuchten, die Erwerbungen zu verhindern.³

Eine zentrale Person deutschen Engagements im Osmanischen Staat war der deutsche Klassische Archäologe Theodor Wiegand (1864–1936). Seit er 1897 Nachfolger Carl Humanns (1839–1896) als Direktor der Königlichen Museen zu Berlin in Smyrna⁴ geworden war und eine direkte archäologische Interessensvertretung bei der Pforte etablieren sollte, intensivierte er die institutionelle Aktivität der Berliner Museen auf osmanischem Territorium.⁵ Wiegand versuchte, fruchtbare Beziehungen zum Direktor des *Müze-i Hümeyun* aufrechtzuerhalten – in der Hoffnung, dass Berlin durch Ausgrabungserlaubnisse, Fundteilungen und Ausfuhr genehmigungen von diesen profitieren würde.⁶ Er unterstützte Halil vermutlich in der Kodifizierung eines osmanischen Denkmalschutzgesetzes, suchte simultan jedoch auch nach Möglichkeiten, Altertümer für die Berliner Museen zu akquirieren. Eine Gelegenheit hierzu ergab sich in der Folge der Balkankriege in

den Jahren 1912 und 1913. Der Osmanische Staat befand sich wegen der Belastungen des Krieges in einer finanziellen Notlage und in Konstantinopel zirkulierte das Gerücht, die Sammlung des *Müze-i Hümeyun* solle gepfändet werden. Wiegand wollte die Situation nutzen und vermerkte am 2. Juli 1913 in seinem Tagebuch: „In Constantinopel fiel mir im Museum zweierlei auf: 1) der Saal mit den Edelmetallfunden war geschlossen. 2) Halil bey, der Generaldirector, war abwesend [...]. Es wurde gemunkelt, die Türken wollten die Museumsbestände in America verpfänden.“⁷ Das Gerücht der Verpfändung bestätigte sich, allerdings wurde durch einen Zwischenhändler auch dem Dragoman der Deutschen Botschaft in Konstantinopel ein Angebot unterbreitet. Hierüber berichtete der deutsche Museumsdirektor: „Ich musste mir sagen: eher als dass die Objecte nach Amerika gehen, sollen sie nach Berlin gehen und bejahte die Frage.“⁸ An den folgenden Verhandlungen in Konstantinopel nahm Wiegand allerdings nicht teil, um seine Beteiligung zu verdecken und die Beziehungen zu Halil nicht zu stören. „Das allerdings ist die einzige ‚Sentimentalität‘. Wenn ich mir vorstelle, dass ich



Abb. 1: Eintreffen Ahmed Cemal Paşa auf einem Bahnhof in der Provinz Syrien (undatierte Fotografie, ca. 1915–1917).



Abb. 2: Blick auf den breiten Boulevard, den Ahmed Cemal Paşa in Damaskus nach europäischem Vorbild errichten und nach sich selbst benennen ließ (undatierte Postkarte, ca. 1920).

einem Americaner zuvorkommen kann, dass ich verhandeln könnte, dass bei einer Eroberung Cospels diese Schätze der Soldateska exponiert werden – warum soll ich da nicht zugreifen? Würde es ein Türke in guter Position anders machen? Hamdy & Halil haben es oft bewiesen dass sie die fremden Gelehrten rücksichtslos ausbeuten.⁹ Zu einer Pfändung der osmanischen Museumssammlung kam es letzten Endes nicht. Die Rhetorik Halil Edhems sowie Theodor Wiegands verdeutlicht jedoch, dass am Vorabend des Ersten Weltkriegs ein auf gemeinsamen Interessen basierendes bilaterales Engagement für den Denkmalschutz unwahrscheinlich schien, waren die deutsch-osmanischen Beziehungen von Misstrauen und konträren Zielsetzungen geprägt. Während das Engagement Wiegands auf Sammlungserweiterung zielte, versuchte Halil Edhem durch protektionistische Maßnahmen die Durchsetzung der Antikengesetze zu forcieren.

Die „Osmanisierung“ Syriens

Am 8. Dezember 1914, kurz nach Eintritt des Osmanischen Staates in den Ersten Weltkrieg, übernahm Ahmed Cemal Paşa (1872–1922), führendes Regierungsmitglied und Marineminister, als Oberbefehlshaber die IV. osmanische Armee und agierte fortan als Generalgouverneur der Provinz Syrien (Abb. 1). Hiernach beherrschte er faktisch das ihm

unterstellte Territorium und versuchte nach erfolglosen Feldzügen gegen den Suezkanal in den Jahren 1915 und 1916, die osmanische Herrschaft in der von inneren Unruhen geprägten Region zu festigen. Der vielfältigen und multiethnischen Bevölkerung, welche in Regierungskreisen als aufsässig galt, sollte durch massive Gewaltanwendung und einen autoritären Herrschaftsstil die osmanische Identität aufgekämpft werden. Dies wirkte sich auf den urbanen Raum aus.

Modernisierungsmaßnahmen dienten der Steigerung touristischer Attraktivität sowie der vereinfachten Überwachung der städtischen Bevölkerung. Hierzu sollten die traditionellen engen Gassen und die dichte Bebauung der Städte partiell breiten Boulevards, wie dem nach Ahmed selbst benannten *Cemal Paşa-Boulevard* in Damaskus, weichen (Abb. 2). Simultan erfolgte durch den Ausbau von Kommunikationslinien und Infrastruktur die Maximierung der Sichtbarkeit osmanischen Einflusses in der Region.¹⁰ Bereits zu Beginn des Krieges engagierte Ahmed Cemal schweizerische Architekten, welche die Innenstädte nach modernen europäischen Idealen umstrukturieren sollten,¹¹ und versuchte, einen Landschaftsarchitekten¹² sowie einen Agronomen¹³ für den Libanon zu engagieren.

Allerdings forcierte Ahmed Cemal nicht nur die Modernisierung, sondern wandte sich ebenfalls

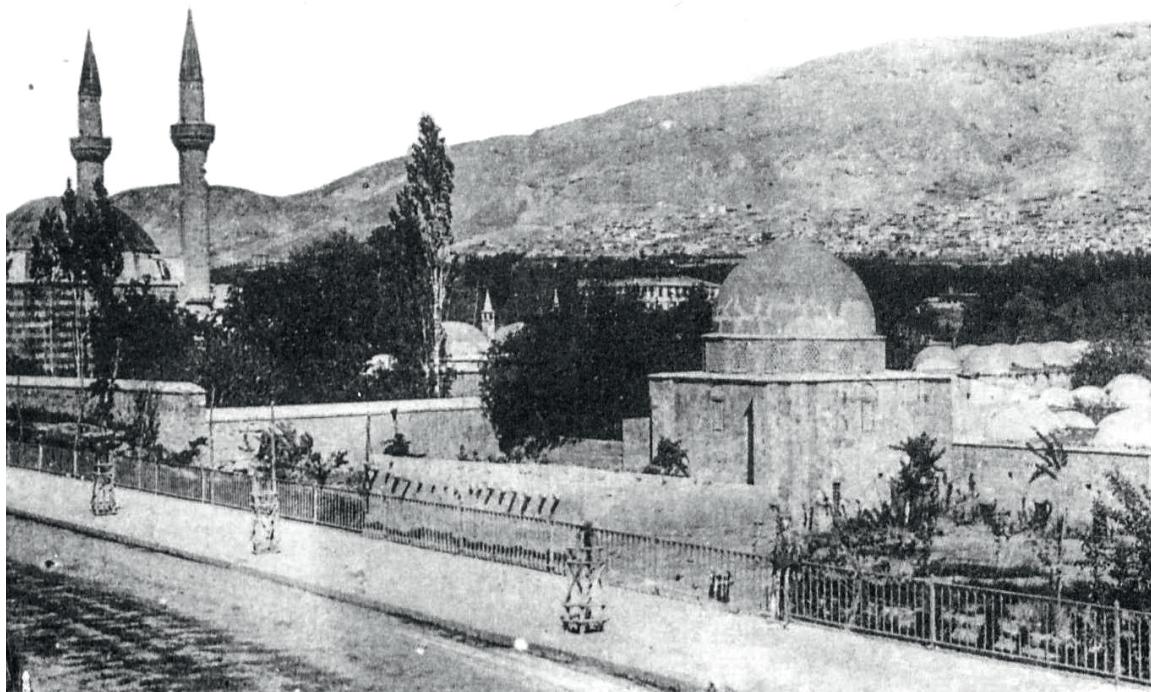


Abb. 3: Die Sultan Selim-Moschee am Cemal Paşa-Boulevard, die der Oberbefehlshaber der IV. osmanischen Armee während des Krieges restaurieren ließ (undatierte Postkarte, ca. 1920).

dem Erhalt des Kulturerbes zu. Mithilfe finanzieller Unterstützung des Stiftungsministeriums erfolgte die Restaurierung der am Cemal Paşa-Boulevard gelegenen Selim-Moschee in Damaskus (Abb. 3). Ferner förderte er die Instandsetzung des von Selim II. (1524–1574) errichteten Grabs von Muhiyddin al-Arabi, einer der prominentesten Figuren der Sufi-Geschichte. Weitere Planungen sahen vor, die Mauern der Al-Aksa-Moschee in Jerusalem von älteren Gebäuden zu bereinigen, die Zitadelle Jerusalems zu restaurieren und schließlich als lokales Museum zu nutzen. In Beirut entstanden neben einem Palast auch Telegrafen- und Postämter, während in Aleppo die Zitadelle in einigen Teilen restauriert werden sollte.¹⁴ Durch den Erhalt der antiken Überreste sowie die Förderung der Zugänglichkeit der historisch-kulturellen Baudenkmäler der gesamten Region suchte Ahmed Cemal diese im Sinne eines identitätsstiftenden Kulturerbes zu nutzen. Hierbei wurden antike byzantinische und islamisch-arabische Bauwerke ebenso berücksichtigt wie Gebäude aus osmanischer Epoche. Das Konglomerat der Überreste sah Ahmed Cemal als Komponente der osmanischen Identität und Erbe des Osmanischen Staats an.¹⁵ In einem Brief an den Leiter der deutschen Militärmision im Osmanischen Staat, Liman von Sanders (1855–1929), berichtet Ahmed Cemal von zahlreichen wissenschaftlich und künstlerisch

wertvollen Altertümern in Syrien. Aufgrund dessen „habe ich [Cemal] seit lange [sic] einen geeigneten Mann gesucht, der eine Aufsichtsstelle für die Aufbewahrung dieser Denkmäler organisieren könnte um Pläne und Zeichnungen zu einer wissenschaftlichen Veröffentlichung machen zu können. Durch einen glücklichen Zufall habe ich die Bekanntschaft des bisher als Chef eines Militärtransports gesandten Hauptmanns Dr. Wiegand gemacht.“¹⁶ Das Treffen mit dem deutschen Archäologen Theodor Wiegand bot Ahmed Cemal folglich die Gelegenheit, einen Klassischen Archäologen als Experten für diese Zwecke zu engagieren. Wie war nun der deutsche Museumsdirektor inmitten des Krieges als Leiter eines Truppentransportes nach Damaskus gekommen und wie kam es zum „glücklichen Zufall“ der Begegnung mit dem osmanischen Regierungsmittel?

„Ich dränge, so bald als möglich nach der Türkei zu kommen.“

Zum Zeitpunkt des Kriegsausbruchs befand sich Theodor Wiegand in Berlin und versuchte vergeblich, sich für den aktiven Heeresdienst zu melden. Nachdem er am 30. November 1914 schließlich der Berliner Kommandantur als Adjutant unterstellt wurde, erfolgte im September 1915 die Abkommandierung in das Kriegspresseamt des Generalstabs.¹⁷

Unglücklich über die Tätigkeit in Berlin versuchte Wiegand eine Abkommandierung zu erreichen. Am 12. Juni 1916 bat er durch den Generaldirektor der Berliner Museen, Wilhelm von Bode (1845–1929), im Kultusministerium darum, den militärischen Stellen im Osmanischen Staat unterstellt zu werden, um „in soldatischer Eigenschaft im ganzen Bereich des türkischen Operationsgebiets wissenschaftliche Beobachtungen anstellen“¹⁸ zu können. Wiegand sah nun die Gelegenheit als „Contrast zur Papierwirtschaft“¹⁹ zu einer aktiven Partizipation am Kriegsgeschehen gekommen und kommentierte eine Woche darauf: „Ich dränge, so bald als möglich nach der Türkei zu kommen.“²⁰

Das Kriegsministerium stimmte den Wünschen der Museumsmitarbeiter zu, informierte die betreffenden deutschen Kommandostellen und Wiegand erhielt militärische Unterstützung für die Entsendung ins Osmanische Reich. Eine mögliche Kooperation mit osmanischen Autoritäten wurde jedoch nicht angestrebt. Im Gegenteil: Etwa einen Monat vor seiner Abreise aus Berlin nach Konstantinopel schrieb Wiegand in sein Tagebuch: „Nach neuerer Bestimmung des Kriegsministeriums werde ich zur Verschleierung meiner Abkommandierung in die Türkei & meiner wirklichen Ziele, beauftragt, einen Truppentransport für den Suezkanal zu führen.“²¹ Statt eine Zusammenarbeit mit Halil Edhem oder osmanischen Stellen anzustreben, sollte nicht nur die Entsendung des deutschen Museumsdirektors, sondern auch die Zielsetzung seiner Reise, also die Durchführung wissenschaftlicher Untersuchungen, geheim gehalten werden.

Am 25. August 1916 verließ ein Ersatztransport der Paschaformation unter der Führung Theodor Wiegands Berlin-Charlottenburg und traf am 2. September in Konstantinopel ein. Als Adjutanten begleiteten der Architekt und Leutnant der Reserve, Karl Wulzinger (1886–1949), sowie der Dolmetscher, Professor der Archäologie und Landsturmmann Carl Watzinger (1877–1948) den Archäologen Wiegand. Nach Ankunft des Transports am Zielort in Südpalästina wurden die deutschen Wissenschaftler in den Stab des Oberst Friedrich Kreß von Kressenstein (1870–1948) aufgenommen. Dieser hatte bereits bei Ahmed Cemal die Erlaubnis erwirkt, dass Wiegand topografische Aufnahmen vornehmen dürfe. Nach Darstellung Watzingers wurde Wiegand während der ersten Untersuchungen im Operationsgebiet der IV. Armee auf die weitgehenden Zerstörungen der Altertümer aufmerksam und

sah die Notwendigkeit der Errichtung einer effizienten Denkmalschutzbehörde im Osmanischen Reich. Unter dem Eindruck, dass ein solches Engagement nicht verheimlicht werden könnte, suchte Wiegand nun den direkten Kontakt zu Ahmed Cemal, um ihn persönlich für das Vorhaben zu gewinnen.²²

Über den mit dem osmanischen Befehlshaber bekannten deutschen Konsul in Damaskus, Julius Harry Löytved-Hardegger (1874–1917)²³, ließ sich Wiegand Ahmed Cemal vorstellen und erreichte unerwarteten Erfolg. Über das Zusammentreffen berichtete Wiegand: „Plötzlich sagt Djemal Pascha: Ich würde gern die Monumente des Landes alle unter besondere Aufsicht stellen. [...] Dann würde ich den Posten eines Generalinspektors der Altertümer für Syrien und Palästina schaffen – ehrenamtlich für Sie [Wiegand] – und ich würde befehlen, dass Sie in dieser Stellung meinem Hauptquartier und speziell meiner Person zugeteilt werden. Ich würde wünschen, dass man unter Ihrer Leitung die türkischen und die älteren islamischen Bauten in Damaskus und Aleppo aufnimmt, aber auch alle anderen wichtigen Bauten. Das ganze soll dann publiziert werden.“²⁴ Als „19. Bureau im Oberkommando der syrisch-westarabischen Armee“ wurde am 1. November 1916 das sogenannte *Deutsch-türkische Denkmalschutz-Kommando*²⁵ gegründet und dem Stab des Oberkommandierenden der IV. osmanischen Armee Ahmed Cemal direkt unterstellt. Es operierte in der Region Syrien, Palästina, Transjordanien sowie des Libanon.²⁶

Im Vorwort des während des Krieges publizierten Werkes *Alte Denkmäler aus Syrien, Palästina und Westarabien* skizzierte Cemal die Zielsetzung der Aufstellung dieser Formation. Diese lagen in der „1. Schaffung einer zuverlässigen Überwachungsstelle für die Erhaltung der Kunstdenkmäler. 2. Verhinderung schädlicher Neubauten im Innern und in der nächsten Umgebung alter Bauwerke, Säuberung der Ruinen, Verbot an die Bevölkerung, sich der Ruinen als Baumaterialien zu bedienen. 3. Verbesserung der Zugangsstraßen zu den Ruinenstätten und Schaffung geeigneter Unterkunft zur Erleichterung des Besuchs für Einheimische und Fremde. 4. Sammlung von Altertümern innerhalb der Armeezone.“²⁷ Wiegand und seine Mitarbeiter unternahmen zwischen 1916 und 1918 verschiedene Exkursionen im Operationsgebiet der IV. Armee, sandten Berichte samt Empfehlungen zu Konservierungs- und Schutzmaßnahmen an Ahmed Cemal und sammelten Material für die Publikationen.²⁸

Die umfassenden Exkursionen des Kommandos wurden von den deutschen Wissenschaftlern gemeinsam mit osmanischen Soldaten unternommen. Vereinzelt wurden Untersuchungen auch allein in Begleitung eines Soldaten oder Ortskundigen vorgenommen.²⁹ Je nach Dauer des Aufenthaltes vor Ort erfolgte die detaillierte wissenschaftliche Dokumentation der Baudenkmäler sowie die Analyse der Baustuktur und partiell auch eine Rekonstruktion der Stätte oder einzelner Bauwerke. Teilweise wurden provisorische denkmalpflegerische Maßnahmen wie die Stabilisierung des Triumphbogens in Palmyra vorgenommen. Es entstanden erstmals Gesamtpläne einzelner Stadtanlagen oder ausgewählter Stadtareale, z.B. von Damaskus und Petra.³⁰

Zur Unterstützung der am Boden gewonnenen Ergebnisse initiierte Theodor Wiegand ebenfalls die Verwendung von in der Nähe stationierten deutschen Fliegerverbänden. Diese sollten Luftbilder der untersuchten oder noch zu untersuchenden Stätten anfertigen. Wiegand setzte die Flieger gezielt ein, um die Zusammenhänge und baulichen Strukturen in teils unübersichtlichem Gelände insgesamt erfassen und interpretieren zu können. Die Ergebnisse ließen die Wissenschaftler in ihre Publikation einfließen. Auch für topografische Untersuchungen griffen die Wissenschaftler auf die Flieger zurück, nutzten sie für die Anfertigung von Stadtplänen und um die am Boden durch Triangulation ermittelten Messungen zu ergänzen.³¹

Den Aufenthalt in Syrien wollte Wiegand jedoch nicht nur für wissenschaftliche Untersuchungen nutzen, sah er darin auch die Chance, diskret potenziell lukrative archäologische Stätten und Objekte für die Berliner Museen zu ermitteln. An Wilhelm von Bode schrieb Wiegand noch kurz vor Aufbruch nach Palästina: „Natürlich könne bei dem jetzigen Bundesverhältnis nicht von einem Beutezug à la Napoleon I die Rede sein, aber es könne dabei sehr viel herauskommen, was uns willkommen ist.“³² Diese Aussage entschleiert die Absichten des Museumsdirektors und legt dar, warum kein Kontakt zu osmanischen Stellen aufgenommen wurde. Nicht die denkmalpflegerische Aktivität stand im Vordergrund, sondern eine Sondierung der potentiellen Akquisitionen und Grabungsgebiete für die Berliner Museen. Wie Oliver Stein bereits schlussfolgert, konnte der ursprünglich intendierte Plan während des Krieges nicht im gewünschten Maße verfolgt werden³³, dennoch wurden die Bemühungen der deutschen Museumsmitarbeiter um Erwer-

bungen nicht gänzlich beiseitegelegt: Der 1917 nach Smyrna entsandte Archäologe Georg Karo (1872 bis 1963), erinnerte sich in seinen Memoiren an ein Gespräch mit Wilhelm von Bode vor seiner Abreise: „Wir haben den Türken seit Kriegsbeginn hundert Millionen in Gold vorgeschnitten, die sie uns nie zurückzahlen werden. S.M. ist der Ansicht, daß wir dafür in anderer Weise entschädigt werden müssen, und zwar indem uns die berühmten Sarkophage von Sidon aus dem Museum in Istanbul [sic] für das Berliner Museum abgetreten werden.“³⁴ Karo fand zwar noch vor seiner Abreise nach Smyrna heraus, dass der Kaiser über Bodes Planungen nicht informiert war, doch verdeutlicht die Einflussnahme des Generaldirektors den Stellenwert der Sammlungserweiterung. Auch Wiegand versuchte noch im Juni 1918 über den deutschen Botschafter in Konstantinopel, Johann Heinrich Graf von Bernstorff (1862–1939), die Akquisition von Objekten aus dem Osmanischen Staat zu sichern. Im Kontext der Verhandlungen über die Höhe an Entschädigungen, die Konstantinopel für die Kriegsanstrengungen des Deutschen Reichs zahlen sollte, schlug Wiegand vor, den Osmanischen Staat finanziell zu entlasten. Als Kompensationen der Schulden solle ein Teil erlassen und in Form von antiken Objekten an die Berliner Museen abgetreten werden. In seinem Tagebuch notierte Wiegand: „Aus alledem geht m.E. mit Klarheit hervor, dass jetzt der höchste kritische Moment für uns gekommen ist. In Berlin muss jetzt durch Eingreifen des Hrn Generaldirectors, des Hrn Ministers und des A. H. Protectors der Museen und der DOG die ganze Frage mit Hochdruck zur Entscheidung gebracht werden.“³⁵ Schließlich wurden die Planungen der deutschen Museumsmitarbeiter durch den Kriegsverlauf verhindert. Spätestens im Sommer 1918 erkannte Wiegand, dass die Translokation von Objekten aus dem Osmanischen Reich nach Berlin unmöglich wurde. Nachdem er bereits Ende 1917 Syrien verlassen hatte, versuchte er ab Juli 1918, Vereinbarungen über das Vorrecht an archäologischen Untersuchungen mit den nach dem Frieden von Brest-Litowsk neu gegründeten Staaten Georgien und der Ukraine abzuschließen. Bereits im Juni 1918, noch vor der Abreise aus Konstantinopel, schlug Wiegand ein Verfahren für künftige Funde in der Ukraine vor: „Die Funde der Classischen]. Epochen für uns, die slaw[ischen]. Epochen den Ukrainern.“³⁶

Fazit

Abschließend lässt sich konstatieren, dass das Kulturerbe Syriens durch Ahmed Cemal als ein nationales und schützenswertes Gut definiert wurde, insofern es dessen Modernisierungsmaßnahmen nicht behinderte. Während des Krieges wurden erste denkmalschützende Maßnahmen eingeleitet und Ahmed Cemal suchte in diesem Sinne ausländische Experten in Syrien zu versammeln und für den Denkmalschutz zu engagieren.

Zwar kooperierten deutsche und osmanische Akteure hinsichtlich des Denkmalschutzes in der Provinz Syrien miteinander, doch wurde das Engagement von jeweils differierenden Interessen initiiert und geprägt. Die für archäologische Tätigkeiten eigentlich zuständige osmanische Antikenbehörde um Halil Edhem wurde über die Entsendung

Wiegands und seiner Begleiter zunächst nicht informiert und sogar umgangen, indem direkt Kontakt zu Ahmed Cemal aufgenommen wurde. Halil Edhem stand dem Engagement skeptisch und misstrauisch gegenüber, nutzte aber schließlich das Kommando, um Kulturgut nach Konstantinopel zu verlagern.³⁷

Während Ahmed Cemal auf die Integration seines Herrschaftsbereichs in den osmanischen Staat sowie die Ausbeutung des kulturellen Erbes hinsichtlich einer identitätsstiftenden Funktion zielte, war das Engagement Wiegands und des von deutschen Wissenschaftlern dominierten Denkmalschutz-Kommandos zum einen vom wissenschaftlichen Interesse und zum anderen von der Agenda nach Akquisition von Objekten für die Berliner Museen geprägt.

Abbildungsnachweis

- 1 Mit freundlicher Genehmigung von Mara Loytved-Hardegger. Familienarchiv Mara Löytved-Hardegger.
- 2 Postkarte ed. Moïse J. Zagha. Sammlung des Autors.
- 3 Postkarte ed. Férid. Sammlung des Autors.
- 4 Vgl. Cobet, Justus: Theodor Wiegand – Das Osmanische Reich und die Berliner Museen, in: Das große Spiel. Archäologie und Politik zur Zeit des Kolonialismus (1860–1940), hg. v. Charlotte Trümpler, Essen 2008, S. 346–353, S. 347.
- 5 DAI Archiv der Zentrale, NL Wiegand, Kasten 22, Tagebuch Theodor Wiegand, 2. Juli 1913.
- 6 Ebd.
- 7 Vgl. Çiçek, M. Talha: War and State Formation in Syria. Cemal Pasha's Governorate during World War I, 1914–1917, New York 2014, S. 191.
- 8 Vgl. ebd., S. 191–193.
- 9 BArch, RM 40/725, Bl 18, Schreiben Hans Humanns an Ahmed Cemal, 4. Februar 1916.
- 10 BArch, N 1581/71, Telegramm Julius Harry Löytved-Hardeggs, 19. Januar 1916.
- 11 Vgl. Çiçek, M. Talha, 2014 (wie Anm. 10), S. 195–196.
- 12 Vgl. ebd., S. 196.
- 13 BayHStA Abt. IV Kriegsarchiv, MKr. 1956, Abschrift der Übersetzung eines Schreibens Ahmed Cemals an Liman von Sanders, 10. Februar 1917.
- 14 Vgl. Watzinger, Carl: Theodor Wiegand. Ein deutscher Archäologe, 1864–1938, München 1944, S. 271–274.
- 15 DAI Archiv der Zentrale, NL Wiegand, Kasten 23, Tagebuch Theodor Wiegand, 12. Juni 1916.

Anmerkungen

- 1 DAI Archiv der Zentrale, NL Conze, Kasten 2, Brief Halil Eldems an Alexander Conze, 5. April 1914.
- 2 Vgl. Shaw, Wendy M. K.: From Mausoleum to Museum. Resurrecting Antiquity for Ottoman Modernity, in: Scramble for the Past. A story of Archeology in the Ottoman Empire, 1753–1914, hg. v. Zainab Bahrani, Zeynep Çelik und Edhem Eldem, S. 423–441, S. 425.
- 3 Vgl. Bahrani, Zainab / Çelik, Zeynep / Eldem, Edhem: Introduction. Archeology and Empire, in: Scramble for the Past. A story of Archeology in the Ottoman Empire, 1753–1914, hg. v. Dies., S. 13–43, S. 13.
- 4 Wiegands kommissarische Ernennung erfolgte am 1. Oktober 1897. Hauptamtlich übernahm er die Geschäfte 1899. Hierzu: Mietke, Gabriele: „Die Funde der Class[ischen]. Epochen für uns, die slaw[ischen]. Epochen den Ukrainern.“ Auf der Suche nach neuen Ausgrabungsstätten für die Antikensammlung 1918, in: Zum Kriegsdienst einberufen. Die Königlichen Museen zu Berlin und der Erste Weltkrieg (Schriften zur Geschichte der Berliner Museen Band 3), hg. v. Petra Winter und Jörn Grabowski, Köln/Weimar/Wien 2014, S. 115–131, S. 116.
- 5 Vgl. Çakır Phillip, Filiz: Ernst Herzfeld and the Excavations at Samarra, in: Scramble for the Past. A story of

- 19 Ebd., 29. April 1916.
- 20 Ebd., 18. Juni 1916.
- 21 Ebd., 16. Juli 1916.
- 22 Vgl. Watzinger, Carl 1944 (wie Anm. 17), S. 289.
- 23 Julius Harry Löytved-Hardegger stand bereits zwischen 1904 und 1907 in Kontakt zu Bode und Wiegand und engagierte sich für Erwerbungen für die Berliner Museen. BArch, N 1581/170.
- 24 Wiegand, Theodor: Halbmond im letzten Viertel. Archäologische Reiseberichte (Kulturgeschichte der antiken Welt Bd. 29), Mainz am Rhein 1985 [1970], S. 198–199.
- 25 In den deutschen Akten wird das Kommando unter Formation Wiegand geführt, während sich die osmanischen Dokumente stets auf das 19. Bureau beziehen. Erst die deutschen Publikationen der 1920er-Jahre gaben der Einheit den Titel Deutsch-türkisches Denkmalschutz-Kommando. Hierzu: Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Deutsch-türkischen Denkmalschutz-Kommandos, hg. v. Theodor Wiegand, Berlin/Leipzig 1920–1924, Bd. 1–6.
- 26 Vgl. Mietke, Gabriele: Theodor Wiegand und die byzantinische Kunst, Berlin 2014, S. 5, und Wiegand, Theodor: Denkmalschutz und kunstwissenschaftliche Arbeit während des Weltkrieges in Syrien, Palästina und Westarabien, in: Kunstschatz im Kriege. Berichte über den Zustand der Kunstdenkmäler auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen und über die deutschen und österreichischen Massnahmen zu ihrer Erhaltung, Rettung und Erforschung, Zweiter Band: Die Kriegsschauplätze in Italien, im Osten und Südosten, hg. v. Paul Clemen, Leipzig 1919, S. 174–190, S. 174.
- 27 Alte Denkmäler aus Syrien, Palästina und Westarabien. Veröffentlicht auf Befehl von Ahmed Djemal Pascha, Berlin 1918, o.S.
- 28 DAI Archiv der Zentrale, NL Wiegand, Kasten 30.
- 29 Vgl. DAI Archiv der Zentrale, NL Wulzinger, Kasten 1, Heft Nr. 17.
- 30 Vgl. Bührig, Claudia: Theodor Wiegand und das Deutsch-türkische Denkmalschutz-Kommando für Syrien und Palästina im Ersten Weltkrieg, in: Langfristperspektiven archäologischer Stätten. Wissengeschichte und forschungsgeleitete Konservierung, hg. v. Uta Hassler, München 2017, S. 183–199, S. 189.
- 31 Trümpler, Charlotte: Das Deutsch-Türkische Denkmalschutz-Kommando und die Luftbildarchäologie, in: Das große Spiel. Archäologie und Politik zur Zeit des Kolonialismus (1860–1940), hg. v. ders., Essen 2008, S. 474–483.
- 32 SMB-ZA, IV/NL Bode 5885/3, Brief Wiegand an Bode, 2. Juni 1916. Auch in: Bührig, Claudia 2017 (wie Anm. 30), S. 187.
- 33 Vgl. Stein, Oliver: Archaeology and Monument Protection in War. The Collaboration Between the German Army and Researchers in the Ottoman Empire, 1914–1918, in: Militarized Cultural Encounters in the Long Nineteenth Century. Making War, Mapping Europe, hg. v. Joseph Clarke und John Horne, Cham 2018, S. 297–317, S. 311.
- 34 DAI Archiv der Zentrale, NL Karo, Kasten 2, Mappe 1, Ms. Der Autobiografie „Fünfzig Jahre aus dem Leben eines Archäologen“ (1959). Weicht in manchen Teilen von der Druckfassung ab. Siehe: Karo, Georg: Fünfzig Jahre aus dem Leben eines Archäologen. Baden Baden 1959.
- 35 DAI Archiv der Zentrale, NL Wiegand, Kasten 24, Tagebuch Theodor Wiegand, 20. Juni 1918.
- 36 Mietke, Gabriele 2014 (wie Anm. 4), S. 120.
- 37 Türk ve İslam Eserleri Müzesi: 100 yıl önce 100 yıl sonra, hg. v. Miyase Çelen, Sevgi Kutluay und Seracettin ahin, Ankara 2014, S. 155.

Das Museumswesen der frühen Sowjetunion und der Aufbau der Landeskunde

Die Voronežer Museen und die Rolle des Zentralbüros für Landeskunde (ZBL)

TOBIAS HABERKORN

SUMMARY

Major social upheavals such as the Russian Revolution of 1917 and the developments it brought with it for the fledgling Soviet Union expose existing conflicts over the deconstruction and reconstruction of history and the past. A look at museums can illuminate the institutional practices and theoretical context of these conflicts; it can also reveal forgotten and little-known institutions whose museological contributions – at both the centre and the periphery of the vast empire – have hardly been investigated. The article gives a brief overview of the various state initiatives in the museum field, shortly after the October Revolution and in the background of the debate over the handling of the cultural heritage of the czarist era. This was also a time of expansion for regional studies along with its museums and institutions, all of which had an enormous influence on the development of museology in the 1920s. In Moscow and Petrograd, various avenues of approach were adopted. These developments are traced using a regional museum in Voronež, in the hinterlands of the Soviet Union, as an example. Museums in particular represent a space of concentration and culmination, one in which art and culture, the contemporary politics of history, social orientation, institutional policies, and public engagement meet and create a reflection of the state and society. The goal is to explore a new field of research into the regional museums of the early Soviet Union and to give a brief introduction to their institutional context and their historical, thematic and methodological approach and character.

Einleitung

Den Konflikt um die Zusammenlegung der Moskauer Abteilung für Volksbildung mit der örtlichen Proletkultvertretung¹ kommentiert der Volkskommissar für Aufklärung Anatolij Lunačarskij in der Zeitschrift *Izvestija VZIK* des allrussischen Exekutivkomitees vom 13. April 1919 wie folgt: „Es gibt Leute die annahmen, daß jede Verbreitung der ‚alten‘ Wissenschaft und der ‚alten‘ Kunst Nachsicht gegenüber bürgerlichen Neigungen, fluchwürdiges Kulturträgertum, Vergiftung des jungen sozialistischen Organismus durch das Blut des gestürzten Alten bedeutet. [...] Nein, zum tausendundersten mal wiederhole ich, daß das Proletariat im Vollbesitz der allgemeinmenschlichen Bildung sein muß, es ist eine historische Klasse, es muß in Verbindung mit allem Vergangenen voranschreiten.“² Zu sehen ist darin der Konflikt darum, wie der junge Sowjetstaat mit seinem kulturellen Erbe und dessen Hinterlassenschaften aus der Vergangenheit im Ausgleich mit den Bedürfnissen der künstlerischen Avantgarde oder dem Proletkult umgehen wollte. Beobachten kann man diesen Konflikt sehr deutlich an der Museumsfrage, an den Sammlungen und Ausstellungen, wie diese politisch nach der Oktoberrevolution aufzufassen und neu arrangiert werden sollten. Lunačarskij war von Beginn der Oktoberrevolution an davon überzeugt, dass die kulturellen Erzeugnisse der alten Zeit, der Monarchie und der bürgerlichen Gesellschaft des Schutzes bedurften. Sie sollten erhalten, bewahrt und erforscht werden, da er sie als Grundlage der allgemein menschlichen Bildung sah und sie zum Aufbau einer proletarischen Bildung genutzt werden sollten. Durch die Untersuchung des wissenschaftlichen Ausbaus der Landeskunde und der in ihr enthaltenen Museums- und Geschichtswissenschaft möchte ich ein Schlaglicht darauf werfen, wie historische Ereignisse dort erarbeitet, ausgestellt und interpretiert wurden.

Das Museumswesen in den Zentren der entstehenden Sowjetunion von 1917 bis 1921

Die Positionierung der Bolschewiki in der Museumsfrage im Zeitraum des gesellschaftlichen Umbruches bis zur Stabilisierung des jungen Sowjetstaates durchlebte mehrere Phasen, wurde regional mit unterschiedlichen Ansätzen und mit verschiedenem und wechselndem Personal verfolgt sowie mit neuen und wieder abgeschafften Ämtern in Angriff genommen. Ein deutliches Beispiel sind dafür die beiden Zentren der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR) Petrograd und Moskau. Schon mit dem Sturm auf den Winterpalast in Petrograd kam es zu Plünderungen und Diebstählen, von denen die Bolschewiki und die Mitglieder des revolutionären Militärikomitees erfuhren. Am 28. Oktober 1917, drei Tage nach dem Umsturz, wurden diese Plünderungen und ihre Täter öffentlich verurteilt und erste Fahndungen in der *Pravda* veröffentlicht. Das revolutionäre Militärikomitee arbeitete dabei mit der historischen Kunstkommision des Winterpalastes zusammen, die im Sommer 1917 gegründet wurde und am 27. Oktober ihre Arbeit wieder aufnahm.³ Die Untersuchungen und Ermittlungen zogen sich bis in das Frühjahr 1918 hinein, während ein Großteil der verschwundenen Güter wieder gefunden wurde, aber einiges auch verloren blieb. Im Großen und Ganzen sind sich die russischen Historiker in ihrem Urteil darüber einig, dass es in Petrograd, trotz der revolutionären Ereignisse, zu einer relativ geringen Anzahl an Diebstählen kam.⁴ In der Struktur zur Organisation des Museumswesens etablierte sich dabei gleichzeitig eine große gestalterische Freiheit, wo die Besetzung entscheidender kulturpolitischer Positionen und die Mitbeteiligung an der Ausgestaltung von Gesetzen durch die jeweiligen kunsthistorischen Kommissionen der Paläste in Petrograd (von der Peter- und Paul-Festung, der Ermitage, dem Marmorpalast u. a.) starken Einfluss hatten. Dies lässt sich beispielsweise am Beschluss von Lunačarskij im Januar 1918 über die zaristischen Schlösser rund um Petrograd erkennen, diese zu Kunstmuseen zu erklären, bei denen die eigenen Hofkommissionen hohe Eigenverantwortlichkeit in Organisations- und Verwaltungsfragen zugesprochen bekamen.⁵ Die Petrograder Museen agierten von 1918 bis 1920 in diesen Fragen unabhängig von Moskau und setzten dabei auf die Organisation der verschiedenen Hofkommissionen. Von politischer Seite war man sich deutlich bewusst, dass man auf das Wissen der

alten Eliten angewiesen war, damit in erster Linie die Kulturgüter des Landes geschützt und bewahrt würden, bevor man sich politisch eindeutig zu der Frage positionierte, wie man in der Grundsatzdebatte mit der Kunst und Kultur aus der Autokratie und der bürgerlichen Gesellschaft umgehen soll.

In Moskau geschah anfangs Ähnliches wie in Petrograd; Museumsmacher, Mitarbeiter, Künstler und Politiker in Kunstkommissionen der einzelnen Institutionen organisierten und sammelten sich. Diese haben sich ebenso nach der Februarrevolution gegründet. Sie haben sich jedoch stärker auf die ganze Stadt in ihren Befugnissen ausgerichtet und sich nach dem Oktober ein zentrales Komitee unter dem neuen Namen *Komitee zur Erhaltung der Sammlungen, Denkmäler und Kunst aus vergangener Zeit* gebildet, das in die Moskauer Stadtabteilung für Kunst und Aufklärung eingegliedert war. Hier wurde über höchst unterschiedliche Positionen diskutiert, wie z. B. die von Künstlern der Avantgarde wie Kasimir Malewitsch, der befürwortete „[...] alle toten Epochen abzubrennen [...]“⁶, oder die gleichzeitige Forderung Igor Grabars, der Gewähr des Schutzes und des Ausbaus der kulturellen Hinterlassenschaften des Zarenreiches höchste Priorität einzuräumen.⁷ Von 1917 bis 1920 wurde in Moskau heftigst darum gestritten, wie die Museumsfrage anzugehen und wer dafür zuständig sei und welche Funktion Museen grundsätzlich hätten, was sie präsentierten, repräsentierten und bezwecken sollten, für wen sie gemacht würden und welche Objekte und Geschichten überhaupt bewahrenswert seien. Die theoretischen Debatten zogen dabei praktische Konflikte nach sich, sei es, ob das Volkskommissariat für Aufklärung oder das Volkskommissariat für Volkseigentum zuständig sei, ob Museen wie die *Tretjakov Galerie* aufgelöst werden sollten und wie man den Aufbau des staatlichen Museumsfonds und Museumsnetzes organisieren wollte. Der deutliche Unterschied zu Petrograd war aber, dass das *Komitee zur Erhaltung der Sammlungen, Denkmäler und Kunst* viel stärker in die Stadtverwaltungsinstitutionen eingebunden war und man sich vom Modell der verschiedenen Kommissionen der einzelnen Institutionen abwandte. In Moskau kristallisierte sich ab Mai 1918 eine mehr staatlich-zentral gefasste Organisationsform heraus, die sich der Museumsfrage nun auch landesweit widmen wollte. Sie nahm in der neuen Abteilung für Museumswesen, Denkmalschutz und Antiquitäten Gestalt an und wurde über die Jahre weiter ausgebaut. Eine wirklich einheitli-

che politische Linie kann in der Museumsfrage bis zum Ende des Bürgerkrieges 1921 nicht erkannt werden.

Das Engagement der Russischen Akademie der Wissenschaften in der Frage der kulturellen Hinterlassenschaften und des Museumsaufbaus ist ebenso als ein Versuch von vielen zu sehen, ein bestmögliches und vielfältiges Museumsnetz zu organisieren und aufzubauen. Schon Lenin hatte in einem Dekret vom 18. April 1919 mit der Gründung der Akademie für historische Materialien und Kulturen, die an der Russischen Akademie der Wissenschaften angesiedelt war, dieser Institution Kompetenzen in Museumsfragen zugesprochen.⁸ Erweitert, im Sinne einer regionalen Ausbreitung von Museen, wurde dies durch die Initiative zur Gründung des *Zentral Büro für Landeskunde* (ZBL), die vom Volkskommissar für Aufklärung ausging. Er lud die Vertreter aller bekannten landeskundlichen Gesellschaften, Kreise, Museen, Bibliotheken und Archive zur ersten allrussländischen Konferenz für Landeskunde vom 12. bis 20. Dezember 1921 nach Moskau ein. Das Ziel war in erster Linie, den Ausbau der wissenschaftlichen Landeskunde unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen voranzubringen. Ein Blick auf die Zahlen zeigt dabei ein immenses Anwachsen von landeskundlichen Gesellschaften und Museen. Bis zum Februar 1917 gab es im russischen Reich 64 landeskundliche Gesellschaften und etwa 94 Museen. Zehn Jahre später vergrößerten sich die Zahlen auf 1112 Gesellschaften und 576 Museen.⁹ Aufgrund dieses rapiden Wachstums spricht man in der Forschung von der *Kraevedčeskoe dviženie* (Landeskunde Bewegung). Diese Zahlen vermittelten hierbei einen Willen der höheren Stellen der Sowjetunion in den 1920er-Jahren, die Landeskunde in Verbindung mit ihren Museen zu fördern.

Für Lunačarskij, der auf der Konferenz von 1921 die Auftakrede hielt, stand im Vordergrund, dass er der wissenschaftlichen Landeskunde und ihren Forschern die Aufgabe zuschrieb, die Aufklärung und Erforschung Russlands und seines riesigen Gebiets zu betreiben. Das Ziel war, Russland als solches der eigenen und der ausländischen Bevölkerung verständlicher darzustellen und es ihnen näherzubringen. Außerdem sollten die Ergebnisse der zukünftigen Forschungen aus kulturell-historischen, biologischen, geologischen und geografischen Bereichen die Voraussetzungen des Landes ergründen und für eine gesellschaftliche Weiterentwicklung

nutzbar gemacht werden. Er betonte in seiner Rede den freiheitlichen, kreativen und unbürokratischen Charakter von Forschung und Wissenschaft, der für diese Arbeit vonnöten sei,¹⁰ sodass die aufgebrochene Kreativität durch die Revolution erhalten bliebe und „[...] das[s] die staatlichen Programme eintreten sollen in die kulturelle Arbeit und mit speziellen Arbeitsplänen die außergewöhnlichen Punkte und das äußerst lebendige Wissen des Landes zu erforschen“.¹¹ Das ZBL sollte daher die Rolle eines Koordinators, Unterstützers, Beraters und Organisators für die wissenschaftliche Arbeit und deren Austausch der verschiedenen Institutionen untereinander einnehmen. Es sah sich selbst als höchste wissenschaftliche und politische Interessenvertretung der örtlichen Landeskundegesellschaften, Archive, Museen und Bibliotheken. Ihr Leiter war bis 1929 Sergey Oldenburg, der ebenso erster Sekretär der Russischen Akademie der Wissenschaften und als Bildungsminister der Februarregierung tätig war. Das ZBL besaß zwei Hauptfilialen, die erste in Petrograd und die zweite in Moskau; Letztere stand unter Leitung von Vladimir Bogdanov, eines berühmten Geografen, Ethnologen und Museumswissenschaftlers. Beide Filialen brachten eigene Zeitschriften heraus. In Petrograd entstand ab 1923 die Zeitschrift *Kraevedenie* (Landeskunde) und in der Moskauer Niederlassung brachte man im Jahr 1925 die Zeitschrift *Izvestja Zentral'nogo Bjoro Kraevedenija* (Berichte des Zentralen Büros für Landeskunde) heraus. Beide Zeitschriften wurden 1929 eingestellt und ab 1930 bis 1936 erschien nur noch *Sovjetskoe Kraevedenie* (Sowjetische Landeskunde). In jenen Zeitschriften lässt sich weiter deutlich die Beziehung zwischen Zentrum und Peripherie nachzeichnen.

Die Repräsentation der Landeskunde aus Voronež in den Zeitschriften des ZBL

Als eine der ersten Städte wurde Voronež von einer breit angelegten Exkursion des ZBL im Jahr 1923 besucht. Berichtet wurde darüber schon in der ersten Ausgabe der Zeitschrift *Kraevedenie*. Durch die Vorlesungen und Initiative von M. Ja. Fenomenova im Februar 1923, als Vertreter der Moskauer Humanistischen Universität im ZBL, wurde der Entschluss gefasst, in Voronež zusammen mit der Organisation der Naturforscher, mit Professoren der hiesigen Universität, Studenten sowie mit Mitarbeitern aus dem Museum und den Institutionen, wie *Gosplan*¹² und der Landwirtschaftsabteilung,

sich zu einer Landeskundegesellschaft zusammenzuschließen.¹³ Voronež war hierbei sehr oft vertreten und präsent in den Zeitschriften des ZBL. Schon 1924 wurde in der dritten Ausgabe der Zeitschrift *Kraevedeine* der Artikel des Museumsdirektors Nikolaj Valukinski zu den *Dörfern des Voronežer Distriktes. Aus künstlerischen und ethnografischen Eindrücken* bibliografisch aufgeführt und rezensiert.¹⁴ Aus museumstechnischer Sicht und als Folge der Informationspflicht tritt als weitere Aufgabe der Zeitschriften auf, über das Personal der landeskundlichen Gesellschaften und über die Anzahl der Museen und deren wissenschaftliche Ausrichtung sowie deren Bestände zu berichten. Der Kern von landeskundlichen Wissenschaftlern in Voronež setzte sich zusammen aus ehemaligen Mitgliedern der Archivkommission und des historischen archäologischen Komitees der orthodoxen Kirche, das offen in der Zeitschrift wiedergegeben wurde.¹⁵ Zentrale und altgediente Mitglieder waren der Museumsdirektor (bis zum Jahr 1925), Michal Parenago, und der Leiter der 1924 gegründeten Voronežer Gesellschaft für Landeskunde, Sergey Vvdenskim.

Voronež war im Jahr 1925 geprägt von vier Museen. Diese waren das Staatliche Museum für Geschichte und Kultur (Landeskundemuseum, Abb. 1), das *Nikitinskij Literaturmuseum*, das aus dem zuvor genannten erwuchs, ein Antikenmuseum und das naturwissenschaftlich ausgerichtete pädagogische Museum. Das Landeskundemuseum war schon 1894 gegründet worden und in der Trägerschaft des Historischen Archäologischen Komitees der orthodoxen Kirche gewesen. In seinen einzelnen Abteilungen wurde das Landeskundemuseum kurz in der zweiten Ausgabe von 1925 der Zeitschrift *Izvestja Zentral'noj Bjoro Kraevedenija* beschrieben. Es besaß einen Bereich für Antiquitäten (gemeint ist im archäologischen und historischen Kontext) mit 3150 Ausstellungsstücken, eine Kunstabteilung (3235 Ausstellungsstücke), einen Bereich für Lebensalltag (*Byt*) und Ethnografie sowie eine Bibliothek und Handschriftensammlung mit einer Bestandsgröße von 17000 Stück.¹⁶ Die Besucherzahl lag für das Jahr 1924 bei 6719 Personen.¹⁷ Berichtet wurde vom ZBL auch über die praktischen wissenschaftlichen Arbeiten, die man auf einzelnen Kongressen vorstellte.

Die Informationswiedergabe zu den Tätigkeiten der verschiedenen Institutionen, die im Feld der Landeskunde arbeiteten, ist dabei so vielseitig wie die wissenschaftlichen Bereiche der Landeskunde

selbst. In der ersten Ausgabe der Zeitschrift *Izvestja Zentral'nogo Bjoro Kraevedenija* von 1927 wurde eine Ausstellung des *Nikitinskij Literaturmuseums* besprochen. Diese Ausstellung trug den Titel *Voronežer Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts* und wurde im Herbst 1926 eröffnet. Sie war sehr stark geprägt von Vertretern regionaler Literatur und von Ausstellungsstücken wie Briefen, Magazinen und Zeitschriften. Fotografien von Forschungsexkursionen, Trachten und Aufnahmen von Volksliedern auf Schallplatte waren darin zu sehen und zu hören.¹⁸



Abb. 1: Das Landeskundemuseum in Voronež (1926).

Hieran ist bemerkenswert, für wie viele Wissenschaften und ihre unterschiedlichen Themen das ZBL in dieser Periode offen war und in Städten wie Voronež Institutionen Raum gab, sich landesweit und international zu präsentieren. Egal ob mit Themen, die den wirtschaftlichen, sozialen oder kulturellen Ausbau des Landes dotierten, oder mit Themen, die geradezu rückwärts gewandt erschienen, in einer kulturpolitischen Linie, die eigentlich einen neuen Menschen wollte. Man kann sagen, dass die Arbeiten des ZBL und der Landeskundegesellschaft von Voronež sowie des Landeskundemuseums und anderer Institutionen der Stadt versuchten, Tradition und Fortschritt gleichrangig in ihrer wissenschaftlichen Relevanz und Repräsentation in den Zeitschriften des ZBL darzustellen. In der Landeskunde der 1920er-Jahre verbirgt sich ein Versuch, Alt und Neu, Moderne und Tradition zusammenzubringen und zusammen zu denken, den man in den beiden Hauptzeitschriften des ZBL erkennen kann.

Die Jubiläumsausstellung zum 20. Jahrestag der Revolution von 1905 in Voronež

Zum 20-jährigen Jubiläum der Revolution von 1905 wurde eine Sonderausstellung von Dezember 1925 bis Januar 1926 im Landeskundemuseum Voronež gezeigt. Offizieller Organisator für diese Ausstellung und allen weiteren Feierlichkeiten des Jubiläumsjahres war die Abteilung der örtlichen Kommunistischen Partei der Bolschewiki *Istpart* (Geschichte der Partei).¹⁹ Diese war schon 1922 gegründet worden und organisierte und leitete ab dem 2. Februar 1925 die Kommission zum Gedenken des 20. Jahrestages der Revolution von 1905.²⁰ Ab der dritten Sitzung dieser Kommission am 9. März 1925 nahm auch das Landeskundemuseum in Vertretung durch ihre übergeordnete Stelle *Gubmusej* an den Ausarbeitungen der Ausstellung und den Feierlichkeiten teil.²¹ Die Mitarbeiter von *Istpart* sowie die des Landeskundemuseums und der Abteilung für darstellende Kunst und die Mitarbeiter der Archivverwaltung des Gouvernements *Gubarchiv* waren die zentralen Organe der wissenschaftlichen und künstlerischen Ausarbeitungen dieser Ausstellung.

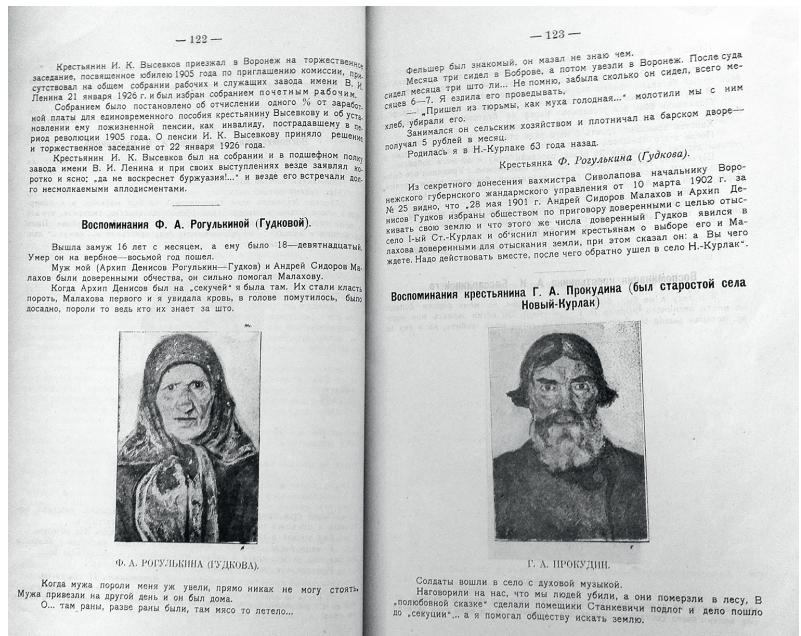


Abb. 2: Foto des Ausstellungskatalogs, Erlebnisse und Porträts einzelner Betroffener (1926).

Aus dieser Zusammenarbeit ging nicht nur die besagte Ausstellung hervor, die mehr noch eine Wanderausstellung war und an insgesamt zwölf Orten präsentiert wurde,²² sondern im Laufe der Jahre 1925 und 1926 waren auch zwei Kataloge zur Ausstellung sowie Aufsätze und vier Sammelbände zu den Geschehnissen und Protagonisten der Revolution von 1905 entstanden.

Das Hauptwerk hierzu ist das Buch *Das Jahr 1905 im voronežer Gouvernement. Illustrierte Sammlung*²³, herausgegeben im März 1926 von der Kommission zum Gedenken des 20. Jahrestages der Revolution, das 1905 in einer Auflagenzahl von 1000 Stück erschien.²⁴ Autor der historischen Ausführungen und der Vorstellungen einzelner Protagonisten im Katalog ist der Direktor der höheren staatlichen künstlerisch-technischen Werkstätten und Mitglied der Voronežer Abteilung für darstellende Kunst Boris Alexandrovic Bessarabov²⁵. Der Direktor des Landeskundemuseums Nikolai Valukinskij ist mit seinen Ausführungen über die Revolution von 1905 im Katalog breit zitiert und in der Ausstellung ebenso als ausführender Künstler vertreten.²⁶ Anhand der Gliederung lassen sich inhaltliche Schwerpunkte festmachen.

Textlich als Erstes wird die Geschichte der Arbeiterbewegung und der Parteiorganisation im Untergrund beschrieben und als Zweites die Geschichte der Bauern, mit einer Beschreibung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Situation vor dem Ausbruch der Revolution sowie ihres Agierens und Handelns in den Tagen der Unruhen mit den Folgen für sie. Vor allem ist bedeutsam, dass die Ereignisse aus individueller Sicht einzelner, völlig unbekannter Protagonisten geschildert wurden, was überwiegend bei den Bauern zutrifft. Bemerkenswert sind die künstlerischen Illustrationen, die die Themen und Ausführungen der einzelnen erzählenden Protagonisten beinhalten und diese selbst auch porträtieren (Abb. 2). Ausgehend von *Istpart*, der Geschichtsabteilung der kommunistischen Partei in Voronež, machte man sich die Arbeit, Geschichten und Erlebnisse von einzelnen Bauern, Arbeitern, Parteimitgliedern, Gewerkschaftern, Männern und Frauen, von Menschen im jungen, mittleren und hohen Alter zu sammeln, zu illustrieren, sie zu porträtieren und sie auszustellen. Festgehalten wurde im Vorwort und am Ende des Kalenders des Kataloges, dass die Erinnerungen der Protagonisten und die verwendeten Archivalien als Hauptquellen für Ausstellung und Katalog vorwiegend aus dem aufgearbeiteten Bestand der Voronežer Gendarmerieverwaltung des Jahres 1905 stammten.²⁸ Durch eine kurze quellenkritische Besprechung im Vorwort kann man jene Ausstellung auch provisorisch erinnerungskulturell einordnen.

Zwar beginnt das Vorwort mit den kurzen Worten Lenins, dass die Revolution von 1905 eine „[...] Generalprobe“ ein Prolog für die Große Oktoberre-

volution“²⁹ gewesen sei. Doch geht es nicht weiter den Weg, die Ausführungen auf das Jahr 1917 zu lenken, sondern es bleibt in seinem zeitlichen Horizont. Es beschwört einerseits die Erhebung von Arbeitern und Bauern in selbst gebildeten Organisationsformen, die aber nicht mit der historischen, organisatorischen Entwicklung der Sozialdemokratischen Partei in Voronež gleichgesetzt wird. Die Partei, die KPR(B), wird im Vorwort schlicht als Organisator der Ausstellung und Herausgeber des Buches erwähnt.³⁰ Es wird ihr dort aber kein historischer Anteil an den Aufständen zugesprochen.

Die Kommission schrieb selbst über sich im Zuge der Organisation der Ausstellung und der Veröffentlichung dieses Kataloges: „Angesichts des breiten Interesses fanden die Haltungen von Arbeitern und Bauern viel breite und detaillierte Berücksichtigung zu den Ereignissen. Die Jubiläumskommission entschied, die vorliegende Sammlung anzulegen, die in ihr alle Materialien vereint, welche mehr oder weniger die Ereignisse von 1905 ausführlich erfassen und die charakteristischen Teilnehmer der Arbeiter- und Agrarbewegung im Gouvernement offenlegt. Bei diesen Vorhaben muss aber die Unmöglichkeit berücksichtigt werden, alle umfassenden Materialien in einer kleinen Sammlung zusammenzubringen.“³¹

Als Anspruch der Ausstellungsmacher werden hierbei nicht nur die Protagonisten, Arbeiter und

Bauern vorgestellt, sondern es wird darauf verwiesen, dass ihre Sichtweisen berücksichtigt werden und als Grundlage von Ausstellung, Sammlung und deren inhaltlicher Positionierung dienten. Es sticht hervor, dass es für die Erforschung der Ereignisse in der Ausstellung keinen Absolutheitsanspruch gibt, dass man sich selber eingesteht und es voranstellt, nicht alle Motivlagen und Vorkommnisse dieser Zeit erfassen zu können. Diese Haltung und der Anspruch der Ausstellung und des Kataloges wird nochmals deutlicher unterstrichen im vorletzten Satz des Vorwortes: „Natürlich umfasst dieses Material nicht alle Ereignisse der Arbeiter- und Agrarbewegung im Gouvernement, aber die Kommission erhofft sich, dass die breite Bevölkerung sich über das Geschehen dieser Ereignisse klar werden, welche sich in unserem Gouvernement in den historischen Tagen des Jahres 1905 auftaten.“³² Wiederholend tritt das Argument des nicht vorhandenen Absolutheitsanspruchs auf. Hingegen taucht im Vorwort kein weiterer Verweis auf das Jahr 1917 auf. Also mangelt es diesem Vorwort an einem ganzheitlichen historischen Entwicklungsaspekt im historisch-materialistischen Sinne. Der erste Satz mit dem Lenizitat wirkt auf den gesamten Text wie eine Makulatur, als etwas, das aufgenommen werden muss, das aber zum Rest des Textes nicht passt. Das Vorwort will vielmehr wie ein Aufklärungstext wirken, der die Entstehung der Ausstel-



Abb. 3: Foto der Ausstellung in Voronež aus dem Katalog (1926).

lung und der Bücher beschreibt, die Protagonisten aufzeigt, sich selbst die Unübersichtlichkeit dieser Zeit eingesteht, einzelne Beispiele wiedergibt und über das Geschehen und die vielfältigen Ereignisse dieser Zeit einfach informieren und diese charakterisieren will. Die Ausstellungsmacher zeichnen sich so durch ein klares, kritisches und regional gebundenes historisch-wissenschaftliches Vorgehen aus.

Im Part über die Bauern zur Revolution von 1905 liegt eine Geschichtsschreibung vor, die nicht von marxistischem Impetus geführt wurde, sondern die auf lang anhaltende Kontinuitäten verweist, die sich nicht ganzheitlich und mit Absolutheitsanspruch aufstellt, die konkrete Situationen schildert aus individueller und breiter Perspektive von völlig unbekannten Menschen, ohne Heldenpathos. Mit der Ausstellung wurde ihnen so eine breite, wirksame Plattform für die Geschichte eines wichtigen Momentes in ihren Leben und des Voronež Gouvernements gegeben. Besucht wurde die Ausstellung im Landeskundemuseum in dreieinhalb Wochen von 21014 Mensch (Abb. 3). Das entsprach fast einem Viertel der damaligen Einwohner der Stadt Voronež.³³

Resümee

Gerade in der Analyse der lokalen Erzeugnisse der Museen und der historischen Wissenschaft ist ein Defizit zu sehen, dabei findet sich hier eine Chance, auf das Geschichtsbild nach der Revolution von 1917 zu schauen und zu untersuchen, wie sich dieses entwickelte, was es beinhaltete, wie es gedeutet und vermittelt wurde. Eine erste übergeordnete Hypothese von mir dazu lautet, dass die Geschichtsschreibung der Landeskundebewegung und ihrer Museen der 1920er-Jahre eigene Spezifika aufweist und nicht von der marxistisch-leninistischen Geschichtserzählung und Methodik dominiert war. Vielmehr standen beide Wissenschaftsfelder gleichrangig in den 20er-Jahren nebeneinander und widmeten sich größtenteils verschiedenen gelegentlich aber auch den gleichen Themen oder arbeiteten in diesen sogar zusammen, was an der Ausstellung zur Revolution von 1905 in Voronež zu sehen ist. In der Geschichte des Museumswesens und ihres praktischen Arbeitens und Handelns nach der Revolution und in den 20er-Jahren treten diese wechselvollen Beziehungen offen zutage. Dies führt zu der Frage, mit welchem Impetus die russische Geschichte von den Institutionen der Landeskundemuseen aufbereitet und weitergegeben wurden. Prinzipien wie Freiheit der Forschung, Entbürokratisierung, Themen- und Deutungsvielfalt und der Wille zum Aufbau wissenschaftlicher Institutions- und Museumsnetze waren dabei wichtige Voraussetzungen für das Wachsen und Arbeiten der wissenschaftlichen Landeskunde.

Abbildungsnachweis

- 1 Landeskundemuseum des voronežer Oblast, VKOM: F_VOM_994-27F.
- 2 God 1905 v voronežskoj gubernii. Illjustrirovannyj sbornik, Voronež 1926, S. 122-123, Tobias Haberkorn 2017.
- 3 God 1905 v voronežskoj gubernii. Illjustrirovannyj sbornik. Voronež 1926, S. 158.

Anmerkungen

- 1 „Proletarskaja kultura“ (proletarische Kultur) bezeichnet eine revolutionäre Kulturbewegung ab der Oktoberrevolution von 1917.
- 2 Lunacarskij A. V.: Nochmal über den Proletkult und die sowjetische Kulturarbeit, in: Anatoli Lunatscharski. Vom Proletkult zum sozialistischen Realismus. Aufsätze zur Kunst der Zeit, hg. von A. Jermakow, Berlin (Ost) 1981, S. 66-70, hier S. 68.
- 3 Kuzina, G.A.: Gosudarstvennaja politika v oblasti Muzejnogo dela v 1917-1941gg., in: Muzej i Vlast'. Gosudarstvennaja politika v oblasti Muzejnogo dela (XVIII-XX vv.), Čast' I., hg. von C.A. Kasparinskaja, Moskau 1991, S. 96-172, hier S. 97f.
- 4 Kuzina, G.A. 1991 (wie Anm. 3), S.99.
- 5 Vgl. Kitte, D.: Von Zarenschlössern zu Volksmuseen. Die Musealisierung der Zarenschlösser von Sankt Petersburg zwischen 1917 bis 1941, auf: <http://recs.hypotheses.org/1371>, (26.07.17/ Russland).
- 6 Malevič, K.: Über das Museum, in: Am Nullpunkt. Positionen der russischen Avantgarde, hg. von Boris Groys u. Age Hansen-Löve, S. 203-207, hier S. 205.
- 7 Kuzina, G.A. 1991 (wie Anm. 3), S. 103.
- 8 Vgl. Gosudarstvennyj Archiv Rossijskoj Federacii (GARF), F. A-2307, op. 2, del. 152, l. 5.
- 9 Vgl. Sobolev, V. S.: Akademija Nauk i Kraevedčeskoe dviženie, in: Vestnik Rossijskoj Akademii Nauk, tom 70, No. 6, 2000, S. 535-541, hier S. 535.
- 10 Vgl. Lunačarski, A. V.: Reč' Otkrytie Konferencii, in: Dnevnik Vseposijskoj Konferencii Naučnych Obščestv po izučenju mestnogo kpaja, Nr.3, Moskau 1921, S. 33-35, hier S. 34f.
- 11 Ebd., S. 33f.
- 12 „Gosudarstvennaja planovaja komissija“, Staatliche Plankommission, vor allem zur Wirtschafts- und Budgetplanung.
- 13 Vgl. N.N.: Chronika, in: Kraevedenie, Nr. 1, Petrograd 1923, S. 59-70, hier S.60.
- 14 Vgl. Sokolov B.: Bibliografija, in: Kraevedenie , Nr. 3, Leningrad 1924, S. 326-358, hier S. 351.
- 15 Vgl. N.N.: Centralny Černozemnyj rajon, in: Izvesija Zentral'nogo Bjoro Kraevedenja, Nr.1, Moskau 1925 S. 17-19, hier S. 18.
- 16 Vgl. N.N.: Voronežskaja Gubernija, in: Izvestija Zentral'nogo Bjoro Kraevedenja, Moskau 1925, Nr. 2, S. 55-57, hier S. 55f.
- 17 Diese Angaben gehen ebenso aus dem Jahresbericht des Landeskundemuseums für 1923/1924 hervor. Gosudarstvennyj archiv voronežskoj oblasti, (GAVO): R- F 904 , op. 1, del. 3.
- 18 Vgl. N.N.: Central'no-Černozemnaja oblast', in: Izvestija Central'nogo Bjoro Kraevedenja, Nr. 1, Moskau 1927 S. 17f.
- 19 Angesiedelt waren allgemein die Abteilungen zur Geschichte der Partei als Unterabteil im Gubkom (Gouvernement Komitee) der kommunistischen Partei, dass den Befehl zur Gründung einer Jubiläumskommission zur Revolution 1905 vom 09.10.1924 bestätigt. Vgl. Gosudarstvennyj Archiv Obščestvenno-političeskoy istorii voronežskoj Oblasti (GAOV): F 5, op. 1, del. 8, l. 1.
- 20 Vgl. GAOV: F. 5, op. 1, del. 8, l. 5.
- 21 Vgl. GAOV: F. 5, op. 1, del.8, l. 5.
- 22 Vgl. Popova, O. S.: Natalija Ivanovna Bessarabova, Moskva 1960, S. 45.
- 23 Bessarabov, B. A.: God 1905 v voronežskoj gubernii. Illjustrirovannyj sbornik. Voronež 1926. Auf dem Titelbild ist der Katalog dem Gubispolkom zugeordnet, der der Herausgeber war.
- 24 Ebd., S. 1. Vom Kunstkatalog wurden ebenfalls 1000 Exemplare gedruckt. Vgl. Bessarabov, B. A. / Valukinkij, N.V.: Katalog jubilejnoj chudožestvennoj vystavki. 1905-1925, Voronež 1925, S. 1-4.
- 25 Vgl. <https://vrnguide.ru/bio-dic/b/bessarabov-boris-aleksandrovich.html> (03.07.17/ Russland).
- 26 Vgl. Bessarabov, B. A. 1926 (wie Anm. 23), S. 51, und Bessarabov, B. A. / Valukinkij, N.V. 1925, (wie Anm. 24), S. 3.
- 27 Vgl. Bessarabov, B. A. 1926 (wie Anm. 23). Beginnend mit einem Vorwort auf der ersten Seite, befindet sich von der Seite fünf bis Seite 50, im alten und im neuen Stil der kalenderischen Zeitangabe, eine Chronologie der Ereignisse für das gesamte Gouvernement Voronež, vom Januar 1905 bis Januar 1906. Von Seite 51 bis 112 wird die Arbeiterbewegung (Rabočee dviženie do revoljucii 1905 goda) und von Seite 113 bis 154 die Bauernbewegung (Krest'janskoe dviženie do revoljucii 1905 goda) bis 1905 aufgeführt. Die letzten vier Seiten zeigen Fotografien der Ausstellung. Leider ist in der mir zugänglichen Version des Kataloges kein offizielles Inhaltsverzeichnis enthalten gewesen.
- 28 Vgl. Bessarabov, B. A. 1926 (wie Anm. 23), hier S. 4 u. S. 50.
- 29 Vgl. Ebd., S. 3.
- 30 Vgl. Ebd., S. 3.
- 31 Ebd.
- 32 Ebd., S. 4.
- 33 Vgl. GAOV: F. 5, op. 1, del. 8, l. 122.



Foto:
Sven Fritzsch

Gewolltes oder ungewolltes Erbe?



Grenzräume der Traumatisierung

Die Gedenkstätte Kreuzstadl in Rechnitz

NIKOLAUS FRANZ UND CHRISTOPHER SCHLEMBACH

SUMMARY

From the perspective of Cultural Sociology (Jeffrey Alexander), the criminal rule of the National Socialist regime can be understood as a culturally traumatisizing event. With the conception of the Holocaust as a singular event in history and a manifestation of absolute evil, a narrative to represent this trauma was created in Western democracies. Memorials that recall the victims of National Socialism can be seen as institutionalized sites of memory which perpetuate and consolidate the narrative of trauma. The present article applies this theoretical frame to the Kreuzstadl memorial in Rechnitz, a site that is remarkable in a number of ways. Kreuzstadl commemorates a well-known war crime that took place here during the night of 24-25 March 1945: the execution of 180 to 220 Hungarian Jews who had been ordered to construct a fortification against the approaching Red Army. This crime was never completely resolved, since the perpetrators were never caught and the victims have never been found. Rechnitz is located at the border between Hungary and Austria, making the memorial into a setting for the encounter of differing (national) interests. The article pursues the hypothesis that the process of traumatization arising from the events at Rechnitz remains incomplete. The Kreuzstadl has become a reference point for continued search efforts and the generation of new evidence. The search for the victims is at the same time a search for the meaning of these events for the different stakeholders in the traumatization process (state institutions, the memorial site's sponsoring association, the Hungarian descendants of the victims, the residents of Rechnitz) – a meaning that is located in the tension between remembering and forgetting.

Einleitung

Als gegen Ende des Ersten Weltkriegs infolge des bolschewistischen Staatsstreichs im November 1917 das Russische Kaiserreich zusammenbrach, gerieten große Teile Osteuropas – Polen, das Baltikum, die Ukraine und Weißrussland – unter Kontrolle des Deutschen Reichs. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs entstanden auf diesen Territorien zwischen der aus dem Zarenreich hervorgegangenen Sowjetunion und Deutschland zunächst unabhängige Nationalstaaten, die im Zweiten Weltkrieg zum Schauspiel ethnischer Säuberungen und systematischen Mordens wurden. Sie wurden zu „Bloodlands“¹, deren zentrale Orte die Konzentrations- und Vernichtungslager darstellten. Das Konzentrationslager Auschwitz ist der bekannteste dieser Orte.

Auschwitz ist heute ein Symbol für den Holocaust und der Holocaust wurde zum Symbol für das Böse des zwanzigsten Jahrhunderts.² Aber das Morden ging weit über diese bekannten Orte hinaus. Die meisten der polnischen, ukrainischen und russischen Juden wurden in der Nähe ihrer Wohnorte ermordet, indem sie über Gruben und Gräben erschossen wurden.³

Eine besondere Wendung gab dem Thema der Erinnerung an die massenhafte Ermordung ganzer Bevölkerungsgruppen der im Südburgenland lebende Journalist und Autor Martin Pollack.⁴ Pollack geht es um diese Gruben und Gräben, um die unbekannten, unsichtbaren, verborgenen Orte, an denen Mordopfer vergraben wurden. Sie können überall in der Landschaft liegen. In diesem Sinn ist die Landschaft *kontaminiert*.

Mit dem Symbol der „kontaminierten Landschaft“⁵ bezeichnet Pollack Orte massenhaften Tötens, verbunden mit dem Willen der Täter, die Spuren ihrer Verbrechen zu beseitigen, damit sie mit einer scheinbar unberührten Landschaft verschmelzen können. Als kontaminierte Landschaften beschreibt Pollack jene Landschaften, „die Orte massenhaften Tötens waren, das jedoch im Verborgenen verübt wurde, den Blicken der Umwelt ent-

zogen, oft unter strenger Geheimhaltung. Und nach dem Massaker unternehmen die Täter alle erdenklichen Anstrengungen, um die Spuren zu tilgen. Lästige Zeugen werden beseitigt, die Gruben, in die man die Toten geworfen hat, werden zugeschüttet, eingeebnet, in vielen Fällen wieder begrünt, sorgfältig mit Büschen bepflanzt, um die Massengräber verschwinden zu lassen.“⁶

Die Menschen in Mitteleuropa leben für Pollack auf einem „riesigen Friedhof“, oft ohne sich dessen bewusst zu sein und manchmal sogar, ohne sich dessen bewusst sein zu wollen: „[...] oft sind wir allerdings auch nicht bereit, diese Tatsache zu akzeptieren, und sträuben uns mit Händen und Füßen gegen eine solche, zugegebenermaßen nicht gerade beruhigende Vorstellung.“⁷

Ein Beispiel für einen derartigen Ort ist die Gemeinde Rechnitz im Südburgenland und damit im Grenzland zwischen Österreich und Ungarn. Über Rechnitz schreibt Pollack: „Hier wurden kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs in der unmittelbaren Umgebung der Ortschaft rund zweihundert ungarische Juden ermordet und vergraben. Nach dem Krieg weigerten sich die Bewohner des Marktfleckens, die genaue Lage des Massengrabes preiszugeben, möglicherweise aus Scham, dass sie die Tat zugelassen hatten, oder auch aus Solidarität mit den Tätern, von denen einige aus ihrer Mitte stammten. Der Name der beschaulichen, nahe der ungarischen Grenze gelegenen Ortschaft ist im Verlauf der Jahre weit über Österreich hinaus zu einem Symbol schuldhafter Verstrickung und hartnäckigen Verleugnens geworden.“⁸

Beide, Auschwitz und Rechnitz, sind historische und symbolische Orte, die für den Holocaust und für das Erscheinen des Bösen im 20. Jahrhundert stehen. Während aber in der Erinnerung an Auschwitz die Schuld, die historische Verantwortung der Täter und die Solidarität mit den Opfern betont wird, ist Rechnitz ein Symbol für die hartnäckige Verleugnung schuldhafter Verstrickung.

Wir wollen im Folgenden das Gedenken an den Holocaust mit Bezug auf den Fall Rechnitz aus der Sicht der neueren Kulturoziologie (*cultural sociology*) interpretieren. Der Holocaust, meint Jeffrey Alexander, war nicht immer jenes Symbol für das menschliche Böse, das wir heute darin sehen. Sondern diese Interpretation ist Ergebnis eines sozialen Konstruktionsprozesses, durch den der Massenmord an den Juden als „kulturelles Trauma“ begriffen werden kann.⁹ Die Etablierung

eines kulturellen Traumas stellt ein institutionalisiertes Erzählschema dar, das von verschiedenen Trägergruppen durchgesetzt wurde, wodurch sich die kollektive Identität westlicher Gesellschaften nachhaltig veränderte.

Unsere Argumentation folgt drei Schritten. Im ersten Schritt stellen wir den von Jeffrey Alexander entwickelten Begriff des kulturellen Traumas und dessen Anwendung auf den Holocaust vor. Im zweiten Schritt werden wir die archäologischen und denkmalpflegerischen Aktivitäten darstellen, die seit den 1960er-Jahren an die Ereignisse in Rechnitz anknüpfen. Im dritten Schritt wenden wir den Begriff des kulturellen Traumas auf den Fall Rechnitz an mit dem Ergebnis, dass in Rechnitz der kulturelle Traumaprozess, wie er in den westlichen demokratischen Gesellschaften auf einer allgemeinen Ebene ausgearbeitet wurde, nur unvollständig durchlaufen werden kann.

Kulturelles Trauma

Ein kulturelles Trauma ist für Jeffrey Alexander dann gegeben, wenn die Mitglieder einer Gemeinschaft das Gefühl haben, Zeugen eines schrecklichen Ereignisses geworden zu sein, das unauslöschliche Spuren in ihrem kollektiven Bewusstsein hinterlassen hat. Diese Spuren verändern gleichermaßen die Erinnerung an die Vergangenheit und den Blick auf die Zukunft. Sie verändern damit die kollektive Identität auf fundamentale und irreversible Weise.¹⁰ Ein kulturelles Trauma bezeichnet also einen Bruch im sozialen Zeitbewusstsein und im kulturellen Selbstverständnis einer Gruppe. Es macht eine Neuorientierung in der Interpretation von Vergangenheit und Zukunft im Hier und Jetzt notwendig.

Wenn sich eine Gruppe als Verursacher der kulturell traumatischen Ereignisse begreift und es ihr gelingt, die eigene moralische Verantwortung dafür anzuerkennen, dann kann Solidarität mit jenen entstehen, die Opfer dieser Ereignisse wurden. Im Gedanken, dass das Leid der anderen auch das eigene Leid ist, weil dafür Verantwortung übernommen wird, kann das kollektive Wir erweitert werden. Auf dieser Basis sind Versöhnung und Wiedergutmachung möglich.

Einen derartigen Traumaprozess sieht Alexander als Ursprung tief greifender sozialer Entwicklungen in den westlichen Gesellschaften nach dem Zweiten Weltkrieg. Einschneidende institutionelle und rechtliche Veränderungen wurden dadurch

möglich, dass soziale Akteure sich als Verursacher von Leid begriffen, während moralische Kategorien universalisiert wurden und auf dieser Basis Solidarität mit den Opfern entstand.

Die wichtigste dieser Entwicklungen ist die Identifikation der christlich geprägten Nationen des Westens mit den Millionen Juden, die unter der Herrschaft des Nationalsozialismus im Zweiten Weltkrieg ermordet wurden.¹¹

Juden wurden in den christlichen Gesellschaften über Jahrhunderte hinweg marginalisiert und verfolgt. Dieses kulturelle Erbe wirkte bis ins 20. Jahrhundert in Gestalt eines weit verbreiteten Antisemitismus hinein, in Europa genauso wie in den USA. Es war auch die kulturelle Grundlage, auf der sich die extremen Formen der Judenverfolgung durch die Nationalsozialisten entwickelten. Diese Situation änderte sich jedoch im Lauf des 20. Jahrhunderts radikal und Alexander sieht hinter dieser weltgeschichtlichen Umkehr die Wirkung kultureller Traumaarbeit.¹²

In den modernen westlichen Gesellschaften entstand bei Menschen, die mit dem Holocaust direkt nichts zu tun hatten, das Gefühl einer zumindest indirekten Verantwortlichkeit und es besteht das Gefühl von Solidarität mit den jüdischen Mitbürgern.

Der Holocaust begann, in den kollektiven Identitäten dieser Gesellschaften eine zentrale Position einzunehmen und damit änderte sich auch die Deutung des Massenmords an den Juden. Ein wichtiger Indikator für diese Veränderung ist, dass die jüdischen Opfer der Nationalsozialisten nicht als unpersonliche Masse, sondern als individuelle Personen begriffen wurden, mit denen sich die nicht jüdische Bevölkerung identifizieren konnte. In Tagebüchern und Autobiografien wie dem *Tagebuch der Anne Frank*¹³ oder Elie Wiesels autobiografischem Roman *Die Nacht*¹⁴ wurde dem persönlichen und individuellen Leiden der Juden Ausdruck gegeben und ein Identifikationsangebot geschaffen. Einen Wendepunkt in Deutschland und in Österreich stellte die amerikanische TV-Serie *Holocaust* dar, die 1978 erstmals ausgestrahlt wurde. Diese Fernsehserie war ein globales Medienereignis, das potenziell zu einem transnationalen, universellen Bezugsrahmen werden konnte.

Insbesondere in Österreich hatte die Konfrontation mit dem Schicksal der Opfer, das die Fernsehserie themisierte, einen nachhaltigen Effekt auf die Transformation des Geschichtsbewusstseins. So

trug die Serie entscheidend dazu bei, „die Perspektive auf die NS-Zeit langfristig zu verändern.“¹⁵

Der Holocaust war also zu einem universellen, überhistorischen Symbol menschlichen Leidens durch menschliche Grausamkeit geworden. Durch die dramaturgische Personalisierung der jüdischen Opfer hatte sich der Holocaust in ein allgemeines Traumadrama verwandelt, wodurch ein immer breiteres Publikum die Erfahrung von Mitleid angesichts einer Tragödie machen konnte. Mit den Opfern wurden auch die Täter zu individuellen Figuren der Holocausterzählung, während sich die Täterschaft von der historischen Situation ablöste und als universalisierte Kategorie begriffen wurde. Jeder konnte zum Täter werden und Stanley Milgram hatte die sozialpsychologische Beweisführung dafür in seinen Experimenten präsentiert.¹⁶

Auch wenn der Holocaust als kulturelles Trauma universalisiert wurde, hängt die konkrete Ausgestaltung von den institutionellen Zusammenhängen ab, in denen er thematisiert wird. Auf dem Gebiet der Religion entwickelte sich eine ‚Theologie nach Auschwitz‘.¹⁷ In der Kunst und Literatur wurden neue Gattungen und Erzählformen und in der Rechtsprechung neue Tatbestände geschaffen. In der Wissenschaft wurden Kriterien für die Klassifikation eines Ereignisses als traumatisch entwickelt, während man Interpretationen historischer Ereignisse revidierte. Über Massenmedien fand eine expressive Dramatisierung statt und staatliche Bürokratien mussten Verwaltungsabläufe und Zuständigkeiten im Umgang mit dem kulturellen Trauma schaffen.

Der Fall Rechnitz

Bevor wir das kulturelle Trauma Holocaust auf den Fall Rechnitz anwenden, sollen die Ereignisse in Rechnitz, ihre geschichtliche Aufarbeitung und die Schaffung der Gedenkstätte Kreuzstadl kurz skizziert werden.

In der Nacht zum Palmsonntag, vom 24. auf den 25. März 1945, kurz vor dem Eintreffen der Roten Armee, wurden in der burgenländischen Gemeinde Rechnitz etwa 200 jüdische Zwangsarbeiter erschossen – die genaue Anzahl ist nicht bekannt und schwankt zwischen 180 und 220 Personen.

In den letzten Kriegsmonaten waren sie gemeinsam mit etwa 35.000 anderen ungarischen Juden im Grenzgebiet der ostmärkischen Gaue Niederdonau und Steiermark zum Nachbarland Ungarn beim Bau der sogenannten *Reichsschutzstellung* ein-

gesetzt. Diese ist heute vor allem unter dem Namen *Südostwall* bekannt und bezeichnet eine linienwallartige, anachronistische Verteidigungsline, die sich als militärisch völlig nutzlos erwies.

Die ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter stammten aus dem etwas weiter östlich gelegenen Lager Köszeg, das von Wachpersonal und SS in den letzten zehn Tagen des März 1945 geräumt wurde. Weil sie aufgrund ihres schlechten körperlichen Zustandes zu Fußmärschen in Richtung KZ Mauthausen nicht mehr fähig waren, wurden sie während eines Zugtransports von NS-Beamten selektiert und nach Rechnitz gebracht, um dort ermordet und verscharrt zu werden.

Obwohl diese Ereignisse bekannt sind, ist der Fall bis heute großteils ungeklärt. Die Täter konnten nie ausgeforscht werden. Die Gräber der Ermordeten wurden nie gefunden. Die Ereignisse lassen sich wie folgt rekonstruieren: Am Bahnhof Rechnitz kamen die ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter am Abend des 24. März an. Im Schloss Rechnitz fand an diesem Abend ein sogenanntes Kameradschaftstreffen statt. Hier verabredeten die Mörder die Tat. Die Zwangsarbeiter wurden zur Scheune Kreuzstadl gebracht. Die vorhandenen Quellen weisen darauf hin, dass das Massaker zwischen dem Kreuzstadl und dem *Remise* genannten Waldstück verübt wurden.

Am Abend darauf wurden nahe dem Schlachthaus weitere fünfzehn ungarische Juden erschossen, die in der Nacht zuvor möglicherweise die Grabstellen der Massakeropfer zuschütten mussten. Ihre Gräber konnten gefunden werden. Wenige Personen, die in der Mordnacht als Handlanger fungierten, erhielten milde Strafen. Ob es vor oder nach den gerichtlichen Untersuchungen den Versuch gab, die Gräber in der Landschaft sichtbar zu machen oder sie auf andere Art und Weise zu kennzeichnen, ist ungeklärt.

In den 1950er Jahren gab es diesbezüglich eine Korrespondenz, in der die Bezirkshauptmannschaft von der Gemeinde Rechnitz die Kennzeichnung von Grabstätten ermordeter Zwangsarbeiter forderte.

In einem Antwortschreiben der Gemeinde wird behauptet, dass man dieser Aufforderung nachgekommen sei. Man legte sogar eine Skizze bei.¹⁸

Noch 1965 wird von der Kriegsgräberfürsorge festgestellt, dass die Gräber zwar nicht gepflegt wurden, jedoch „mit einem Lattenzaun“¹⁹ eingefriedet und somit als Denkmal sichtbar gemacht worden sind. In der Tat soll es vage Aussagen von Zeit-

zeugen über die vorübergehende Existenz kleiner eingezäunter Bereiche geben, sogenannter „Jugendgarteln“.²⁰ Leider ist es bis heute nicht gelungen, dies zu verifizieren.

Jedenfalls begann die Suche nach den Gräbern der etwa 200 Massakeropfer in den späten 1960er-Jahren, mehr als 20 Jahre nach den Ereignissen im März 1945, auch an jenen Stellen, an denen angeblich bereits solche Gärten bestanden haben sollen.

Private Vereine und öffentlich-rechtliche Einrichtungen, verschiedene Institute der Universität Wien und das Bundesministerium für Inneres unternahmen in der Folge unterschiedliche Versuche, die Gräber zu lokalisieren, und sie bedienten sich dabei unterschiedlicher Methoden. Von archäologischen Grabungen bis zum Einsatz von Leichenspürhunden sowie geophysikalischer Prospektionsmethoden kam eine Vielzahl von Möglichkeiten der Bodenkundung zum Einsatz.

Im Juli 1992 formierte sich die sogenannte *Kreuzstadl-Initiative* innerhalb des Vereins *RE.F.U.G.I.U.S (REchnitzer Flüchtlings- Und Gedenkinitiative Und Stiftung)*. Sie stellte sich die Aufgabe, die Ruine jener Scheune zu erwerben und als Gedenkstätte zu adaptieren, in welcher die jüdischen Zwangsarbeiter auf ihre Erschießung warten mussten. Am 14. November 1993 wurde das Mahnmal Kreuzstadl im Rahmen einer Gedenkfeier dem *Bundesverband der Israelitischen Kultusgemeinden* übergeben (Abb. 1). 1997 gründete der *Bundesverband Israelitischer Kultusgemeinden* gemeinsam mit dem Verein *RE.F.U.G.I.U.S* eine Tradition des jährlichen Geden-



Abb. 1: Die Gedenkstätte Kreuzstadl in Rechnitz (2014).

kens beim Kreuzstadl, stellvertretend für alle jüdischen Opfer beim Bau des Südostwalls.

Da die Opfer des Massakers nie gefunden werden konnten, dauert die Suche seit fast fünfzig Jahren bis heute an. Seit 2014 liegt die Suche nach den Gräbern nicht mehr in den Händen des Inneministeriums, dessen Tätigkeit im Rahmen der organisatorisch dort beheimateten Kriegsgräberfürsorge legitimiert war, sondern resortiert in der Abteilung Archäologie des österreichischen Bundesdenkmalamts, das eher zufällig zu diesen Ehren kam. In ihrem Auftrag ist die *Arbeitsgemeinschaft Geschichte & Archäologie* (kurz AGA-OG) mit der Durchführung von Gelände prospektionen und Suchgrabungen, der Neubewertung der historischen Quellen sowie mit der Suche nach neuen Hinweisen beauftragt.



Abb. 2: Maschinelles Abziehen der Humusschicht auf der Verdachtsfläche (2017).

Traumaarbeit in Rechnitz

Wir wollen nun das Konzept des kulturellen Traumas auf das Holocaustgedenken in Rechnitz und die Gedenkstätte Kreuzstadl anwenden.

Wie die Traumaerzählung des Holocaust in Rechnitz umgesetzt wird, lässt sich zunächst anhand der Perspektive der Opfer erläutern. In einer Rede anlässlich einer wissenschaftlichen Tagung in Rechnitz im Jahr 2018, bei der es um die Suche nach den ermordeten Zwangsarbeitern ging, weist ein ungarischer Nachkomme auf die Versäumnisse der Forschung hin, die das Auffinden der Gräber bisher verhindert hätten, und er stellt diesen Befund in einen Zusammenhang mit dem Holocaust als kulturellem Trauma. Die Versäumnisse seien „keine Serie zufälliger Rückschläge“, sondern er

sieht systematische Mängel in der Kenntnisnahme sowie im Austausch und in der Interpretation von Daten. Unabhängig davon, wie adäquat und nachvollziehbar die vorgebrachten Gründe sind oder ob hinter der erfolglosen Suche nach den Gräbern eine Absicht erkennbar ist: Aus der Opferperspektive besteht das Anliegen, „dieses schreckliche Verbrechen gegen die Menschlichkeit endlich aufzuklären.“²¹ Mit dem Hinweis auf ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit wird der Holocaust als universalisiertes Ereignis interpretiert, während die Opfer nicht als anonyme Masse aufgefasst, sondern genauso wie die dafür verantwortlichen Täter personalisiert werden:

„Ich bitte Sie, nicht zu vergessen, dass jedes Opfer einen Namen hatte. Wir haben fünf von ihnen kennengelernt. Die Namen von Blum László und zwei Vadász-Zwillingen sind schon lange bekannt. Der Name Kövesi József ist seit zwei Jahren bekannt, der Name des Elektroingenieurs Molnár László erst seit kurzem. Wir kennen die Namen der Mörder allerdings nicht, mehr als hundert Menschen aus meiner Generation sind hier geboren und leben noch heute in Rechnitz. Als Kinder haben sie vielleicht viel gehört und gesehen. Sie könnten auch verschiedenes verbergen.“²²

Schließlich ist es dem Vertreter der Opferperspektive „ein Anliegen, die Gräber der Opfer würdevoll zu kennzeichnen, damit wir ihrer respektvoll gedenken können.“²³

Diesem Anliegen steht das Grab entgegen, das nach der Intention derer, die es angelegt haben, nicht gefunden werden will. Es wird durch das von uns vorgestellte Symbol der kontaminierten Landschaft zum Ausdruck gebracht. Pollack argumentiert, dass dieser Wille, die Toten dem Vergessen anheimfallen zu lassen, auch heute noch weiterwirkt, „um ihnen auf diese Weise jedes Gedenken zu verweigern, sie über den Tod hinaus in die Anonymität zu verbannen.“²⁴ Die Gründe dafür sind vielfältig, oft profan. Mitunter beziehen sie sich auf ganz andere Zusammenhänge, etwa auf wissenschaftliche Hypothesen, die archäologischen Grabungskampagnen zugrunde liegen und die für die „kriminalistische“ Problemstellung nicht adäquat waren. Wir wollen an dieser Stelle nur auf den Kreuzstadl als Gedenkstätte und das Problem der Unvollständigkeit des Traumaprozesses eingehen.

Bisher hatten wir diese Unvollständigkeit aus der Perspektive der Opfer dargestellt. Sie lässt sich aber auch am Beispiel des Kreuzstadls und mit Be-

zug auf die institutionellen Felder der kollektiven Erinnerung und der staatlichen Verwaltung festmachen, wobei wir drei Raumkategorien vorstellen, die auch juristische Implikationen haben.

Erstens repräsentiert das Kreuzstadl heute ein Mahnmal und eine Gedenkstätte für alle Opfer des Südostwallbaus, nicht nur für die in Rechnitz ermordeten Zwangsarbeiter. Aus diesem Grund stehen die Überreste der Scheune unter Denkmalschutz. Als historischer Ort ist der Kreuzstadl aber auch Bezugspunkt für ein nie vollständig aufgeklärtes Verbrechen. Aufgrund von Zeugenaussagen in den Volksgerichtshofprozessen ist er der letzte bekannte Aufenthalt der 180 bis 220 nicht arbeitsfähigen und kranken ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter, die in der Nacht zum Palmsonntag 1945 dort mit einem LKW hingebracht und zu Fuß zu ihrer Hinrichtung geführt wurden. Aus diesem Grund benutzen vor allem Angehörige der Opfer, von denen nur ein kleiner Teil namentlich bekannt ist, den Kreuzstadl als persönliche Gedenkstätte.

Der Kreuzstadl ist daher zweitens ein möglicher Tatort, wenn man davon ausgeht, dass das Gebäude nahe am Ort der Erschießungen liegt. Der eigentliche Tatort wurde aber nie gefunden, weswegen letztlich die ganze Landschaft von der Möglichkeit, der Tatort zu sein, durchdrungen und symbolisch kontaminiert ist. Genauso wie der Tatort oder die Tatorte sind auch die Grabstätten, die mit den Tätern nicht identisch sein müssen, unbekannt.

Die österreichische Justiz hat sich mit der Suche nach den Opfern kaum befasst. Hinrichtungs- und Bestattungsort spielten bei den Erhebungen der Staatsanwaltschaft nur hinsichtlich der Beweisfindung zur Überführung möglicher Täter eine Rolle. Die Aussagen von Zeugen und Beschuldigten stellten das Verbrechen selbst nie in Frage. Erst die Umstellung von einer strafrechtlichen auf eine einerseits erinnerungskulturelle, andererseits forensisch-archäologische Perspektive setzte die Suche nach Tatort und Überresten der Opfer in Gang.

Die im Innenministerium angesiedelte Stelle für Gedenkstätten und Kriegsgräberfürsorge übernahm die organisatorische Observanz dieser Suche Anfang der 1990er-Jahre und übte diese Funktion bis zu den 2000er-Jahren aus. Nach den erfolglosen, weil methodisch der Aufgabe offensichtlich nicht gewachsenen Suchkampagnen zog sich das Innenministerium auf die Position zurück, erst dann wieder tätig zu werden, wenn tatsächlich menschliche Überreste gefunden würden.

Eine besondere Situation entstand durch das Auftreten der Abteilung für Archäologie des Bundesdenkmalamts, die grundsätzlich für die Erhaltung, Pflege und Erforschung des archäologischen Erbes in Österreich zuständig ist. Denn in rechtlicher



Abb. 3: Der Kreuzstadl und im Hintergrund der archäologische Grabungsschnitt (2017).

Hinsicht entwickelte sich damit der Fall Rechnitz von einem kriminalistischen Sachverhalt zu einer Agenda des Denkmalschutzes, infolge dessen Tatort bzw. Aufenthaltsort der Opfer aufgrund ihrer topografischen Spurlosigkeit de facto zu einem „Boden-Denkmal unbekannter Verortung“ wurden – der Begriff steht hier in Anführungszeichen, weil er keine rechtliche bzw. amtliche Kategorie, sondern einen von uns gebildeten analytischen Begriff meint, mit dem wir die Übersetzung des Traumaprozesses in Kategorien des institutionalisierten Erinnerns und Gedenkens beschreiben wollen.

Historische Quellen und archäologische Prospektionsergebnisse definieren hierbei eine Verdachtsfläche, die als möglicher Ort der Erschießungen sowie als Bestattungsplatz der Opfer infrage kommt. Aufgrund der Vielzahl von Hinweisen ist dieser Raum sehr umfangreich definiert und umfasst zumindest 30 Hektar Feld- und Waldfläche sowie möglicherweise mittlerweile bebautes Gebiet. Das „Boden-Denkmal unbekannter Verortung“ wird somit zur dritten räumlichen Kategorie in der Analyse des Falles Rechnitz. Weil seine geografische Position noch nicht festgestellt werden konnte, bleibt

die ganze infrage kommende Landschaft in diesem Sinn kontaminiert. Die Kontamination entstand ursprünglich durch das ungesühnte, nicht restlos aufgeklärte Verbrechen. Sie erhält jedoch durch die lokale Unbestimmtheit des Grabes oder der Gräber eine Fortsetzung in Form einer Kontaminierung der Erinnerung. Der Begriff des Bodendenkmals unbekannter Verortung markiert diese Kontaminierung und weist damit auf die Unabgeschlossenheit und möglicherweise Unabschließbarkeit des Traumaprozesses in Rechnitz hin.

Eine erneute Umdeutung des Bodendenkmals in einen strafrechtlich relevanten Verbrechensort wäre nur möglich, würden die archäologischen Prospektionen und Grabungen des Bundesdenkmalamtes zu einem Erfolg führen. Denn ein anderer Weg, die betreffende Örtlichkeit von einer archäologischen in eine kriminalistische Verdachtsfläche zurückzuverwandeln, führte nur über die Wiederaufnahme des Strafverfahrens gegen die vermuteten Haupttäter, derer man nie habhaft werden konnte. Diese Option ist aufgrund des großen zeitlichen Abstands und des vermutlichen Todes der betreffenden Personen jedoch mehr als unwahrscheinlich.

Gegenwärtig werden Hinrichtungs- und Bestattungsort als auf einer weitläufigen Verdachtsfläche verortete Bodendenkmale behandelt. Würden jene als Tatorte *rekategorisiert* werden, hätte das im Übrigen auch rechtliche Konsequenzen für die von den Suchkampagnen betroffenen Grundeigentümer, die in der Vergangenheit aufgrund von Entschädigungszahlungen für jene Flurschäden profitiert haben, die durch die Grabungstätigkeit entstanden sind. Zahlungen für die Flurschäden wären angesichts der Rückverwandlung des Bodendenkmals in einen Tatort gemäß Auskunft des Bundesministeriums für Inneres nicht mehr notwendig.

Zusammenfassung

Wir fassen zusammen: Die Gedenkstätte Kreuzstadl in Rechnitz lässt sich in mehrfacher Hinsicht als Grenzraum der Traumatisierung verstehen. Die Ereignisse in Rechnitz sind Teil des Holocaust. Das Holocaustnarrativ ist heute eine universalisierte Erzählung über das Erscheinen des Bösen in der Welt, in der die Täter und die Opfer nicht als anonyme Masse, sondern als individuelle Personen erscheinen. Viele Menschen, die in den ‚Bloodlands‘ umgekommen sind, wurden nicht gefunden und bleiben anonym. Die fortwährende Suche nach ihnen wird durch das kulturelle Trauma des Holocaust legitimiert. Daraus ergibt sich der Anspruch, dass die Anonymität der Täter und der Opfer durch die Benennung individueller Schicksale und Verantwortlichkeiten ersetzt werden soll. Die Gedenkstätte Kreuzstadl verweist auf diese nicht anonymen Opfer, die nicht gefunden werden, und auf die nicht anonymen Täter, die nicht ausgeforscht werden konnten. Gerade im Verweis auf die noch nicht gefundenen Opfer werden ganz konkret und praktisch die Grenzen der Möglichkeit erkennbar, historische bzw. archäologische Evidenz zu gewinnen. Die unter Denkmalschutz stehenden Reste des Kreuzstadls stellen einen klar umgrenzten Ort der Erinnerung und einen Teil des kulturellen Gedächtnisses der österreichischen Gesellschaft dar.

Das Kreuzstadl steht an der Grenze zu einer kontaminierten Landschaft, in die hinein sich seit Jahrzehnten neue Suchaktionen begeben. Das Denkmal liegt aber auch an der Grenze von Zuständigkeiten und damit von rechtlichen Möglichkeiten. Heute ist die Landschaft als Bodendenkmal eine archäologische Verdachtsfläche, die aber im Falle eines Leichenfunds in einen Tatort umgewandelt werden könnte.

Abbildungsnachweis

- 1, 2 Nikolaus Franz, AGA-OG
3 Mike Ritter für RE.F.U.G.I.U.S

Anmerkungen

- 1 Snyder, Timothy: *Bloodlands. Europe Between Hitler and Stalin*, London 2010.
- 2 Ebd., S. viii.
- 3 Ebd.
- 4 Pollack, Martin: *Kontaminierte Landschaften*, Wien u.a. 2014.
- 5 Ebd.
- 6 Ebd., S. 20.
- 7 Ebd., S. 34.
- 8 Ebd., S. 35.
- 9 Alexander, Jeffrey: *Trauma. A Social Theory*, Cambridge (UK) und Malden (MA) 2012.
- 10 Ebd., S. 6: „Cultural trauma occurs when members of a collectivity feel they have been subjected to a horrendous event that leaves indelible marks upon their group consciousness, marking their memories forever and changing their future identity in fundamental and irrevocable ways.“
- 11 Ebd., Kapitel 2.
- 12 Allerdings wird dieser Universalismus immer auch von partikularistischen Formen begleitet, die sich zeitgenössisch im Antisemitismus in Europa und in den USA zeigen. Zu diesen Gegenentwicklungen siehe: Alexander, Jeffrey: *The Dark Side of Modernity*, Cambridge 2013.
- 13 Das Tagebuch der Anne Frank, Heidelberg 1950.
- 14 Wiesel, Elie: *Die Nacht. Erinnerung und Zeugnis*, Freiburg u.a. 2010.
- 15 Uhl, Heidemarie: Von „Endlösung“ zu „Holocaust“. Die TV-Ausstrahlung von „Holocaust“ und die Transformation des österreichischen Gedächtnisses, in: *Historical Social Research*, 30. Jg., H. 4, 2005, S. 29–52, S. 31.
- 16 Alexander, Jeffrey (wie Anm. 9), S. 70: „Milgram appeared on the cover of Time magazine, and ‚The Milgram experiment‘ became part of the folklore of the 1960s. It generalized the capacity for radical evil, first demonstrated by the Nazis, to the American population at large, synergistically interacting with the symbolic reconstruction of perpetrators that Arendt on Eichmann had begun.“
- 17 Metz, Johann Baptist: *Christen und Juden nach Auschwitz. Auf eine Betrachtung über das Ende bürgerlicher Religion*, in: *Reden über die Zukunft des Christentums*, München und Mainz 1980, S. 29–50. Zur aktuellen Diskussion siehe Tück, Jan-Heiner: *Gottes Augapfel. Bruchstücke einer Theologie nach Auschwitz*, Freiburg 2016.
- 18 Archiv der Marktgemeinde Rechnitz, Anlage zum Schreiben des Bürgermeisters der Gemeinde Rechnitz vom 5. August 1964 an die Bezirkshauptmannschaft Oberwart, 410/1964, Bezug zu V-147-1964.
- 19 Archiv der Marktgemeinde Rechnitz, Schreiben des Bürgermeisters der Gemeinde Rechnitz vom 22. April 1965 an die Bezirkshauptmannschaft Oberwart, 226/1965, Bezug zu IV-K-5/1965.
- 20 Der Begriff „Judengartln“ ist laut dem Altbürgermeister der Marktgemeinde Rechnitz, Engelbert Kenyeri, auf die Rechnitzer Bevölkerung zurückzuführen und wurde in den 1960er-Jahren des 20. Jahrhunderts für die gekennzeichneten Grabstätten verwendet. Gespräch Nikolaus Franz mit Engelbert Kenyeri am 18. 01. 2018.
- 21 Vadász, Gábor: *The murder of my father and the search for the graves*, Vortrag auf der Tagung „Das Massaker von Rechnitz – zum Stand der Spurensuche“. 41. Fachgespräch der Abteilung für Archäologie des Bundesdenkmalamts am 14. März 2018 in Rechnitz, unveröffentlichtes Vortragsmanuskript 2018, S. 6 (Hervorhebung im Original).
- 22 Ebd., S. 7.
- 23 Ebd., S. 7.
- 24 Pollack, Martin (wie Anm. 4), S. 19.

Relikte

Bewusst und unbewusst gesetzte Erinnerungsmale des Kommunismus und Kalten Kriegs in Österreich nach 1945 und deren Rezeption

PAUL MAHRINGER

SUMMARY

The article examines architectural relics and traces of the Cold War in Austria. These range from the buildings of former concentration camps to structures erected after the war, but they also include the post-war handling of surviving synagogues. The headquarters of the Austrian Communist Party's Globus-Verlag and the Intercontinental Hotel, both in Vienna, are contrasted as propagandistic symbols of different regimes in this city during the post-war years. Similarly, appraisals of American housing projects in the post-war historical context are explored.

Alongside buildings, specifically dedicated memorials represent a category of their own. They include memorials against Fascism as well as monuments commemorating Austria's liberation (so-called Russendenkmäler/Russian memorials). While the buildings have lost some of their original significance with the fading of memory, many memorials still arouse discussion or debate today, or have been targets of destruction in the past. A memorial at the concentration camp cemetery in the town of Ebensee in Upper Austria, for example, was blown up following the cemetery's closure in the 1950s. Other commemorative monuments have been marginalized or their impact diminished by moving them to other sites.

It is interesting to note that a few of the most important monuments against Fascism were erected by professed communists; these include the memorial of the City of Vienna at the city's Central Cemetery, or the anti-Fascist memorial in the city centre.

In addition to these identifiably political monuments there are also 'muted traces' of the past in the form of inscriptions or graffiti, which must be interpreted and rediscovered. Some originate in the National Socialist period, such as marks left by concentration camp inmates or forced labourers, while others include bullet-holes in the walls of buildings in Vienna or the rainbow graffiti of the 42nd Infantry Division in Salzburg.

Einleitung

Ernst Bacher definierte in Anlehnung an den österreichischen Ahnherrn der Denkmalpflege, Alois Riegls, in den 1990er-Jahren das Wesen des Denkmals pointiert mit der Formel „Denkmal ist gleich Kunstwerk plus Zeit“.¹ Dies gilt zwar für alle Denkmale,² aber besonders bei den Relikten der jüngeren Vergangenheit sind die mit den Denkmälern verbundenen Diskurse, also deren Entstehungs- und Rezeptionsgeschichten, geradezu denkmalkonstituierend. Der Begriff ‚Kunstwerk‘ könnte hier in vielen Fällen auch durch ‚Dokument‘ oder ‚Objekt‘ ersetzt werden.³

Rezeptionsgeschichte und Verdrängung in der Nachkriegszeit

Die Ereignisse und Relikte des Kalten Kriegs in Österreich sind eng verbunden mit der NS-Zeit und dem Umgang Österreichs mit seiner eigenen, unmittelbaren Vergangenheit.

Die österreichischen Synagogen wurden zum größten Teil in der *Reichskristallnacht* vernichtet. Nur wenig hat sich von den kunsthistorisch hervorragenden Bauten erhalten, wie etwa der Wiener Stadttempel von Joseph Kornhäusl. Anderes ist verändert auf uns überkommen, wie etwa die Synagoge in Gänserndorf/Niederösterreich⁴, um deren Erhalt derzeit heftig gestritten wird. In Wahrheit hat sich bei der Gänserndorfer Synagoge nicht viel mehr erhalten als das originale Mauerwerk. Die straßenseitige Fassade wurde erst in den 1970er-Jahren abgeschlagen. Tatsächlich ist einiges am jüdischen Erbe in Österreich erst in der Nachkriegszeit verschwunden, wie etwa die bedeutende Synagoge in Krems, welche erst 1978 abgerissen wurde.⁵ Die Tempel wurden von der österreichischen Kultusgemeinde mangels hinterbliebener Gemeinden nicht mehr benötigt. Die Synagoge in Gänserndorf, die in diesem Sinne schon längst nicht mehr vorhanden sein sollte, steht nun nach dem Willen der Gemeinde vor dem Abriss. Eine Unterdenkmalschutz-Stellung, die dies verhindern könnte, ist im Gange.



Abb. 1: Gänserndorf, ehemalige Synagoge (2018).

Die lokale Schriftstellerin Elfriede Haslehner-Götz schrieb über die Synagoge in Gänserndorf Ende des 20. Jahrhunderts:

„DAS JÜDISCHE BETHAUS:
ein einfaches haus
ein wenig zurückgesetzt
in der hauptekaufsstraße
eine birke, düstere fichten davor
auch eine aufschrift:
„musikschule der stadt“
aber kein hinweis
was einmal war
und die rundbogenfenster
begradigt, eckig gemacht
plastikgenormt
daß nichts mehr erinnert
an damals
und an das schicksal
seiner benützer.“⁶

Ebenso eindrucksvoll, weil erschütternd, steht für diese Mentalität des Verdrängens und Vergessens das sogenannte *Jourhaus* in Gusen/Oberösterreich, das ehemalige Eingangsportal in das dortige Konzentrationslager nahe Mauthausen.⁷ Hier wurde aus dem ‚Eingang zur Hölle‘ eine ‚Luxusvilla‘ mit Balustraden. Die gesamte Außenerscheinung steht unter Denkmalschutz. Aus Rücksicht auf die jetzigen Bewohner wurde bei der Unterschutzstellung dieses Argument jedoch ausgeklammert. Die zwei Beispiele mögen exemplarisch verdeutlichen, wie wichtig die Berücksichtigung der Rezeptionsgeschichte und der Spuren der Nachkriegszeit für das Nachvollziehen des seinerzeitigen und gegenwärtigen Verständnisses von Denkmälern und Geschichte sein können.

Gebaute Propaganda?

Haben sich neben diesen ‚transformierten‘ Objekten auch Baulichkeiten der Ära des Kalten Kriegs in Österreich erhalten, deren Denkmalbedeutung wesentlich mit diesem zeitgeschichtlichen Kontext verbunden ist?

Stellvertretend für potenziell als propagandistische Bauten des Kalten Kriegs anzusehende Objekte seien das ehemalige Globusverlagsgebäude in Wien 20 sowie das Intercontinental Hotel in Wien 3 vorgestellt, mit jeweils unterschiedlicher Ausgangslage, was deren Erhaltungsperspektive für die Zukunft betrifft.

Das Gedicht zeigt eindrücklich den Umgang der Nachkriegszeit bzw. jüngeren österreichischen Vergangenheit mit dem jüdischen Erbe. Nicht zuletzt in der Veränderung selbst liegt so die Bedeutung des Denkmals, die den Umgang der österreichischen Bevölkerung mit ihrer Vergangenheit in der Nachkriegszeit und damit der Periode des Kalten Kriegs widerspiegelt.



Abb. 2: Wien 20, Höchstädtplatz, ehemaliges Globusverlagsgebäude.

Bei dem Globus Verlagsgebäude handelt es sich um die zentrale Druckerei der Kommunistischen Partei Österreich.⁸ Der Grundstein wurde am 20. März 1954 gelegt und das Gebäude konnte Ende 1956 für rund 900 Mitarbeiter eröffnet werden. Im Unterschutzstellungsgutachten heißt es dazu:

„Gestalterisch bewegt sich der Komplex zwischen der Klassischen Moderne, sozialistischer Architektur der 1950er Jahre mit klassizistischen Anleihen sowie funktionalistischer Industriearchitektur. Er stellte damit einen immensen Gegensatz zur damaligen gebauten Umgebung dar, welche vorwiegend aus Gründerzeitbauten, Gartenanlagen und kleinen Produktionsstätten bestand, und bricht auch städtebaulich mit der bis dahin prägenden Blockrandstruktur. Der Komplex sollte das Prestigeobjekt der KPÖ und ihrer Organe darstellen und ein neues Image der modernen Partei repräsentieren.“⁹ Das Gebäude stelle „einen letzten Versuch der KPÖ dar [...] sich im antikommunistischen Wien zu behaupten und den Status einer Nischenpartei abzulegen. Dieser wurde durch den Österreichischen Staatsvertrag jedoch besiegt.“¹⁰

Die ‚Scheibe‘ dürfte von Fritz Weber und Wilhelm Schütte stammen, während der Nebentrakt von Margarete Schütte-Lihotzky gestaltet wurde.

Dahinter befindet sich die große Schedachhalle der Druckerei. Nach dem Abzug der Sowjets nach dem Staatsvertrag verkleinerte sich der Betrieb und so zogen die verbliebenen Abteilungen der KPÖ an den Höchstädtplatz. Der in Wien in den 1970er/1980er-Jahren angeblich geläufige Ausspruch „Wenn es in Moskau regnet, spannen sie am Höchstädtplatz den Schirm auf“¹¹, unterstreicht die langlebige propagandistische Bedeutung dieses Baukomplexes. Tatsächlich spielte die KPÖ nach 1955 in der Republik Österreich keine entscheidende Rolle mehr. Wie angedeutet konnte das Gebäude in wesentlichen Teilen 2017 aufgrund seiner geschichtlichen, künstlerischen und kulturellen Bedeutung unter Denkmalschutz gestellt werden.

Sein ideologisches Pendant, das InterContinental, wurde am 4. März 1964 als erstes Hotel einer internationalen Kette in Wien eröffnet. Die *InterContinental Hotels Group* wurde 1946 von der amerikanischen Fluglinie *Pan American World Airways* gegründet. Mit der Planung wurde ein Architekturbüro der USA betraut, die Ausführung lag beim Wiener Architekten Carl Appel. Ziel war es, ein Gebäude mit einer profilierten *Corporate Identity* zu schaffen. Die modulare Bauweise versprührte dabei eine in Wien so noch nicht bekannte Modernität.

Nicht zuletzt aufgrund der ablehnenden Beurteilung durch den Architekturkritiker Friedrich Achleitner, der das Gebäude 1964 als „Masse ohne Maß“ bezeichnete, kam es in Folge auch zu keiner endgültigen Bewertung der Denkmaleigenschaften durch das Bundesdenkmalamt.¹² Die in der jüngsten Literatur dargelegten Bedeutungsebenen,¹³ die den Bau zu einem wichtigen Protagonisten des Kalten Kriegs machen, wurden bedauerlicherweise bisher nicht erkannt. Das Schicksal des Gebäudes scheint derzeit besiegelt zu sein. Die Frage nach einer möglichen Denkmalbedeutung spielt im Diskurs um einen Neubau derzeit (noch) keine Rolle, hier geht es vielmehr um die Frage nach der möglichen Zerstörung des UNESCO-Welterbes *Wien Innere Stadt*, welches durch einen dominanten Neubau gefährdet scheint.¹⁴

Amerikanische Siedlungen

Ein weiterer Wiener Bau, der ebenfalls wegen der Verkennung seiner historischen Denkmalwerte einem Neubauprojekt zum Opfer fiel, ist die Appartementanlage für die US-amerikanische Botschaft in Wien 19, Hartäckerstraße.¹⁵ Sie wurde vom Wiener

Architekten Adolf Hoch, der etwa die unter Denkmalschutz stehende Opernpassage in Wien erbauete, mit seinem amerikanischen Partner Henry Hill Ende der 1950er-Jahre errichtet.

Wenige Jahre danach wurde hingegen die General-Keyes-Siedlung, eine Wohnsiedlung der USFA (*United States Forces in Austria*) für Offiziere in Salzburg, unter Denkmalschutz gestellt. Die Siedlung ist benannt nach dem Oberbefehlshaber der US-Truppen in Österreich, General Geoffrey Keyes. Die zwar städtebaulich interessante Anlage ist sicherlich von geschichtlicher Bedeutung, jedoch in der retardierenden Gestaltung von weitaus weniger künstlerischem Wert. Sie wird – nach jüngsten Adaptierungsmaßnahmen – jedoch als Denkmal überleben.

Gewollte Erinnerung

Während die entsprechenden Gebäude größtenteils nicht mehr oder noch nicht als Zeugnisse des Kalten Kriegs verstanden und wertgeschätzt werden, sieht es bei den Denkmälern im eigentlichen Sinne ganz anders aus. Ihre Botschaft wurde und wird sehr wohl verstanden! – Und sie wurden nach Möglichkeit unschädlich gemacht.

Der erste Gedenkstein in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen erinnert an die Übergabe des Lagers von der Sowjetarmee an die Österreichische Bun-

desregierung 1947.¹⁶ Er ist ebenso schon ein historisches Denkmal, wie der sogenannte Weiheraum, der in der ehemaligen Wäschereibaracke eingebaut wurde, in dem sich neben den Fahnen der Häftlingsnationen auch jene der Alliierten und Österreichs befinden – mit der Sowjet- und der DDR-Fahne. Ein weiteres Dokument des Kalten Kriegs ist der sogenannte Denkmälerpark, in welchem jede Opfernation ein nationales Mahnmal errichtete, bei dem die jeweiligen Vertreter bei den Befreiungsfeierlichkeiten ihre Kränze niederlegen.

Nach dem österreichischen Zeithistoriker Bertram Perz hatte sich alles Gedenken in Österreich in der Nachkriegszeit auf Mauthausen verlegt.¹⁷ Die über 40 Außenlager wurden hingegen verdrängt, entsprechend wurden die dort befindlichen Opferfriedhöfe sukzessive aufgelöst und zentralisiert. Ein anschauliches Beispiel dafür ist der ehemalige KZ-Friedhof in Ebensee/Oberösterreich. Das dort befindliche Mahnmal enthielt die Inschrift „Zur ewigen Schmach des Deutschen Volkes“. Sie erregte des Öfteren Aufsehen, vor allem bei Deutschen Sommerfrischlern, die sich heftigst über die Inschrift beschwerten. Der Friedhof wurde 1952 aufgelassen und das Monument in Folge gesprengt.¹⁸

Andere Denkmale, wie das *Russendenkmal* – so die saloppe österreichische Bezeichnung für Befreiungsdenkmale der Roten Armee – in Bad Rad-



Abb. 3: Wien 3, Schwarzenbergplatz, Heldendenkmal.

kersburg, welches sich auf dem dortigen Hauptplatz befand, wurden in die Peripherie verbannt.¹⁹ Ein Beispiel ist das Partisanendenkmal von Völkermarkt, welches sich heute in der Partisanen-Gedenkstätte Peršmanhof in Bad Eisenkappel befindet.²⁰ Es war ursprünglich 1947 in Völkermarkt aufgestellt, 1953 jedoch von unbekannten Tätern gesprengt worden. Es wurde 1983 in veränderter Form am jetzigen Platz wieder aufgestellt. Bis heute gibt es eine – langsam geringer werdende – tiefe Kluft zwischen den deutschnationalen und den slowenischsprachigen Kärntnern.

Stellvertretend für die sogenannten *Russendenkmale* soll an dieser Stelle näher auf das Heldendenkmal auf dem Schwarzenbergplatz in Wien eingegangen werden, welches die direkte Nachkriegszeit ebenso unbeschadet überstanden hat wie eine Gedenktafel an Josef Stalin.²¹ Dass es sich bei dem Heldendenkmal um ein höchst politisches Denkmal handelt, beweisen die mehrfache Ehrbringung etwa durch Putin 2001 und 2014, aber auch die immer wieder stattgefundenen Vandalenakte, wie etwa zuletzt im März 2018.²²

Bereits vor der Einnahme Wiens durch die sowjetischen Truppen wurde beschlossen, ein Denkmal „zum Ruhm der siegreichen Roten Armee und zum Gedenken an die Gefallenen“ zu realisieren.²³ Nach einem kleinen Wettbewerb wurde Architekt Major Jakovlev und Michael Avakovic Intisarjan als Bildhauer sowie der Ingenieur Michail Aleksandrovic Scheinfeld beauftragt, das Heldendenkmal zu errichten. Die angebrachten Texte stammen angeblich von Dmitrij Schepilow, der als eigentlicher Kopf der Denkmalanlage gilt, sowie von Sergej Michalkow. Als Ort wurde der Schwarzenbergplatz gewählt, der bis 1956 Stalinplatz hieß. Das Heldendenkmal nutzt als Kulisse das barocke Palais Schwarzenberg. Es wurde in einer Rekordzeit von nur drei Monaten errichtet und besteht aus einem 20 Meter hohen Sockel mit einer darauf befindlichen 12 Meter hohen bronzenen Statue mit Fahne und Wappenschild. Umfangen ist die Statue von einer halbkreisförmigen Kolonnade mit der Aufschrift: „Ewigen Ruhm den Soldaten der Sowjetarmee, die im Kampf gegen die deutsch-faschistischen Okkupanten für die Freiheit und die Unabhängigkeit der Völker Europas gefallen sind.“²⁴ Auf dem Sockel befindet sich eine Schilderung des Verlaufs der Kriegshandlungen mit den abschließenden Worten: „Ewigen Ruhm den Helden, die in den Kämpfen für die Freiheit und Unabhängigkeit unseres Vaterlandes gefallen sind.

Tod den deutschen Besatzern! 13. April 1945“²⁵, darunter Stalins Namenszug. Auf den Enden der Kolonnade sitzen, nicht weniger martialisch als das zuvor Vorgestellte, zwei Skulpturengruppen mit kampfbereiten russischen Soldaten.

Die feierliche Eröffnung des Heldendenkmals fand am 19.8.1945 statt und wurde entsprechend in der Österreichischen Presse gewürdigt. Es sprachen unter anderen Staatskanzler Dr. Karl Renner, Staatssekretär Leopold Figl, Staatssekretär Ernst Fischer und Bürgermeister Theodor Körner.²⁶ Der Sozialdemokrat Renner lobte „die kühnen Helden-taten der Roten Armee, die heilige Opferbereitschaft der Sowjetsoldaten und die meisterhafte Führung ihres Generalissimus Joseph Stalin“, der Kommunist Fischer betonte „die Freundschaft des österreichischen Volkes mit dem großen russischen Volk“ und Bürgermeister Körner bedankte sich für „das rasche Ende des Grauens des Luftkrieges“, zu dem die Rote Armee beigetragen habe.²⁷ Einzig der Konservative Leopold Figl hält sein Lob für die Rote Armee zurück. Besonders betont er hingegen die Opferrolle Österreichs, die der Moskauer Deklaration vom 30. Oktober 1943 folgt, wonach Österreich das erste freie Land sei, das Hitler zum Opfer gefallen war. Die sogenannte „Opfertheorie“ war bis in die 1980er-Jahre die gängige offizielle Auffassung der Republik Österreich, wonach die NS-Zeit als Fremdherrschaft empfunden wurde und daher auch jegliche Mitschuld an den Verbrechen der NS-Herrschaft abgestritten werden konnte.²⁸

In diesem Sinne meinte Figl, der selbst im Konzentrationslager gewesen war, in seiner Einweihungsrede: „Sieben Jahr schmachtete das österreichische Volk unter dem Hitlerbarbarismus, sieben Jahre wurde das österreichische Volk unterjocht und unterdrückt. Kein Wort der freien Meinungsäußerung, kein freies Bekenntnis war möglich. [...] Die alliierten Heere sind als unsere Retter erschienen und haben den menschenunwürdigen Faschismus verdrängt und vernichtet. Sie haben den Völkern die Freiheit erkämpft. [...] Wir, die wir unter dem unerhörten Terror des Faschismus gestanden sind, die ganze Zeit in den Hitlerkern und in den Konzentrationslagern verbringen mußten, wir wissen um den Zwang durch den viele Österreicher in die Reihen der deutschen Wehrmacht gepreßt wurden, und wir haben ihn am eigenen Leib verspürt. [...] Dieses Denkmal ist ein Mahnmal, das uns verpflichtet. Die Verpflichtung heißt: Ein freies, unabhängiges, demokratisches Österreich.“²⁹

Besonders in Figls Rede zeigt sich geschickt – um es verkürzt auszudrücken –, wie es Österreich auch rhetorisch in der Folge gelungen ist, seine Unabhängigkeit durch Abweisung eigener Schuld einzufordern und schließlich auch zu erlangen.

Im Österreichischen Staatsvertrag findet sich in Artikel 19 ein Passus zu „Kriegsgräbern und Denkmälern“: „Österreich verpflichtet sich, die auf österreichischem Gebiet befindlichen Gräber von Soldaten, Kriegsgefangenen und zwangsweise nach Österreich gebrachten Staatsangehörigen der Alliierten Mächte und jener der anderen Vereinten Nationen, die sich mit Deutschland im Kriegszustand befanden, zu achten, zu schützen und zu erhalten; desgleichen die Gedenksteine und Embleme dieser Gräber sowie Denkmäler, die dem militärischen Ruhm der Armeen gewidmet sind, die auf österreichischem Staatsgebiet gegen Hitler-Deutschland gekämpft haben.“³⁰

Damit ist der Bestand des Heldendenkmals bis heute durch den Staatsvertrag gesichert. Dieser Schutz gilt auch für alle vergleichbaren Denkmale. Dennoch: Die beim Wiener Heldendenkmal befindlichen Grabstätten einiger Rotarmisten, samt von hinten aus der Hecke ragendem SU 100 Panzer, wurden 1955 entfernt. Die Gräber wurden auf den Wiener Zentralfriedhof verbracht und der Panzer dem Heeresgeschichtlichen Museum als Leihgabe übergeben. Und am 18. Juli 1956 wurde der Teil des Platzes wieder von Stalinplatz in Schwarzenbergplatz umbenannt. Also auch hier fand eine Entschärfung statt.

In der einheimischen Bevölkerung wurde das Heldendenkmal laut Wikipedia auch „Denkmal des unbekannten Plünderers“, „Erbsendenkmal“ oder „Erbsenprinz“ genannt.³¹ Erbsen wohl deshalb, da eine Erbsen- oder auch Maisspende genannte Hilfsaktion am 1. Mai 1945 auf Anordnung Stalins 1000 Tonnen Erbsen an die hungernde Bevölkerung verteilte. Neben erwähnten Schmierereien gab es 1947 und 1962 zwei missglückte Versuche eines Sprengstoffattentats auf das Denkmal. Der Staatsvertrag hat das Denkmal in Wien im Wesentlichen geschützt, auch vor einer medialen Debatte, die um 1990 herum das Denkmal und seine Erhaltung infrage stellen wollte. Das denkmalgeschützte Heldendenkmal wurde seit den 1950er-Jahren immer wieder vom Bundesdenkmalamt betreut und Ende der 2000er-Jahre umfangreich saniert.

Als Pendant des Westens sei auf das Befreiungsdenkmal in Innsbruck verwiesen, welches von 1946

bis 1948 auf Initiative und auf Kosten der französischen Besatzungsmacht nach Entwürfen des Architekten der französischen Militärregierung für Tirol und Vorarlberg, Major Jean Pascaud, von Tiroler Künstlern und Handwerkern errichtet wurde. Es trägt die Inschrift „PRO LIBERTATE AUSTRIAEC MORTUIS / Den für die Freiheit Österreichs Ge- storbenen.“³²

Kommunistische Künstler

Neben diesen politisch äußerst aufgeladenen, eindeutigen Denkmalen der Alliierten sei noch kurz auf ein paar von kommunistischen Künstlern errichteten Denkmale verwiesen. So wurde das offizielle Mahnmal der Stadt Wien auf dem Wiener Zentralfriedhof von Fritz Cremer sowie Wilhelm und Margarete Schütte-Lihotzky gestaltet. Die Errichtung des Denkmals wurde am 30. Oktober 1945 vom Wiener Stadtsenat beschlossen. Die Plastiken symbolisieren den Kampf um die Freiheit, die Anklage gegen den Faschismus und die Trauer um die Opfer, wobei Kardinal Theodor Innitzer vorschlug, die nackte männliche Hauptfigur des Denkmals („Befreiter Mensch“) mit einem Feigenblatt oder einer Schleife zu versehen. Das SED-Mitglied Cremer meinte dazu: „Ich habe für die Grausamkeit der Tyrannie kein Feigenblatt“.³³

Übrigens erwähnt sei an dieser Stelle, dass auch das erste größere Mahnmal gegen den Faschismus im öffentlichen Raum in Wien in den 1980er-Jahren von einem bekanndenden Kommunisten, nämlich Alfred Hrdlicka, geschaffen wurde. Mit der Schilderung der Moskauer Deklaration (Opferthese) und der Gleichschaltung des Leids aller und der umstrittenen Darstellung des straßenwaschenden Juden handelt es sich dabei heute ebenso schon um ein zeitgeschichtliches Dokument.

Indexikalische Spuren

Neben diesen, nicht zuletzt als Kunstwerke zu bezeichnenden, Werken gibt es allerdings auch kleine, unscheinbare Spuren des Kalten Kriegs, die aufgrund ihrer Indexikalität und der damit direkt verbundenen Präsenz des die Zeichen anbringenden Individuums von besonderer emotionaler Wirkung sind.

Die frühesten dieser Spuren stammen aus der Zeit vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Stellvertretend dafür sei die kyrillische Inschrift eines KZ-Häftlings in einem Luftschutzbunker erwähnt, die möglicherweise mit Jakow Koganow, Häftlings-



Abb. 4: Wien 1, Palais Pallavicini, russische Inschrift (2014).

nummer 63363, in Verbindung zu bringen ist, einem Bautechniker, der am 12.4.1944 in das *SS-Kriegsgefangenenlager Mauthausen-Gusen* eingewiesen wurde.³⁴ Nicht zu vergessen sind in diesem Zusammenhang die zahllosen Inschriften von ausländischen Zwangsarbeitern in den Wiener FLAK-Türmen, die somit nicht nur Symbole des Bombenterrors an der Zivilbevölkerung, sondern auch Erinnerungsmale an die Allgegenwart der Zwangsarbeiter sind, die diese Türme errichtet haben.³⁵

In der zur Zeit des Nationalsozialismus errichteten Martinek-Kaserne findet sich unter anderem bis heute eine nachkriegszeitliche kyrillische Inschrift aus der Zeit der Nachnutzung der Kaserne durch die Sowjets. Es handelt sich vermutlich um

den Nachnamen Baschenow, möglicherweise dessen Garagenplatz.³⁶ Bei der Restaurierung des Palais Pallavicini im Ersten Wiener Gemeindebezirk ist die kyrillische Aufschrift „*Kвартал Proveren*“ (Häuserblock geprüft) aufgetaucht und denkmalpflegerisch gesichert worden, ebenso wie die Beschießungsspuren am Wiener Semperdepot, beides Relikte der direkten Kriegshandlungen. Analog dazu haben sich in Salzburg die Regenbogengraffiti der 42. US-Infanterie-Division, bezeichnet *Rainbow-Division* erhalten, wobei der Regenbogen angeblich für die unterschiedlichen US-Staaten steht, aus denen sich die Division zusammensetzte.

Conclusio

Abschließend kann also festgestellt werden, dass es durchaus eine Vielzahl unterschiedlicher Spuren des Kalten Kriegs in Österreich gibt, wobei manche immer noch ein von großen Teilen der Bevölkerung unbemerkt Dasein fristen, andere wurden durch Marginalisierung oder bauliche Abrüstung entschärft. Die Erhaltung dieser Relikte, von großen Objekten bis hin zu kleinen Spuren, mag zur Vielfältigkeit des Europäischen Denkmalbestandes beitragen und als solches erkannt auch zum Verständnis füreinander dienen. Der Rezeptionsgeschichte, die den Bedeutungsgehalt und daher auch die Bewertung dieser Relikte wesentlich mitbestimmen kann, kommt dabei eine zentrale Funktion zu.

Abbildungsnachweis

- 1, 3 Bundesdenkmalamt (BDA), Paul Mahringer
- 2 BDA, Florian Dossin
- 4 BDA, Bettina Neubauer

Anmerkungen

- 1 Bacher, Ernst: Kunstwerk und Denkmal – Distanz und Zusammenhang, in: Denkmal – Werte – Gesellschaft. Zur Pluralität des Denkmalbegriffs, hg. v. Wilfried Lipp, Frankfurt / New York, S. 260–270, hier S. 265.
- 2 Riegl, Alois: Wesen und Entstehung des modernen Denkmalkultus, zitiert nach Kunstwerk oder Denkmal? Alois Riegls Schriften zur Denkmalpflege, hg. v. Ernst Bacher, Wien / Köln / Weimar 1995, S. 49–98; insbesondere , S. 59: „Nicht den Werken selbst kraft ihrer ursprünglichen Bestimmung kommt Sinn und Bedeutung von Denkmalen zu, sondern wir moderne Subjekte sind es, die ihnen dieselben unterlegen.“
- 3 Zur Frage, inwieweit auch Potenziale zum Umgang mit dem teilweise schwierigen Erbe des 20. Jahrhunderts in
- 4 Alois Riegls Denkmalwerten enthalten sind, siehe etwa: Scheurmann, Ingrid: Denkmalpflege und Erinnerungskultur, in: Erinnerung kartieren? Erfassung von Baubefunden in Gedenkstätten, hg. v. Ingrid Scheurmann, Dresden 2012, S. 11–16 oder Mahringer, Paul: Der Alterswert als Narrativ für traumatische Erfahrungen des 20. Jahrhunderts. Denkmalkultus, lebendige Geisteswissenschaft, Postmoderne und neue Zugänge in Theorie und Praxis der Denkmalpflege, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege (=ÖZKD) 2013, H. 1, S. 4–27.
- 5 Zur Synagoge in Gänserndorf siehe im Wesentlichen: Höfler, Ida Olga: Die jüdischen Gemeinden im Weinviertel und ihre rituellen Einrichtungen 1848–1938/45. Der politische Bezirk Gänserndorf, Band 1, Rituelle Einrichtungen Begräbnisstätten, Strasshof 2015.
- 6 Unter anderem zum Fall Krems siehe: Wieshaider, Wolfgang: Stumm vibrierender Mittlaut. Denkmal und öffentliches Interesse. Allgemein und im Umgang mit Synagogen beidseits der Thaya, Wien 2016, S. 78–84.
- 7 Zitiert nach Höfler (wie Anm. 4), S. 48.
- 8 Zum ehemaligen Lager Gusen siehe: Haunschmid, Rudolf A. / Mills, Jan-Ruth / Witzany-Dura, Siegi: St. Georgen, Gusen, Mauthausen. Concentration Camp

- Mauthausen Reconsidered, St. Georgen an der Gusen 2007, oder Haunschmied, Rudolf A.: NS-Geschichte. Gedemütigt – geschunden – gemordet. Zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus, in: 400 Jahre Markt St. Georgen an der Gusen. Geschunden, geschafft, gestaltet, St. Georgen an der Gusen 2011, S. 99–144. Zu Rezeptionsgeschichte und Umgang siehe: Perz, Bertrand: Die KZ-Gedenkstätte Mauthausen 1945 bis zur Gegenwart, Innsbruck / Wien / Bozen 2006, oder Mahringer, Paul: Denkmalschutz im Bereich der Gedenklandschaft Mauthausen / Gusen / St. Georgen, in: Fundberichte aus Österreich, 51/2012, S. 127–129.
- 8 Siehe etwa: Köstner, Christina: „Wie das Salz in der Suppe“. Zur Geschichte eines kommunistischen Verlages. Der Globus Verlag, Diplomarbeit Universität Wien, Wien 2001.
- 9 Zitat aus dem der Unterschutzstellung zugrunde liegenden Gutachten des Bundesdenkmalamtes, BDA-42493.obj/0003-DMF/2017.
- 10 Ebd.
- 11 <https://www.kpoe-steiermark.at/sich-der-historischen-wahrheit-stellen-mit-allem-plus-und-minus.phtml> (25.01.2019).
- 12 Das Zitat von Achleitner stammt wohl aus der Tageszeitung „Die Presse“ vom 10. November 1964. Siehe etwa: https://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Intercontinental_Wien (14. 02.2019).
- 13 Für den Hinweis auf die zeitgeschichtliche Bedeutung bin ich Monika Platzer vom Architekturzentrum Wien dankbar. Zu den neu erkannten Bedeutungsebenen siehe: Machl, Martina: Ein Zeitzuge der Nachkriegsmoderne. Das Vienna InterContinental. Diplomarbeit TU Wien, Wien 2018, online abrufbar unter: <http://www.ub.tuwien.ac.at/dipl/VL/45529.pdf> (25.01.2019), oder Platzer, Monika: Die Sammlung des Az W. Ein Potential für Neubewertungen der Architektur nach 1945, in: ÖZKD 3/4 2018.
- 14 s. <https://whc.unesco.org/en/danger/> (25.01.2019).
- 15 s. etwa: Georgeacopol-Winischhofer, Ute: Amerikanische Appartementhäuser in Wien-Döbling, in: Denkma[i]l, Nr. 16, Jänner-April 2014, S. 17, online abrufbar unter: http://www.initiative-denkmalschutz.at/denkmail/Denkmail_Nr_16_web.pdf (25.1.2019).
- 16 Zu den Denkmälern und Veränderungen der Gedenkstätte Mauthausen nach 1945 s. Perz, Bernhard 2006 (wie Anm. 7).
- 17 Ebd.
- 18 Für entsprechende Hinweise danke ich Dr. Wolfgang Quatember vom Zeitgeschichte Museum & KZ-Gedenkstätte Ebensee.
- 19 s. Das Russendenkmal von Bad Radkersburg, in: RA2, Online Magazin der Gemeinden Bad Radkersburg & Radkersburg Umgebung, <http://www.ra2.at/das-russendenkmal-von-bad-radkersburg/> (25.01.2019).
- 20 Erst kürzlich wurde die Geschichte des Objekts umfassend aufgearbeitet: Holzer, Jakob Peter: Wer gedenkt der Partisaninnen und Partisanen? Aktuerinnen, Positionen und Wirkungen des PartisanInnendenkmals am Peršmanhof und in St. Ruprecht/Šentrupert, unveröffentlichte Bachelorthesis, TU Berlin 2018.
- 21 Die Angaben zum Heldendenkmal stammen, wenn nicht anders oder präziser angegeben, aus: Marschik, Matthias / Spitaler, Georg (Hg.): Das Wiener Russendenkmal. Architektur, Geschichte, Konflikte, Wien 2005.
- 22 Siehe dazu entsprechende Pressemeldungen im Internet, etwa: <https://wien.orf.at/news/stories/2899493/> (14.02.2019).
- 23 Zur Entstehungsgeschichte siehe: Leidinger, Hannes / Moritz, Verena: 1945. Planung, Bau und Einweihung des Russendenkmals, in: Marschik, Matthias / Spitaler, Georg 2005 (wie Anm. 22), S. 15–20.
- 24 Inschriften zitiert nach: Klein, Erich: Drei Monate statt ein Jahr. Die Autoren des Russendenkmals, in: Marschik, Matthias / Spitaler, Georg 2005 (wie Anm. 22), S. 21–33, hier S. 33.
- 25 Ebd.
- 26 Spitaler, Georg: „Dank für dieses Befreiungswerk!“. Die Reden österreichischer Politiker zur Eröffnung des Heldendenkmals am 19.8.1945, in: Marschik, Matthias / Spitaler, Georg 2005 (wie Anm. 22), S. 34–45.
- 27 Zit. nach ebd., S. 39, 43–45.
- 28 Zum Geschichtsverständnis Österreichs nach 1945 und deren Denkmalkultur siehe: Uhl, Heidemarie: Das „erste Opfer“. Der österreichische Opfermythos und seine Transformation in der Zweiten Republik, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft ÖZP 2001/1, S. 19–34, bzw. <https://webapp.uibk.ac.at/ojs/index.php/OEZP/article/view/1054/749>, 14.02.2019.
- 29 Zit. nach ebd., S. 42–43.
- 30 Staatsvertrag, betreffend die Wiederherstellung eines unabhängigen und demokratischen Österreich, in: Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich, Nr. 152, 1955, S. 725–745, hier S. 730, online abrufbar unter https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/Bgbl-Pdf/1955_152_0/1955_152_0.pdf (25.01.2019).
- 31 https://de.wikipedia.org/wiki/Heldendenkmal_der_Roten_Armee (25.01.2019).
- 32 Die Angaben zum Befreiungsdenkmal in Innsbruck stammen von Wikipedia: [https://de.wikipedia.org/wiki/Befreiungsdenkmal_\(Innsbruck\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Befreiungsdenkmal_(Innsbruck)) (25.1.2019). Siehe auch: Österreichische Kunstopographie. Die profanen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck außerhalb der Altstadt, Wien 1981, S. 151.
- 33 Zu den Angaben zum Mahnmal der Stadt Wien und der Anekdote über Innitzer siehe: Gedenken und Mahnen in Wien 1934–1945. Gedenkstätten zu Widerstand und Verfolgung, Exil, Befreiung. Eine Dokumentation, hg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien 1998, S. 265–267.
- 34 Der Gedenkstätte Mauthausen sei an dieser Stelle für die mögliche Identifizierung des Namens gedacht.
- 35 s. Bauer, Ute: Die Wiener Flaktürme im Spiegel österreichischer Erinnerungskultur, Wien 2003, und Bauer, Ute: Erinnerungsort Flakturm. Der ehemalige Leitturm im Wiener Arenbergpark, Wien 2010.
- 36 Für die Deutung bzw. Übersetzung als Nachname danke ich Frau Dr. Ruth Pauli.

Soviet-Era Architecture: Valuable or a Burden?

Based on the Example of Collective Farm Centres

LAURA INGERPUU

SUMMARY

The administrative-cultural centres of collective farms are an important part of Estonian Soviet built legacy. These buildings are valuable due to their unique external and internal architecture, as well as the social role that they used to play in rural life between the 1960s and the 1990s. However, after the abolition of collective farming at the beginning of the 1990s, the value of the former administrative-cultural centres of collective farms was not taken for granted. Like everything else originating from the Soviet era, the administrative-cultural centres were disapproved of by the public. The difficult socio-economic situation that developed in the countryside after the re-establishment of independence was also a cause for the non-use or poor maintenance of many collective farm office buildings. Since 2007, when the preservation and protection of the architecture of the 20th century gained importance, much more attention has been paid by experts to the Soviet built legacy. Also, the collective farm architecture was more thoroughly researched. Today, three of the administrative-cultural centres are already listed as architectural monuments. Nevertheless, preservation and sustainable reuse of these buildings depend most of all on the owners, as well as the local communities, who are often not aware of the value of the buildings or still perceive them as Soviet-era burdens. Ignorance has caused the destruction or non-authentic reconstruction of several architectural masterpieces, which has finally led to the disappearance of pieces of the past. Therefore, recognition of these Soviet-era buildings as part of Estonian architectural history plays an essential part in their preservation.

Introduction

The administrative-cultural centres of collective farms are an outstanding Soviet time architectural legacy in Estonian rural areas. The heyday of those buildings was in the 1970s and 1980s, when collective farms (*kolkhozes* and *sovhozes*)¹ were wealthy and quite influential, and the life in the countryside flourished. However, this ended with the collapse of the Soviet Union and the abolition of collective farming at the beginning of the 1990s. The period after the re-establishment of the Republic of Estonia did not support the continuation of rural development, which had an impact on the preservation and reuse of the built legacy of collective farms. Today, there are some collective farm centres that have been successfully adopted to new functions but there are also several buildings in quite poor condition. A few former architectural masterpieces have already become ruins.

The present article concentrates on how the changes in the society have affected judgements regarding the value and the preservation of the administrative-cultural centres of collective farms. I analyse whether these buildings of the Soviet era have become Estonian national heritage today or whether they are perceived as burdensome waste in the countryside. Since one can only understand the essence of administrative-cultural centres of collective farms if one is aware of their history and background, I give an overview of the period of collective farming and discuss the aspects that make these buildings valuable. I also examine the issues that have affected their preservation and reuse after the abolition of collective farming. My analysis in this article is based on more thorough research on the administrative-cultural centres of collective farms, which I have been conducting since 2014. I have gathered information via field work, archival studies and several interviews with heritage conservation authorities, experts in the field and residents of the former collective farms.

Collectivisation of agriculture and construction of the administrative-cultural centres of collective farms in Soviet Estonia

Collective farming was forcibly implemented in the annexed Soviet Socialist Republics by the authorities of the Soviet Union at the end of the 1940s. There were two main ideological goals in collectivisation: first, to abolish private ownership in agriculture through the creation of a model based on large-scale collective agricultural production, and second, the Communist Party's ideology of eliminating differences between the country and the city by concentrating rural populations into city-like centralised rural settlements. As in other collectivised countries, in Estonia, where private farming traditions were deeply ingrained, the creation of collective farms was strongly opposed by the farmers. Resistance to collectivisation was also based on information about the miserable lives of the collective farm workers in Soviet Russia, where collectivisation had been implemented in the 1930s.² Therefore, full collectivisation had to be implemented by force, which meant the deportation of thousands of farming families in 1949 to the most distant regions of the USSR. At the end of the 1950s collectivisation in the Soviet Republics was considered complete.

Collective farming brought about massive construction projects in the Estonian countryside since the new agricultural production system and new rural way of life required a novel technical and social infrastructure. The modern rural settlement was supposed to provide a unique model of communal rural life, where the inhabitants lived in city-like blocks of flats, ran their daily errands in public institutions and shops located in the centres of the settlements, and went to work at the nearby collective farms.³ Although the general plan foresaw a small central settlement located in an empty space, in reality all the new settlements developed near already existing villages and towns.⁴ At the end of the 1960s collective farms became quite well-off due to the high demand for agricultural products in the Soviet Russian market. The most intensive period of rural construction was in the 1970s and 1980s, when the collective farms were already quite prosperous, rural living standards developed rapidly, and the construction capacities of collective farms increased. To fulfil the increasing needs and ambitions, collective farms established regional construction organisations, called inter-collective farm construction offices. The inter-collective farm construction offices

belonged to the collective farms and implemented construction projects in the region according to their instructions.⁵ In the 1970s the inter-collective farm construction offices became rather independent, which meant that they built more of what they thought was useful for themselves and less of what the collective farms needed.⁶

Among all the other construction work, collective farms and the inter-collective farm construction offices began to erect administrative buildings for their management. More wealthy collective farms had built administrative buildings at the end of the 1950s, but most were constructed between the 1960s and the 1990s. Not all the collective farms built new buildings for their management; some used already existing farm houses. At the same time, some were able to build two administrative centres over the period of collective farming. The exact number of the administrative-cultural centres is not known. Since there were more than 300 collective farms in Soviet Estonia,⁷ there may have been hundreds of centres.

The administrative-cultural centres were mainly located in the immediate vicinity of the collective farms or in the centres of the rural settlements. While the first administrative-cultural buildings were small and followed the traditional architectural style, the edifices built later became more massive in size and often other functions in addition to administrative were merged into one building. It was difficult to get building permission because of a shortage of building materials, and therefore the new buildings had to satisfy a multitude of functions.⁸ For example, village councils, health care services, post offices, libraries and canteens were combined. The premises were also used for community gatherings and different cultural events: films, theatre performances etc., which is the reason why they were called administrative-cultural centres or office-club buildings of collective farms.

Since the general construction policy of the Soviet Union anticipated standardised construction, a few administrative-cultural buildings of collective farms were built according to standard projects. Nevertheless, the authorities of the collective farms were ambitious to erect distinctive and outstanding administrative-cultural centres to demonstrate the wealth and distinct features of their collective farms. Additionally, the increasing criticism in the late 1960s, when the construction of collective farm settlements was in full swing, that exterior archi-

tecture of the new buildings was tedious, and the new rural settlements all looked alike⁹ strengthened the desire to build unique buildings. As a result, the State Construction Committee of Soviet Estonia declared that the administrative-cultural centres of collective farms could be built according to unique designs to comply with their multi-functionality and to emphasise regional peculiarities.¹⁰ This decision opened up the opportunity for a new generation of Estonian architects to implement their own ideas, which also meant the advent of modernism and later post-modernism in rural architecture. A characteristic feature of post-war modernism in Soviet Estonia was the incorporation of international, especially Nordic, architectural styles and their application creatively in the service of a new type of rural environment.¹¹ One of the avant-garde collective farm offices in Estonia was the administrative building of the Kurtna Experimental Poultry Farm, which was designed by Valve Pormeister and completed in 1966. The novel and 'Western' design of this building was the beginning of fame for the new rural architecture in Soviet Estonia.¹²

Furthermore, the wish of the management of the collective farms to outdo each other resulted

in the creation of extraordinary architecture, with gables, towers and irregular-shaped windows.¹³ For example, the administrative-cultural building of the Laekvere State Farm, designed by Vilen Künnapu and built in 1984–1989, was a peculiar post-modernist building that was artfully matched to the surrounding older building complex. Furthermore, the administrative building of the Rapla Inter-Collective Farm Construction Office, designed by Toomas Rein and built in 1977, is considered one of the most extraordinary Soviet-era administrative buildings today (Fig. 1).¹⁴ This edifice is outstanding due to its octagonal pyramidal shape, surrounding artificial environment and highly suitable interior design elements.

For many administrative-cultural centres not only the exterior design was unique but also the interiors and interior design elements were very well considered and matched the external architecture. Frequently the works of well-known interior design architects and artists were placed in the lobbies and assembly halls of the administrative-cultural centres. This synthesis of the arts, and homogeneous combination of exterior and interior architectural elements was another aspect that made the ad-



Fig. 1: Administrative building of the Rapla Inter-Collective Farm Construction Office, architect Toomas Rein, built in 1977 (2017).

ministrative-cultural centres exceptional. The fact that such unique edifices, which were designed by talented Estonian architects and represented some of the best examples of modernism and post-modernism, were erected in the countryside made them phenomena of rural architecture. Furthermore, due to their social functions, the administrative buildings became popular among the local people and workers of the collective farms; their attractive architecture and design made them icons of regions. The original integral solutions of the collective farm settlements and the prominence of the single buildings crossed even the borders of the Soviet Union and were often mentioned in the Western media.

Developments over time

The 1970s and 1980s, when the living conditions in the countryside were rather good and the rural population was increasing, formed the heyday for the collective farms and their administrative-cultural centres. The re-establishment of the Republic of Estonia in 1991 brought about many new reforms, including the abolition of collective farming, which had a devastating effect on rural life. As a result of the dissolution of cooperative farming, many small individual farms were established, but the free market, ultra-liberal economic model and double tariffs imposed by Russia did not support survival of small farms, and therefore agricultural production concentrated into large farms.¹⁵ Since the number of agricultural jobs decreased sharply, the rural population began to decline rapidly, and the life in the countryside stagnated compared to life in the cities.

Nevertheless, the large built legacy of the collective farms remained, to which a new function had to be found, including the former collective farm administrative-cultural centres. Many of the agricultural production buildings, as well as residential buildings became uneconomical, substandard or too large in the context of the changed rural life and were therefore abandoned. The fate of administrative-cultural buildings of collective farms depended on the wealth and demographic developments of the specific region or village, as well as on the new owners. The ones that remained in public use were usually used as government buildings, libraries or community and cultural centres, which meant that they were maintained or repaired at least minimally. The private owners who had bought former administrative-cultural buildings for business purpose were often unable to find profitable functions



Fig. 2: Administrative-cultural centre of the Tsooru Collective Farm, architect Toomas Rein, completed in 1977 (2018).

or manage such large buildings. Therefore, many privately-owned buildings were abandoned and left to decay. There are still exceptions, for example the post-modernist administrative building of the collective farm *Kalevipoeg*, built in the 1980s, which was converted to a farm house by the owner.

While the socio-economic situation stabilised and improved in the countryside over time, the most remote regions are still suffering from ageing and decreasing populations, which means that the situations of the former architectural icons have worsened over the years. Some buildings that were in quite good condition at the beginning of the new millennium have become rundown since then. There are many administrative-cultural centres in small villages that have been abandoned and, without proper care or as a result of vandalism, have become complete ruins. This is what happened, for instance, to the administrative-cultural centre of the Tsooru Collective Farm, which was designed by Toomas Rein and built in 1977. This building, which used to stand out with its snow-white façades and ribbon windows, was considered one of the best examples of modernist architecture by experts. It was even included on the list of the most valuable Estonian 20th century buildings composed by the Estonian national working group DOCOMOMO in 1997.¹⁶ Because it's been out of use since the mid-1990s, there is not much left of the former architectural masterpiece today (Fig. 2).

The main reasons for the abandonment and negligence of the administrative-cultural buildings of collective farms was their huge size or remote locations in the context of the decreasing rural population. Over the years, the Soviet-era poor building quality, including the extremely low energy efficiency and the poor-quality building materials, also has had a strong effect on the condition of the edifices. However, there was also the general attitude of people, which did not support preservation and regeneration of buildings from the Soviet era.

After the change in the state regime, negative memories from the troubled past were transferred to everything that originated in the Soviet era,¹⁷ including the built legacy. The ideological approach of rejecting and deprecating the socialist heritage can be seen as a consequence of the post-socialist cultural trauma,¹⁸ i.e. the shock following the collapse of socialism that left painful psychological scars on the Estonian consciousness. It was not easy to overcome this shock, and even at the beginning of the new millennium much of the architectural legacy that was left behind after the abolition of the socialist regime was ignored or even despised by many people. This was true of most of the residential and agricultural production buildings of the collective

farms, which can be found abandoned and dilapidated everywhere in the Estonian countryside. Unfortunately, the former administrative-cultural centres that used to be the most appreciated collective farm buildings by the locals were often also seen as representatives of the hated era and therefore ignored by the locals.

Valorisation of administrative-cultural centres as national heritage

The emergence of the acknowledgement of the Soviet-era legacy as national heritage began with the growth of interest among research institutions, specialists and experts in the field. The first two administrative-cultural centres of collective farms were placed on heritage lists in 2001 and 2004: the main building of the Kurtna Experimental Poultry Farm, designed by Valve Pormeister and completed in 1966, and the office building of the Saare Inter-Collective Farm Construction Office, designed by Marika Lõoke and completed in 1982. At the beginning of the millennium, the post-war architecture was broadly recognised as valuable. The breakthrough in the increase in appreciation of Soviet built legacy is considered to have occurred in 2007, when the demolition plan of the former Poli-



Fig. 3: Administrative-cultural centre of the Lümanda State Farm, architect Veljo Kaasik, completed in 1986 (2016).

tical Education Building of the Estonian Communist Party, designed by Raine Karp and built in 1985, became public. A campaign against the destruction was initiated by architects and architectural historians; this was soon followed by the protests of citizens' associations, students and the general public.¹⁹ Although the building was demolished, it was the first time that it was admitted by the general public, in addition to specialists, that the architecture of Estonia's recent past was not sufficiently recognised, valued or protected.²⁰ Therefore, the project *Mapping and analysing the Estonian 20th century valuable architecture* was carried out in 2008–2012. The project, undertaken by researchers, focussed on the architecture of the entire 20th century, and thus it involved thorough research of the Soviet period, including collective farm architecture. This research is a good basis for the listing decisions of the National Heritage Board of Estonia now, and based on them the administrative-cultural centre of the Rapla Inter-Collective Farm Construction Office was listed as an architectural monument in 2015. The administrative-cultural building of the Linda Collective Farm, is currently in the listing process.

Valorisation of the collective farm architecture on the national level is just one part of preserving this heritage; no less important is changing the established attitude of the "ordinary" people and local communities. Thus, the attitude of valuing the era over the architecture itself is slow to disappear. In the case of the former administrative-cultural buildings of collective farms, the negative mindset is mostly attached to the condition of these buildings. When a former administrative-cultural centre is in use and well maintained, attitudes become neutral. A building that is in bad condition is seen as rubbish by the locals, no matter how prominent this building was in the past.²¹ For example, the administrative-cultural centre of the Laeva Experimental State Farm, designed by Toomas Rein and erected in 1978, is in such bad condition that it has become a ghost house in the centre of the Laeva village. Since the socio-economic level of the village cannot support the restoration and reuse of this huge edifice, it is understandable that it is seen by the locals more as a problem than as a valuable object.

A building that is still functioning is sometimes also seen as a burden due to the size, era-specific spatial planning or internal design. This is clearly reflected in the administrative-cultural building of



Fig. 4: Interior of the Saare Inter-Collective Farm Construction Office, interior designer Aet Maasik (2018).

the Lümanda State Farm, designed by Veljo Kaasik and completed in 1986 (Fig. 3). A few years ago, when the listing of this building as an architectural monument was in process, the local government of Lümanda, which is the owner of the building, was against the plan.²² The argument was that the spatial planning of the old building was unreasonable and the building was too large to use as a government building. Although this post-modernist building was significant in its time and it is recognised as an architectural masterpiece by heritage experts today, the local government clearly was not aware of its value, since they preferred to build a new building and demolish the old one.

Another example is the administrative building of the Rapla Inter-Collective Farm Construction Office. Before it was listed as architectural heritage, there was a long discussion about heritage restrictions between the National Heritage Board of Estonia and the owner, which finally ended up in court.

Although, the owner was aware of the unique nature of this building, he did not understand the importance of keeping its still existing authentic interior. The owner fought against the heritage restrictions because he wished to make several interior design changes.²³ Both cases demonstrate that it doesn't always matter who the owner is or what the financial capabilities are but the attitude towards the Soviet built legacy may determine whether something is seen as valuable and worth preserving.

Moreover, not all the buildings that have become ruins are hopeless or should be considered doomed. The administrative building of the Saare Inter-Collective Farm Construction Office is a very good example of the successful revival of a seemingly hopeless building. This edifice, located in the capital of Estonia's biggest island, was abandoned after the dissolution of the cooperative construction organisation, stood empty and decayed for several years. Since the façade, volume and the lobby of the building were listed in 2004, it was not possible to demolish it, but national protection could not guarantee the survival of the building over the years. Therefore, the building's condition was considered to be in an emergency state, and even quite recently the former owner talked about demolishing it.²⁴ Remarkably, in less than one year the new owner was able to breathe new life into the edifice and to use this gigantic building once again as an office building (Fig. 4). This is definitely one of the rare success stories, yet it shows that it is possible to reuse a former administrative-cultural centre of a collective farm if the will exists.

Conclusion

The administrative-cultural centres that used to show the wealth and power of the collective farms have lost their original fame and purpose today.

The complicated socio-economic situation in Estonian rural areas does not support finding new proper functions or sustainable maintenance for several buildings that are unreasonably large and have low construction quality. Some edifices have been nicely adopted for new functions, but many are poorly maintained or have been left to decay.

The reason why administrative-cultural centres of collective farms should be preserved is that they are magnificent examples of modernist and post-modernist rural architecture. These buildings are the creation of talented Estonian architects and interior architects, and they are part of Estonian history. Unfortunately, it is precisely the past that has shaped a negative attitude towards Soviet-era legacy. Although the initial hostility has disappeared over the years and experts have recognised their value, public awareness of the importance of these buildings is still modest. To solve the socio-economic issues of the Estonian rural areas is a larger challenge, yet the general approach of raising awareness of the value of the administrative-cultural buildings of collective farms can contribute to the preservation of this Soviet-era architectural heritage.

Image sources

1-4 Laura Ingerpuu

Notes

- 1 Kolkhozes and sovhozes were both state-controlled entities based on collective farming but kolhozes did not belong to the state and they operated under registered statute. Although the word ‘kolkhoze’ comes from the Russian word ‘колхоз’ meaning ‘collective farm’ and ‘sovhoze’ could be translated as ‘state farm’, both cooperatives are in the literature, as well as in everyday talk, predominantly called with the common term ‘collective farm’.
- 2 Taagepera, Rein: Soviet Collectivization of Estonian Agriculture. The Deportation Phase, in: Soviet Studies XXXII, issue 3, July, 1980, pp. 379—397; Iordachi, Constantin / Bauerkämper, Arnd (eds.): The Collectivization of Agriculture in Communist Eastern Europe. Comparison and Entanglements, Budapest 2014.
- 3 Jääts, Indrek: Sotsalistlik põllumajandus. Varane kolhoosiaeg Oisu piirkonnas Järvamaal [Socialist Agriculture. Early Kolkhoz Time in the Area of Oisu in Järva County], in: Akadeemia, issue 1, 2004, pp. 132—168.
- 4 Kalm, Mart: Ons linnaelu maa hea? Majandi keskasula Eesti NSV-s [Is Urban Life in the Countryside Good? The Central Settlements of Collective Farms in the Estonian SSR], in: Kunstiteaduslike Uurimusi = Studies on Art and Architecture, vol. 17, issue 4, 2008, pp. 61—87.
- 5 Leppik, Harry: Kolhoosiehitus Nõukogude Eestis [Collective Farm Construction in Soviet Estonia], Tallinn 1980.
- 6 Kalm, Mart: Collective Farms of Soviet Estonia. Promoters of Architecture, in: Survival of Modern from Cultural Centres to Planned Suburbs, eds. Claes Caldenby and Ola Wedebrunn, Copenhagen 2013, pp. 22—33.
- 7 Shen, Raphael: Restructuring the Baltic Economies. Disengaging Fifty Years of Integration with the USSR, Westport, CT 1994.
- 8 Kalm, Mart 2013 (as in note 6).
- 9 Pantelejev, Viktor: Eesti maa-asulate uus ilme [New Look of Estonian Rural Settlements], in: Ehitus ja arhitektuur, issue 3, 1968, pp. 3—6; NSVL Arhitektide Liidu pleenum maaehituse küsimuses [USSR Architects’ Union’s Plenum on the Issues of Land Construction], in: Ehitus ja arhitektuur, issue 2, 1964, pp. 61—65.
- 10 Viirma, Vello: Keskusehooned ja klubid ainuprojektide järgi [The Central Buildings and Clubs by the Original Design], in: Sotsalistlik põllumajandus, issue 22, November 1983, pp. 28—30.
- 11 Kalm, Mart: The Oasis of Industrialised Countryside in Soviet Estonia, in: Industry and Modernism. Companies, Architecture and Identity in the Nordic and Baltic Countries during the High-Industrial Period, ed. Anja Kervanto-Nevanlinna, Helsinki 2007, pp. 352—371.
- 12 Kalm, Mart 2013 (as in note 6).
- 13 Kalm, Mart 2013 (as in note 6).
- 14 Jänes, Liina: Eesti üks erilisemaid maju asub Raplas [One of the Most Peculiar Buildings of Estonia is Situated in Rapla], in: Raplamaa Sõnumid, 1 March 2017: <https://xn--snumid-pxa.ee/artikkel/eesti-uks-erilisemaid-maju-asub-raplas/> (2 April 2018).
- 15 Valdvee, Eve / Klaus, Andres: 2010 Põllumajandusloendus = Agricultural Census, ed. Helin Kapsta, Tallinn 2012: http://www.stat.ee/valjaanne-2012_põllumajandusloendus-2010 (11 May 2017).
- 16 Dennis Sharp / Catherine Cooke, eds.: The Modern Movement in Architecture. Selection from the DOCOMOMO Registers, Rotterdam 2000, pp. 81—88.
- 17 Alatalu, Riin: Muinsuskaitse siirdeühiskonnas 1986-2002: rahvuslikust südametunnistusest Eesti NSV-s omaniku ahistajaks Eesti Vabariigis = Heritage Protection in Transitional Society 1986-2002. From Nation’s Conscience in the Estonian SSR into the Harasser of Private Owner in the Republic of Estonia, Dissertationes Academiae Artium Estoniae, Tallinn 2012.
- 18 Aarelaid-Tart, Aili: Cultural Trauma and Life Stories, Helsinki 2006.
- 19 Aug, Tuuli: Toetusavalused Sakala keskuse lammutamise vastu [Support Statements against Demolition of Sakala Centre], in: Eesti Päevaleht (9 November 2006): <http://epi.delfi.ee/news/eesti/toetusavalused-sakala-keskuse-lammutamise-vastu?id=51063537> (8 May 2017).
- 20 Eesti 20. sajandi väärtsliku arhitektuuri kaardistamine ja analüüs [Mapping and Analysis of the Estonian 20th Century Valuable Architecture], Estonian Academy of Arts, 2012. Results published digitally: <https://register.muinas.ee/public.php?menuID=architecture> (2 February 2019).
- 21 Ingerpuu, Laura: Identification and Management of Soviet Time Rural Architectural Heritage (1944—1991) in Estonia. The Administrative Buildings of Collective Farms and Construction Offices, Master Thesis of Master of Science in Conservation of Monuments and Sites, Catholic University of Leuven, Leuven, 2015.
- 22 Kahm, Raido: Lümanda ei taha keskusehoonet mälestiseks [Lümanda Does Not Want the Administrative Building to Become a Monument], in: Saarte Hääl, 23 December 2014: <http://www.saartehaal.ee/2014/12/23/luman-da-ei-taha-keskusehoonet-malestiseks/> (22 April 2015).
- 23 Statement by the owner of the administrative building of the Rapla Inter-Collective Farm Construction Office on 29 March 2015.
- 24 Kalmus, Kertu: KEK-i endise kontori ostis mereannitoostur [The Former Office of KEK Was Bought by Sea Food Producer], in: Saarte Hääl, 1 November 2011: <https://www.saartehaal.ee/2017/11/01/kek-endise-kontori-ostis-mereannitoostur/> (28 December 2018).



Foto:
Sven Fritzsch

Kulturelles Erbe als (Neu-)Orientierung



Heritage in a Transitional Society

Estonia

RIIN ALATALU

SUMMARY

This article addresses the key problems of heritage protection in Estonia in the early 1990s, the period when the independent Republic of Estonia was restored. The period of transition from socialist to capitalist societies in Eastern Europe has still not been widely studied due to the fact that it is so recent. The article suggests comparisons to similar processes in other Eastern European countries.

In the occupied territory, heritage played an important role as the carrier of national identity. The restoration of people's memory and monuments quickly became one of the key elements of the independence movement and the Estonian Singing Revolution. The overall enthusiasm and high hopes for rapid reconstruction of the state and its valuable heritage was seriously affected by the property reform and the privatisation of protected monuments. The way heritage had been administered during the Soviet period was completely altered. The majority of the tasks, including research, conservation activities and supervision were given over to private companies. A significant number of monuments that were returned to private owners were in poor condition and in need of huge investments. The conflict between restrictions and the lack of subsidies created tensions between owners and authorities and affected the previously good reputation of heritage protection. While the questions of ownership were external factors in this process, the heritage authorities themselves did not foresee the developments which were to take place.

Heritage as National Identity¹

The restoration of the Republic of Estonia in 1991 was, no doubt, a result of an attempt to restore the national state, and was not unique in the history of mankind. Political ambitions are often related to the promotion of national heritage.

The scenarios vary, but very often this is a combination of both top down and bottom up initiatives that serve several goals. For example, we can refer to the ambitions to build up a more visible and tangible historical base for the Swedish Kingdom in the 17th century. The arguments of scientists to preserve the artefacts of the past were supported by a royal decree in 1666.² Similarly, the movement of Greek patriots led to later protective regulations by the young Kingdom of Greece. We can also think of the importance of heritage in ambitious Prussia and the unification process of Germany in the 18th and 19th centuries, etc.³

As for Estonia, the worshipping of the past paved the way for the creation of the Republic of Estonia in 1918. The original inhabitants of the territory – Estonians – had been forced into serfdom for centuries. Although serfdom was abolished by the decrees of 1816 and 1819, it took more decrees to regulate the rights and relationships during the more than half a century struggle for actual social acknowledgement of Estonians. The rich pre-Christian, i.e. national, history and heritage were the key elements in the movement of the National Awakening in the second half of the 19th century. Information on ancient monuments, such as hill-forts, sacred stones and springs, as well as on traditional folklore and songs, was gathered. The collection of ethnographic items had started before the creation of the Estonian National Museum in 1909.

However, Estonia is a country where people of different nationalities live, and therefore there are multiple layers of national pride. Like Estonians, the dominant German population discovered the values of their cultural legacy during the forced Russification politics of the Russian Empire in the

Estonian and Livonian provinces at the end of the 19th century. The Hanseatic history and outlook of Tallinn best reflected the German influence on Estonia. The last decades of the 19th century witnessed enormous developments due to industrialisation. Eliminating Tallinn from the list of fortified towns in 1857 opened the way to the demolition of medieval fortifications. In fact, the demolition had started earlier. However, the German-dominated municipality stopped the dismantling of the walls to preserve its Hanseatic appearance. The later Estonian dominated municipalities were not as emotionally attached to the walls and towers.

Similarly, the process of restoring independence in the 1980s had a significant component of respecting heritage. Once again everything that existed before occupation became valuable. One of the important drivers of the Singing Revolution was the grass-roots heritage movement. In 1987 a dozen local heritage unions united to form the Estonian Heritage Society. The Tartu Heritage Days in April 1988 witnessed the first Soviet-era public presentation of the national blue, black and white colours, not yet as a flag, but as three separate pieces of cloth. Heritage protection became one of the most important cornerstones of re-establishing the state. There was a feeling that everyone cared about historical monuments, and heritage was understood as a public responsibility.

However, the Heritage Society itself was not particularly involved in the actual preservation of built heritage. The most significant contribution of the Heritage Society was the restoration of memory by collecting the memoirs, the documentation of the crimes and repressions of the Soviet regime and the re-creation of the monuments of the War of Independence destroyed by the Soviets.

Re-discovered Heritage

The enthusiasm of the heritage movement, in combination with the principle of re-introducing Western cultural values, was an eye opener for the general public: people started to notice forgotten heritage. In the front lines were the churches, shamelessly abused by the Soviets, who turned them into gyms, storage facilities and factories. Religion, as a charity field (although sometimes mixed with political interests), attracts money, and the parishes started to receive aid both from abroad and from local politicians.

Paradoxically, the legacy of the Baltic German landlords became glorified as the true remnants of Western civilisation. The paradox lies in the change of attitude towards the noble legacy in comparison with the times of the establishment of the state. The former manors, especially their lands and production units, had been nationalised in 1919. The agrarian reform had been both the political and economic basis of the pre-war Republic. It was intended to overthrow the existing political and social system and to restore the Estonian ownership of the land. Although a large number of the former manor houses were put to social use as schools, hospitals, nurseries, etc., the number of houses that were carelessly destroyed in the 1920s was remarkable. However, the condition of these grand buildings had become much worse during the Soviet period; dozens of them were simply left to decay due to poor maintenance. All the blame for the shabbiness and destruction was directed at the Soviet occupation.

Heritage in the Soviet Period

The public awareness of heritage was indeed not a new phenomenon. Heritage protection had been popular for decades. Dealing with the past had always been a form of resistance to socialist standards. What was new was the enthusiasm of personal participation and a desire to take at least a share of the responsibility.

The first conservation act in the Soviet Union dates from 1961 and occurred in Estonia, and the first conservation area in the Soviet Union was created in Tallinn in 1966; in 1973 nine more conservation areas in Estonian towns were created. With a considerable number of monuments, Estonia was well protected.

Another peculiarity of Estonia, together with Ukraine, Georgia and Armenia, was that architectural monuments were administered through the Committee of Constructions and only archaeology and monuments of history (mainly statues and graveyards and some buildings of community importance) were governed by the Ministry of Culture. In comparison with other Soviet republics, where responsibility was assigned to the Ministry of Culture, there was a huge difference in money, materials and building capacity. The heritage protection organisation structure was impressive, comprised of a research and design institute, a restoration unit and a supervising institution. One thousand people were employed in heritage preservation. The free-

dom to make decisions about which buildings to restore was remarkable, as it was quite easy to move people out of state-owned buildings.

The main target of the Restoration Unit was Tallinn's Old Town, but remarkable attention was also paid to vernacular, i.e. national, architecture: inns, mills, farmhouses, etc. Starting in the 1970s, after the establishment of the Lahemaa National Park in 1971, the first manor houses were restored. While the work on manor houses was broadly advertised, the constantly ongoing work on Protestant churches was usually done without much fanfare. Despite the imposed Soviet ideology, heritage authorities protected valued national heritage.

Building up the New Protection Management

The first cracks in the system appeared with perestroika, when Gorbachev favoured small enterprises. Many highly qualified architects left the institute and created their own studios. But the main drama was yet to come.

The new government of the independent state left heritage pretty much on its own. The Republic of Estonia started not just with a very small budget but with the ambition of changing from Soviet bureaucracy and non-efficient administration to a "minarchy", a thin state, leaving the responsibility for the majority of services to private companies. As a result, the new National Heritage Board consisted of only 60 employees. The National Heritage Board was established as a part of the Ministry of Culture, thus uniting the protection of the built, the archaeological and moveable heritage. As mentioned above, the funding of the cultural sector is usually poorer than the funding of the construction sector, regardless of the social or political system.

The number of specialists was clearly not adequate for the new challenges. First of all, the list of monuments had to be revised and restructured according to the new regulations. The bureaucratic burden was significant. A huge number of political monuments were excluded from the list, and the process of listing new monuments started. This included the recognition of new types of monuments but especially the listing of buildings that were in danger of demolition in the process of rapid development. For many, the status of national monuments just meant that buildings could not be demolished.

Ownership issues

The main burden came with the change of ownership. Property reform was quite dramatic, including fraud and injustice. Property reform caused huge and often dramatic changes. Many of the former owners or their descendants lived in exile. Some of them returned to Estonia, but for many the property was owned anonymously by someone far away. A lot of the property was sold.

The biggest changes of the 1990s took place in the pre-WWII housing areas, where the property had been nationalised by the Soviets in the 1940s and the former owners had either escaped to the West or had been deported to Siberia. Here the Heritage Board witnessed the biggest gap in the registration of monuments, as the majority of historic wooden suburbs from the early 20th century had not been protected. The National Heritage Board was forced into an unequal rivalry with the owners. As mentioned above, in an extremely short period and with limited resources, a huge number of buildings were listed. There was no time for any awareness raising or advising of the owners. The easiest way was to forbid the majority of changes and reconstructions the owners desired.

On the open market, many former manor houses were bought up by newly rich people. The majority of the manors had been state or municipal property since the 1920s and were in rather poor condition. Manors are situated in rural areas, many of which have turned into urban peripheral areas due to rapid urbanisation. The main problem in heritage protection was the extremely high cost not only of restoring but even of daily maintenance. There were almost no grants available, and therefore many of the new owners lost interest in their property. Only now has there been careful restoration of these manor houses, but at the price of terrible decay during the past 25 years.

Having made their way through complex bureaucracy in the restitution process, the new owners were very confident of their right to do with their property whatever they liked. The very recent national pride in a common heritage faded in the light of financial issues and the novel pride in being an owner. In too many cases the responses to the restrictions were unauthorised reconstruction projects, arson, etc. There was no trust between officials and owners, and the administration was blamed for harassing owners. This was emphasised by several politicians who became more and more

dependent on the support of the developers who had discovered the potential of the historic suburbs.

Financial issues

The return of the former property was considered to be compensation for the political injustice of the past. However, the majority of the returned real estate was in shabby condition. The Heritage Board added to the already poorly maintained houses a list of restrictions and provided no compensation to owners. To the contrary, due to the restructuring of the system, the research, design and restoration work had to be commissioned from a small number of licensed private companies. The high price of the work was also influenced by the lack of traditional materials, which had to be specially ordered. The cost of restoration was absolutely incomparable with the fashionable reparation work with new cheap building materials that then flooded the Estonian building market. The costs of research, skilled masters and materials were rising constantly due to inflation.

As cultural heritage is considered to be a shared value, restrictions are normally expected to be compensated for, but this has remained one of the weaknesses of heritage protection in Estonia. The grants for owners are ridiculously small.

During the process of working out the new Conservation Act of 1994, fiscal matters were of low importance, although different funding schemes, such as tax benefits, rent taxes and tourism profit, were discussed. At the time of the transition to capitalism, there was also a strong belief in foundations and donations, which soon proved to be inefficient forms of funding.

New financial relations put an end to the Soviet-era rental tax system. Regardless of the above-mentioned discussions, the Conservation Act stated merely that owners had the right to apply for support from the National Heritage Board and municipalities, but no application mechanism was worked out. Heritage protection remained dependent on the weak state budget, as such earlier income sources as rents had been cancelled. In the 1990s the National Heritage Board was not strong enough to fight for a bigger budget, leaving the burden of conservation to owners. This was partly also because the working group that drew up the law was led by officials with backgrounds in the Ministry of Culture, whose budget had traditionally been quite small. The majority of the earlier funding had come from the Committee

of Construction. Financed objects were traditionally castles, museums and churches, which could no longer be the priority of the newly re-established state, which was dealing with lots of social and economic problems. As the National Heritage Board did not foresee the major cuts to the budget that occurred and did not work out new priorities, the whole system of heritage protection was marginalised. This not only affected the owners, but also caused trained conservators and archaeologists to lose their jobs and professional skills.

General public responsibility was expected but neither supported nor promoted. The state's support for private owners was completely underestimated. The splitting of responsibility, massive privatisation and uncontrolled sale of monuments to private owners led the government to repeatedly cut the already small budget of the National Heritage Board. For example, in 1994 the cut was from 18 million (1.15 million Euros) to 10 million Estonian kroons. The average budget of the National Heritage Board's investments was around one million Euros a year during the first 20 years of independence and has grown a little only in recent years.

Despite, or maybe even due to the changes in ownership, in the 1990s the National Heritage Board still continued its former priorities of financing the renovation of outstanding public buildings, such as castles and churches. In 1996–2002 the number of restored monuments ranged from 27 to 54 a year. The number of financed objects began to grow significantly only in the middle of the first decade of the 21st century, when the majority of the budget was no longer distributed only between churches and municipally owned manors, but also privately owned monuments got their share. This trend shows quite clearly not only the change in the priorities of the National Heritage Board, but also the significant change in society's attitude, and the awareness of owners in applying for support.

Authority as a Harasser

Despite critical financing, the biggest problem was that the consent process of the restoration and conservation designs was not only restrictive but also very time consuming. There was an expectation that the processes could be improved, but instead the development of new standards, and the implementation of European Union regulations has made the process even slower and there is less room for debate and negotiation.

New Layers of Heritage

The list of monuments is a calculated and legally supported way of shaping the knowledge of history. In addition to historical, artistic and architectural values, every listing also includes political and social assessment. Like the demolishing of the Baltic German nobility's elegant manor houses in the 1905 revolution and due to new ideas of the 1920s, the pulling down of architecturally valuable Soviet period buildings in the 1990s did not raise ethical questions for the majority of the society. Thus heritage protection has often had the political role of assimilating and evaluating different types of heritage.

Despite some tendencies highlighted above, Estonia has always had a relatively balanced list of monuments: the register of monuments reflects all historical periods, social ranks and almost all nationalities that have lived here. There is not a great deal of listed Estonian vernacular heritage, but in combination with other valorisation methods, ethnographic farm houses are well respected and still in use.

The first attempts to list the buildings from the Soviet period date only to 1999. In fact that is early, as it is in human nature not to understand and cherish the recent past. Nowadays Estonia has a representative list of 20th century heritage; the newest monument listed is the Estonian National Library, designed by the architect Raine Karp in 1992.

Summary

The National Heritage Board turned 25 in 2018. In retrospective, we should be grateful to the people who managed to navigate heritage protection through the turbulent 1990s. This article points out some negative aspects, but without the strict restrictions of the heritage authorities, the old towns and suburbs would not have been preserved. Now, only twenty-five years later, the general public comprehends the aims of the preservation of heritage. Currently a new Conservation Act is being worked out, with its main aim being to minimise the misunderstandings and conflicts between authorities and owners and to find new mechanisms to support private owners. We have to bear in mind that the damage done to heritage during the transition period of the 1990s is still there and further damage should be avoided.

Notes

- 1 The article is partly based on my PhD dissertation "Heritage in Transitional Society 1986-2002. From Nation's Conscience in the Estonian SSR into the Harasser of Private Owner in the Republic of Estonia" (Alatalu, Riin: Muinsuskaitse siirdeühiskonnas 1986–2002: rahvusluse lipulaevast Eesti NSVs omaniku ahistajaks Eesti Vabariigis, Tallinn 2012).
- 2 Adlercreutz, Thomas: The Royal Placat of 1666. Briefly about background and further importance, in: Historical Perspective of Heritage Legislation. Balance Between Laws and Values, eds. Riin Alatalu, Anneli Randla, Laura Ingerpuu, Diana Haapsal. Tallinn 2017, pp. 6–15.
- 3 Jokilehto, Jukka: A History of Architectural Conservation, Oxford etc. 1999, pp. 89–96, 112–127.

Sharing Heritage?

Die Gedenkstätte Kadinjača im postkonfliktiven Serbien

CAROLA S. NEUGEBAUER

SUMMARY

“Sharing Heritage?” read the question posed at the AKTLD conference, in reference to the European Cultural Heritage Year 2018 and contemporary developments that oscillate between re-nationalization and Europeanization. The article seeks a closer understanding of this question and practical challenge by examining the particular local context of Kadinjača as a memorial site in Serbia. Primarily erected for the victims of the Second World War, Kadinjača was also intended to commemorate pan-Yugoslavian unity within the socialist system. The artistic and architectural quality of the modern complex still elicits admiration today. The values and interests that are associated with Kadinjača and the ways in which it is understood and handled, however, have been changing since the upheavals brought by war and the collapse of the Yugoslavian system in the 1990s. Tensions and polarisations mark the context of Kadinjača today, which in turn affect the valuation, conservation and use of the memorial site.

Verortung

Die Einbindung aller Stakeholder, das Identifizieren gemeinsamer Ziele und Werte sowie Kooperation sind Forderungen und Prinzipien, die seit mehr als drei Jahrzehnten Theorie und Handeln der räumlichen Planung prägen. Das Mitsprachebegehrn der Bürgerinnen und Bürger und die Abhängigkeit der Raumentwicklung von wirtschaftlichem Wachstum trugen zu einem Umsteuern bei: Statt Expertenwissen und Top-down-Steuerung soll Planung heute ermöglichen, Interessen und Kooperationen zwischen Privatwirtschaft, Zivilgesellschaft und öffentlicher Hand zu moderieren. Die Ressourcen und Verantwortung für Raumentwicklung sind auf mehrere Schultern zu legen und Nutzen transparent und gemeinwohlorientiert zu verteilen. *Collaborative planning* als Form von *governance* lösten *government* ab.

Zweifel an dem Konzept und der Umsetzung werden seit Jahren formuliert. Kritik zielt zum einen auf die ungebrochene Machtasymmetrie zwischen den Stakeholdern, welche rückwirkt auf ungleiche Teilhabe und Nutzen-Lasten-Verteilungen.¹ Zum anderen ist unbelegt, dass die Wirksamkeit der Planung als Steuerung der Raumentwicklung durch den Paradigmenwechsel tatsächlich erhöht wurde. Pattsituationen in Planungsprojekten durch zunehmend fehlende Entscheidungskultur bei den Beteiligten sowie die wahrgenommene Dominanz wirtschaftlicher Interessen in der Raumentwicklung wegen wachsender Mutlosigkeit von kommunaler Planung und Politik sind Beispiele dafür.² So ist die Planung zwar flexibler und komplexer geworden, mit mehr Möglichkeiten für bürgerliche Mitsprache und Kooperationen im breiten Kreis von Stakeholdern. Die aktuellen Herausforderungen und Probleme der Raumentwicklung lassen jedoch kritisch fragen, inwieweit das bisherige Umsteuern hin zu einem breiten Teilen von Interessen, Ressourcen, Nutzen und Verantwortung in der Planung gelungen ist, oder ob gegebenenfalls erneut anzupassen ist.

Aktuelle Debatten in der Theorie, Praxis und Politik des Kulturerbebereiches erinnern an den Paradigmenwechsel in der Planung. Es wird hier für die Einbeziehung aller Stakeholder argumentiert, vor allem der bislang ungehörten lokalen Bevölkerungen. Die Fachexpertise und Einflussnahme der institutionellen Denkmalpflege wird relativiert. Ihre (Neu-)Positionierung wird gefordert und die Rolle als „facilitator“ definiert anstelle des „heritage police officer“³. Doch nicht nur die kulturellen und sozialen Bedeutungen stehen im Blickpunkt, sondern die umfassende Aufnahme und Abwägung aller an Kulturerbe gebundenen Werte und Praktiken, einschließlich der politischen und insbesondere der wirtschaftlichen.⁴ Das sei die valide Basis für eine wertebasierte, demokratische und effektive Kulturerbepflege und -inwertsetzung.⁵ Kooperativer Resourceneinsatz, das Teilen von Nutzen und Verantwortungen sind zudem Argumente in den Debatten zu *heritage governance* und *management*.⁶

In der Praxis der Denkmalpflege ist von diesen Ideen – dem theoretischen Paradigmenwechsel – wenig umgesetzt. Auch bleibt in der Theorie unscharf, wie der Wandel in der (lokalen) Praxis ausgestaltet werden soll: Welche Form der Teilhabe (Informieren, Beraten, Entscheiden, Umsetzen) soll welchen Stakeholdern in welcher Phase der Inwertsetzung (Identifikation, Schutz, Nutzung des Erbes) ermöglicht werden und mit welchen Folgen?⁷ Es fehlen bislang systematisch-vergleichende Studien, die die ersten Praxiserfahrungen mit neuen partizipativ-kooperativen Vorgehensweisen bewerten und in Bezug zu lokalen Entwicklungskontexten setzen. Erste Diskussionen dazu sind teils sehr kritisch.⁸

Mit Blick auf diese Debatten und Wissenslücken untersucht der Beitrag die Potenziale und Herausforderungen einer partizipativ-kooperativen Inwertsetzung der denkmalgeschützten Gedenkstätte Kadinjača in Serbien. Besonderes Augenmerk liegt auf den Werten, Interessen und Praktiken, welche lokale Akteure an die Gedenkstätte knüpfen, sowie auf den Rahmenbedingungen der Inwertsetzung. Der Beitrag basiert auf einer explorativen Fallstudie.⁹ Nach einer Beschreibung der Gedenkstätte werden die empirischen Befunde in drei Abschnitten dargestellt. Es wird abschließend diskutiert, inwieweit die Idee des *sharing heritage* hier auf fruchtbaren Boden fällt. Rekurrend auf die Debatten in Planung und Erbeforschung wird *sharing heritage* als Prozess verstanden, welcher die Verständigung über das kollektive Wertschätzen

des Erbes und dessen kooperative Inwertsetzung (Schützen und Nutzen) meint. Es ist ein Prozess, in dem die Ressourcen, Nutzen und Verantwortlichkeiten mindestens transparent und idealerweise gemeinwohlorientiert verteilt sind in Bezug auf die Gemeinschaft aller Betroffenen.

Die Gedenkstätte Kadinjača

Die Gedenkstätte Kadinjača steht an der Stelle, wo am 29. November 1941 200 Mitglieder des Arbeiterbataillons der Partisanen von Užice im Kampf gegen 3000 deutsche Soldaten ums Leben kamen. Das Bataillon leistete dem überlegenen Gegner Widerstand. In der Balkanregion war der 2. Weltkrieg „a struggle against foreign occupation as well as a fratricidal civil war that pitched the country’s diverse ethnicities against each other“¹⁰. Die Partisanen gewannen letztlich den Krieg und gründeten im November 1945 die Volksrepublik Jugoslawien unter der Führung der Kommunistischen Partei und Marschall Josip Broz Tito. „One reason for the Partisans’ success was the fact that they were the only Pan-Yugoslav movement that stressed equality and collaboration among nationalities“, so Kulic.¹¹

Die Anlage Kadinjača besteht aus zwei Teilen, dem Ausstellungszentrum und dem Freilichtgedenkkomplex (Abb.1). Letzterer geht auf das Jahr 1952 zurück, als der Architekt Stevan Živanović auf dem zentralen Plateau eine Pyramide nebst Beinhaus errichtete (Abb. 2). Der Teil wurde 1979 bedeutend erweitert durch das *Amphitheater der Republik Užice*, die Allee des Arbeiterbattalions (Bildhauer Miodrag Živković, Abb. 2) und das *Plateau der Freiheit* (Abb. 3). Der Architekt Aleksandar Đokić entwarf das multifunktionale Ausstellungszentrum mit Restaurant, Ausstellungsräumen, Souvenirshop und Büroflächen.

Kadinjača wurde mit zweifacher Erinnerungsin-tention errichtet, im Gedenken an die Schlacht und das Leid sowie als Erinnerung an den antifaschistischen Freiheitskampf und die panjugoslawische Idee. Die Gedenkstätte fügt sich damit in die Reihe der jugoslawischen Mahnmale zwischen 1960 und 1990 ein, von denen heute einige international beachtete Werke der Moderne sind.¹² Kadinjača selbst wurde im Jahr 1979 unter Denkmalschutz gestellt – die „Denkmalpflege als Institutionalisierung des kollektiven Gedächtnisses“¹³ der damaligen Zeit.

Die Republik Jugoslawien war Teil des sozialistischen Europa. Mit Titos Tod im Jahr 1980 keimten nicht nur Reformversuche, sondern auch neue

ethnische und ökonomische Spannungen auf. 1991 löste sich die Volksrepublik auf, wobei Slowenien und Kroatien den Verbund als Erste verließen und Serbien und Montenegro der jugoslawischen Republik am längsten angehörten. Der Zusammenbruch des sozialistischen Systems brachte ein Jahrzehnt der „total deregulation“¹⁴ mit tief greifenden wirtschafts- und ordnungspolitischen Reformen unter dem starken Eindruck von Globalisierung und Neoliberalismus. Die jugoslawischen Kriege zwischen 1992 und 1999 brachten zusätzliches Leid und verlangsamten den Systemwandel.¹⁵ Der Kosovo-Krieg war einer der Konflikte. Die Kosovo-Albaner versuchten, die Unabhängigkeit von Serbien zu erringen. Mit dem Argument, eine humanitäre Katastrophe in der Kosovoregion zu verhindern, trat die NATO völkerrechtswidrig in den Konflikt ein und bombardierte serbische Städte. Das Bombardement traf vom 24. März bis zum 10. Juni 1999 auch die Stadt Užice, in deren Nähe Kadinjača liegt.

Diese vielfältigen Brüche nach 1991 sind noch heute auf allen Ebenen erlebbar: Familien beklagen Kriegsopfer, junge Erwachsene leiden unter Arbeits- und Perspektivlosigkeit, Kommunen sind unterfinanziert, gesetzliche und institutionelle Regelungen der Raumentwicklung ineffektiv, und in

den Nachfolgestaaten entwickeln sich nationale Identitäten. Welche Werte, Interessen und Praktiken verbinden (lokale) Akteure also heute mit der Gedenkstätte Kadinjača?

Erinnerungen zwischen Empathie und Politik

Erinnerungen und Erinnerungsarbeit sind ein Spiegel der Werte, die Menschen in ihren jeweiligen Kontexten an Vergangenes knüpfen und für die Gegenwart ableiten.¹⁶ Die Gedenkstätte Kadinjača und ihre Ausstellungen sind Materialisierungen von Erinnerungsarbeit und damit wertvolle Quellen, um von aktuellen Werten, Interessen und vom Handeln zu erfahren.

Die Ausstellung *The Workers' Battalion and the battle of Kadinjača* ist eine von zwei Dauerausstellung in Kadinjača. Sie wurde in den 1980er-Jahren entworfen, im September 1985 eröffnet und seitdem nicht verändert. Sie bietet Originaldokumente (Fotos, Briefe, persönliche Besitzgegenstände, Befehle) und Sekundärinformationen über die Schlacht von Kadinjača, ohne jedoch die Schlacht in den Verlauf des 2. Weltkrieges einzurordnen. Auf den Umstand, dass mit Ausnahme eines Polen alle Kämpfer Serben waren, wird nicht eingegangen. Die Erinnerung an den Widerstand, den jugoslawischen Patriotismus

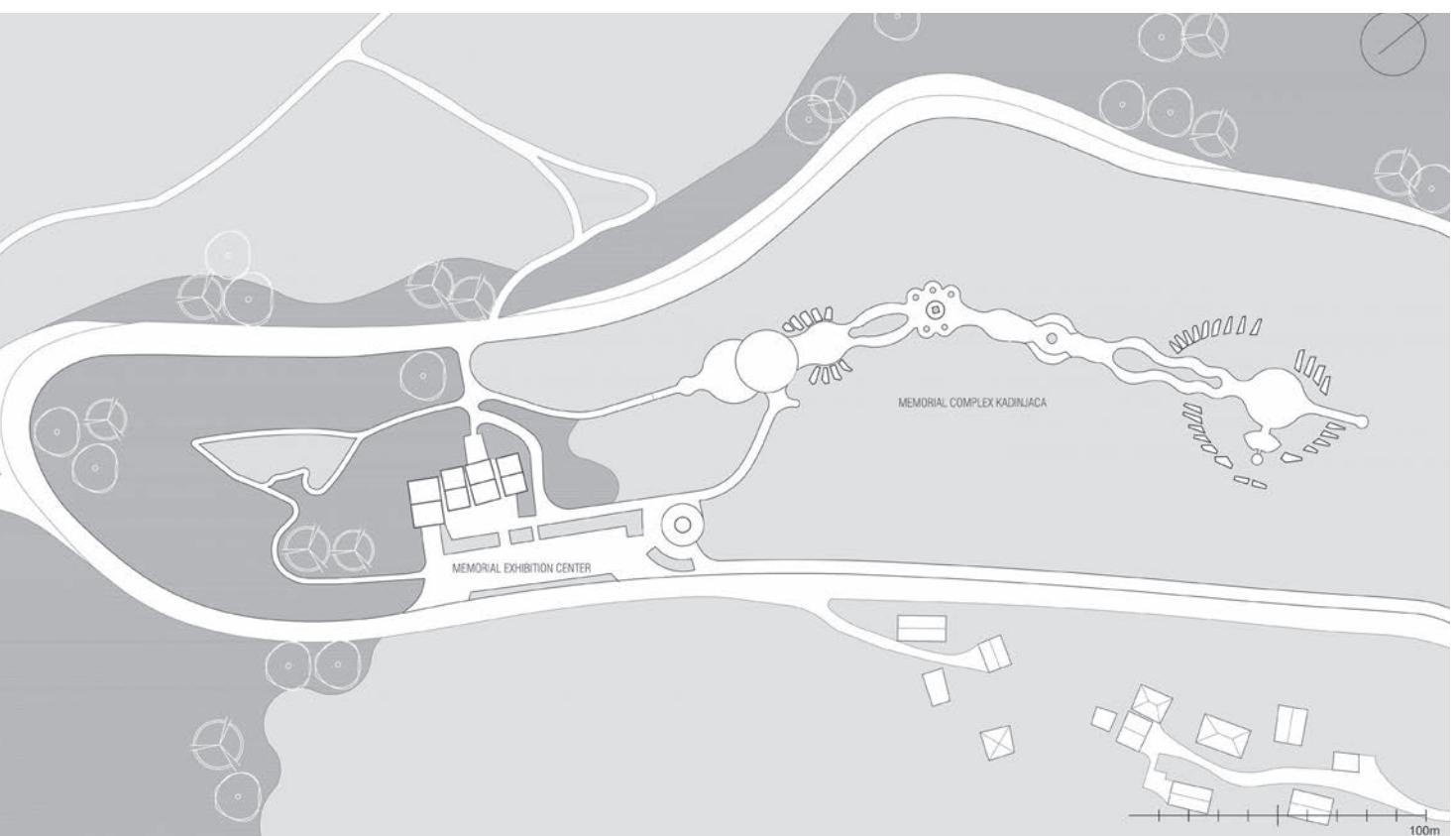


Abb. 1: Lageplan der Gedenkstätte Kadinjača (2017).

sowie an das Leid und die Trauer stehen im Zentrum der Aufmerksamkeit. Sie sind die Hauptaussage der Ausstellung, die damit materiell und inhaltlich für Kontinuität und für den ursprünglich intendierten Erinnerungskomplex von Kadinjača steht.

Die zweite Dauerausstellung trägt den Titel *The Užice area during NATO aggression on the Socialist Republic of Yugoslavia*. Diese Ausstellung wurde vom Kurator des örtlichen Museums von Užice initiiert und zeigt vor allem Fotografien der Stadt nach den Bombardements durch die NATO im Kosovokrieg 1999. Die Bildtitel der Ausstellung sind pointiert, etwa: „This ours, only fatherland“, „The aggressor's attack on Serbia“ oder „NATO aggression on the Socialist Republic of Yugoslavia“¹⁷. Die Ausstellung greift damit die jugoslawischen Leitmotive von Leiden und Patriotismus wieder auf. Sie spiegelt das Gefühl erlittenen Unrechts sowie die etablierte Erinnerung des Widerstands gegen einen überlegenen Angreifer, Deutschland bzw. die NATO. Gleichzeitig tritt eine neue, serbische Perspektive zutage: Serbien als Nation tritt neben die jugoslawische Identität. Das zentrale Interesse an panjugoslawischer Brüderlichkeit und Einheit verblasst und etablierte Erinnerungsinhalte werden Träger auch für serbischen Patriotismus – von dem Kurator gewollt oder unbewusst befördert.

Das geplante, neue Projekt des Museums in Kadinjača wird eine Ausstellung über die serbische Armee: „The exhibition will cover all periods through the Serbian history until some latest wars. In the museum we have so many artefacts that we would like to expose“¹⁸. Die Nähe des Erinnerungsprojektes zu den gegenwärtigen politischen Interessen der Nationalstaatsbildung und die damit einhergehende Vernachlässigung jugoslawischer Erinnerungen wird erneut deutlich, ebenso wie die ambivalente, unbedarfte Haltung der Kuratoren im Gespräch.

Die jährlichen Feierlichkeiten zum Gedenktag der Schlacht von Kadinjača deuten auf weitere, nuancierte Interessen hin. An den Veranstaltungen nehmen lokale und überlokale Gruppen teil, wie der Bürgermeister von Užice, Abgeordnete der Sozialistischen Partei Serbiens, Vertreter des serbischen Militärs, von SUBNOR¹⁹ und der orthodoxen Kirche. Jede dieser Gruppen steht für differenzierte Konnotationen und Formen des Erinnerns. Die orthodoxe Kirche mit ihrer Erinnerungsarbeit (z.B. in Messen) greift beispielsweise nicht nur das Thema des Mitgefühls auf, sondern vertritt auch serbischen Patriotismus und antisozialistische Haltungen. Die

Serbische Sozialistische Partei wiederum bezieht sich auf die panjugoslawischen Sternstunden.

Die Beispiele der Erinnerungsarbeit in Kadinjača zeigen ein Bündel gegenwärtiger Interessen und Werte zwischen Empathie einerseits und politisch ambivalenten, lokal wenig reflektierten Interessen andererseits. Die Politisierung des Erinnerns und der Stätte war und ist gängige Praxis in Kadinjača. Kadinjača als Materialisierung der Erinnerung an panjugoslawische Einheit, Solidarität und Brüderlichkeit ist dabei – zumindest teilweise – zum Werkzeug im serbischen Nationalstaatsbildungsprozess geworden.

Werte und Interessen in der Diskussion

Abgesehen davon zeichnet sich heute eine Pluralisierung und Emanzipation in den lokalen Perspektiven auf die Vergangenheit ab. So werden die bislang dominierenden Kernideen jugoslawischer Erinnerungsarbeit – wie auch Antifaschismus und Freiheit – von einigen Lokalakteuren in Frage gestellt. Sie möchten eine stärkere Multivalenz des Erinnerns und offene Diskussionen über weiter greifende Perspektiven auf die Vergangenheit. So spricht beispielsweise der Priester von Užice die innerjugoslawischen sozialistischen versus völkisch-faschistischen Kämpfe im Weltkrieg an. Sie wurden bislang wenig thematisiert:

„For me as a priest, the events in 1944, when in the area of Užice city, a fight between 20 000 partisans and Chetniks has happened, are more tragic than the battle of Kadinjača. The partisans and Chetniks were all Serbs. [...] there are so many past events and memories to discuss about. Maybe, in near future those stories will gain a new place and dimension“.²⁰

Die Lokalreporterin Biljana Kuzmanović lässt zudem junge Studenten zu Wort kommen, welche in der Schlacht von Kadinjača nicht den antifaschistischen Freiheitskampf sehen, sondern ein ungerechtes Opfer: „Tito send the unprepared workers battalion to fight against strong forces of the German army. That was useless scarification of young people to secure a headquarters retreat from Užice. That is an evidence of injustice toward people.“²¹

Die Äußerungen deuten unter anderem auf den lokalen Wunsch und die Tendenz zur Differenzierung der Werte und Interessen hin, die an Kadinjača geknüpft werden. Bislang fehlt jedoch eine lokale

Praxis der Diskussion über tradierte und andere Perspektiven. So ist die Gedenkstätte zwar physischer Anlass zum (individuellen) Nachdenken. Sie fungiert mit ihrem multifunktionalen Raumangebot jedoch nicht als Ort kollektiver Verständigung über unterschiedliche Erinnerungen, Werte und Interessen als eine Facette des Teilens. Alternative Ansichten werden in anderen Kanälen und Räumen wie Internet und Medien kommuniziert. Darüber hinaus gibt es Werte und Interessengruppen, die lokal bisher kaum Gehör fanden bzw. suchten. Dazu zählt auch die Fachperspektive der Denkmalpflege.

Desinteresse und wirtschaftliche Entwicklung

Mit Blick auf die Bewohner von Užice zeichnen sich die sozioökonomischen Rahmenbedingungen als maßgeblich für ihre Haltung ab. Einige verbinden mit der Gedenkstätte Nostalgie. Sie speist sich aus der Wertschätzung der jugoslawischen, individuellen Vergangenheit und ihrer Stärken (wie ein geeinter Staat und soziale Gerechtigkeit²²) sowie aus der Unzufriedenheit mit den aktuellen Lebensumständen. Die vorherrschende Haltung gegenüber Kadinjača ist jedoch Desinteresse. Auch sie steht im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Situation in Serbien:

„There are thousands of problems in our society. If you ask those young people ‘Did you finish college? Do you have a job?’ You will also get devastating answers. They have graduated from university, but do something else to survive or nothing. That is a much bigger problem than what is our attitude towards some historical events and memorials. [...] The perspectives of young people towards their heritage are something that cannot be a relevant fact. The economic situation, family and health problems always come first. So what we are talking about here is some kind of social upgrade that becomes relevant only in stable societies.“²³

Wirtschaftliche Vorteile und Entwicklungsmöglichkeiten bietet die Gedenkstätte Kadinjača aktuell keinem mehr. Das Interesse an der kommerziellen Nutzung Kadinjačas ist jedoch vorhanden und wird vom Ljubljana-Prozess flankiert. Der Ljubljana-Prozess, durch serbische Finanzmittel in der Umsetzung von Maßnahmen unterstützt, zielt auf die Inwertsetzung, das heißt die Wertschätzung, den Schutz

und die Nutzung von Denkmälern im ehemaligen Jugoslawien.²⁴ Er knüpft damit an die jugoslawischen Aktivitäten im Memorialtourismus an.²⁵ Das konkrete Interesse, in der Gedenkstätte Kadinjača das Restaurant wiederzueröffnen, scheiterte allerdings an Defiziten in der örtlichen Stadtverwaltung.²⁶

So liegen die Herausforderungen, Kadinjača als Denkmal und moderne Gedenkstätte in Wert zu setzen, nicht nur in finanziellen Engpässen und z. B. gesetzlichen Unklarheiten, sondern auch im komplexen, neuen Zusammenspiel der lokalen Verwaltungs- und Managementinstitutionen. Die Dezentralisierungsreform nach dem Zusammenbruch Jugoslawiens beinhaltete unter anderem den Übergang der Verantwortung für Denkmalschutz und Stadtplanung von der staatlich-regionalen auf die lokale Ebene. So wurde der Kommune Užice und dem Museum Užice in den frühen 2000er-Jahren auch die Verantwortung für die großflächige Gedenkstätte Kadinjača übertragen. Im Jahr 2002 wurde das *Institute of Kadinjača* aufgelöst, das 1979 gegründet worden und explizit für die Pflege, soziokulturelle und wirtschaftliche Entwicklung Kadinjačas zuständig gewesen war. Seitdem wird vom Museum Užice erwartet, die kulturelle Aufwertung und das Besuchermanagement zu betreuen. Die Kommune Užice ist verantwortlich für Baugenehmigungen und -arbeiten, wirtschaftliche Geländenutzung usw. Parallel zum Anstieg der Pflichten schrumpften die personellen und finanziellen Mittel des Museums.

Bislang gelingt die Bewältigung dieses erhöhten Kommunikations- und Koordinationsbedarfs zwischen den lokalen Institutionen nur unzureichend. Entwicklungschancen werden vertan.²⁷ Zudem ist der Schutz der materiellen Authentizität Kadinjačas erschwert bzw. gefährdet durch die Nutzungsinteressen der Kommune Užice²⁸ selbst und durch wirtschaftliche Interessen von außen²⁹, die hier auf lokaler Ebene auf offene Ohren und neue Machtbefugnisse treffen.

Diskussion

Inwiefern sehen wir nun in Kadinjača einen Prozess des Teilens, der kooperativen Inwertsetzung lokalen Erbes? Der Beitrag bietet darauf keine abschließende Antwort, sondern erste Beobachtungen einer explorativen Studie.

In ihnen zeichnen sich nuancierte Interessen und Werte ab, welche (lokale) Stakeholder mit der Gedenkstätte und der Vergangenheit verbinden.



Abb. 2: Amphitheater der Republik Užice (2016).



Abb. 3: Plateau der Freiheit (2016).

Es finden sich tradierte Erinnerungsinhalte und -praktiken wie Empathie, Widerstand und Antifaschismus, welche für den ursprünglichen jugoslawischen Erinnerungskomplex von Kadinjača stehen. Zudem treten neue Interessen und Werte hinzu, die sich der tradierten Konnotationen bedienen: die serbisch-nationale Perspektive, antisozialistische Haltungen, wirtschaftliche Interessen, Jugonostalgie, Desinteresse und anderes. Sie spiegeln damit deutlich die politischen, sozioökonomischen und ethnischen Belastungen des postkonfliktiven und postsozialistischen Kontextes wider, das Konsens-fähige und Widersprüchliche. Die lokalen Erinnerungen, Werte und Interessen gegenüber Kadinjača

differenzieren und emanzipieren sich. Die Gedenkstätte Kadinjača wirkt in Teilen der Bevölkerung als physischer Anlass, um über Vergangenheit und Gegenwart (individuell) nachzudenken. Die multifunktionale Gedenkstätte böte für das Aufzeigen und Diskutieren dieser multivalenten Perspektiven vielfältige Raumangebote.

Tatsächlich aber fehlen der Raum und eine lokale Praxis der bewussten Verständigung über und der kollektiven Wertschätzung von Erbe und dessen kooperative Inwertsetzung (Schützen und Nutzen) im Sinne von *sharing heritage*. Kadinjača als *physischer Raum* fungiert als Ort für die Repräsentanz vornehmlich exklusiver Interessen, die zwischen neuer Nationalstaatsbildung und jugoslawischen Kernideen oszillieren. Andere Perspektiven auf die Vergangenheit und Gegenwart werden hier bislang nicht sichtbar und verhandelt. Sie weichen in andere Räume und Medien aus oder finden bzw. suchen die lokale Öffentlichkeit nicht, wie beispielsweise die Facheinschätzungen der Denkmalpflege. Zudem weist der *institutionelle Raum* für wertebasierte Debatten und Entscheidungen der Denkmalinwertsetzung bislang erhebliche Herausforderungen auf, wenn es um die Einbindung und Koordination der betroffenen, kommunalen Institutionen und um die Sensibilisierung für ihre Verantwortlichkeiten in dem Bereich geht.

Die Befunde zu Kadinjača bezeigten letztlich keine Umsetzung der Idee von *sharing heritage*. Sie verweisen vielmehr auf den postkonfliktiven Kontext der Stätte und damit auf die großen, notwendigen Anstrengungen, um kooperative Prozesse der Identifikation und des Verhandelns von Erinnerungen und Denkmalwerten sowie der nachhaltigen Inwertsetzung lokal vorzubereiten und umzusetzen. Andernfalls besteht die Gefahr, die Authentizität Kadinjačas und den gesellschaftlichen Zusammenhalt vor Ort zu gefährden statt sie zu unterstützen. Vertiefende, kritische Untersuchungen und praxisnahes Testen, wie ‚Demokratisierung‘ von Erbe in Schritten und unterschiedlichen Kontexten aussehen kann, sind wünschenswert.

Abbildungsnachweis

1, 2 und 3 Edita Mušić

Anmerkungen

- 1 Tasan-Kok, Tuna / Baeten, Guy: Contradictions of Neoliberal Planning. *Cities, Policies and Politics*, Dordrecht 2012.
- 2 Vortrag von Carola Neugebauer, A. Semenov, K. Mezentsev: Local conflicts and practices of participatory and effective urban planning. Im Rahmen der internationalen TRIPAR Konferenz „Space, Values, Power – Eurasian cities and regions in transformation“, Kiew 2018.
- 3 Wells, Jeremy C.: Conserving and managing ancient monuments. *Heritage, democracy, and inclusion*, in: *International Journal of Heritage Studies*, 23. Jg., H. 8, 2017, S. 778–780.
- 4 Mason, Randall: Assessing Values in Conservation Planning. Methodological Issues and Choices, in: *Assessing the Values of Cultural Heritage*, hg. v. Marta de la Torre, Los Angeles 2002, S. 5–31.
- 5 Fredheim, L. Harald / Khalaf, Manal: The significance of values. *Heritage value typologies re-examined*, in: *International Journal of Heritage Studies*, 22. Jg., H. 6, 2016, S.466–481.
- 6 Ripp, Matthias / Rodwell, Dennis: The Governance of Urban Heritage, in: *The Historic Environment. Policy & Practice*, 7. Jg., H. 1, 2016, S. 81–108. Und Hellmann, Tordis / Ripp, Matthias: Moving from Conservation to Management. *The HerMan Project. Outputs and Results*, Regensburg 2014.
- 7 Larsen, Peter Bille: Democratic heritage and heritage-based democracies, Seminar, University of Geneva, 2018.
- 8 Fredheim, L. Harald: Endangerment-driven heritage volunteering. *Democratisation or ‘Changeless Change’*, in: *International Journal of Heritage Studies*, 24. Jg., H. 6, 2018, 619–633.
- 9 Die empirischen Daten wurden im Herbst 2016 durch qualitative Medien- und Dokumentenanalyse, leitfadengestützte Interviews mit lokalen Interessenvertretern, Ortsbegehungen und teilnehmende Beobachtungen erhoben.
- 10 Kuli, Vladimir / Mrduljas, Maroje / Thaler, Wolfgang: *Modernism In-Between. The Mediatory Architectures of Socialist Yugoslavia*, Berlin 2012, S. 27.
- 11 Ebd.
- 12 Ebd..
- 13 Meier, Hans-Rudolf: Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege, in: *Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich*, Zürich 2000, S. 16.
- 14 Kuli, Mrduljas, Thaler 2012 (wie Anm. 10) S. 229.
- 15 Djurasovic, Aleksandra: Ideology, Political Transitions and the City. The Case of Mostar, Bosnia and Herzegovina, London 2016.
- 16 Macdonald, Sharon: *Memorylands. Heritage and Identity in Europe Today*, London 2013. und Danilova, Nataliya: *The Politics of War Commemoration in the UK and Russia*. Palgrave Macmillan Memory studies, Hounds-mills / Basingstoke / Hampshire 2015.
- 17 Besuch der Ausstellungen am 25.11.2016
- 18 Interview mit Slavica Stefanovic, Mitarbeiterin im Museum Užice und Managerin der Gedenkstätte Kadinjača seit 2009, 2016.
- 19 SUBNOR ist eine Organisation der Veteranen des 2. Weltkrieges.
- 20 Interview mit Milić Dragović, Priester der Serbisch-Orthodoxen Kirche in Užice, 2016.
- 21 Quelle: <http://uzickarepublikapress.rs/aktuelno/75-godina-slobode-ponosa>, letzter Zugriff: 12.03.2017.
- 22 Neugebauer, Carola / Mušić, Edita: *Erinnerungen schützen, nutzen, managen? Überlegungen zur Gedenkstätte Kadinjača in Serbien*, in: *Erinnerung. Studien zu Konstruktionen, Persistenzen und gesellschaftlichem Wandel*, hg. von Christoph Michels, Rozbeh Asmani, Clarissa Blume-Jung, Düsseldorf 2018.
- 23 Interview mit Milić Dragović, Priester der Serbisch-Orthodoxen Kirche in Užice, 2016.
- 24 Der Ljubljana Process II: Rehabilitating our Common Heritage “is a regional program implemented since 2011 by the Regional Cooperation Council Task Force on Culture and Society (RCC TFCS) in South East Europe, supported by the European Union and the Council of Europe. [...] The rehabilitation approach to cultural heritage enables its enhancement and adaptation for suitable contemporary use and implies regeneration of surroundings and revitalization of local communities, at the same time protecting the heritage values” (RCC TFCS Secretariat : *Comprehensive Report of the Ljubljana Process II – Rehabilitating Our Common Heritage 2011-2014*, Zagreb 2014, S. 4). Die jüngsten Erfolge bei der Restaurierung von Kadinjača wurden durch das Programm eingeleitet.
- 25 Vortragsmanuskript von Lana Lovrenčić: *Planning Practices and the Development of Memorial Tourism in Socialist Yugoslavia*, im Rahmen der internationalen TRIPAR Konferenz „Space, Values, Power – Eurasian cities and regions in transformation“, Kiew 2018.
- 26 Neugebauer, Mušić 2018 (wie Anm. 22).
- 27 Ebd.
- 28 Ebd.
- 29 Ebd.

Linke Geschichtsideologie oder restaurative Erinnerungskultur?

Die Agency von sozialistischen Denkmälern in der Bundesrepublik Deutschland,
1989–2019

MARTIN SCHIEDER

SUMMARY

History is the story of changing signs and conflicting symbols. In hardly any other political ritual does the power of images become so obvious as in the toppling of monuments that take place when power and political systems change. Like an *executio in effigie* the statue of an overthrown leader or a hated ideologue is pulled down from its pedestal. After the fall of the Berlin Wall this ritual also became a phenomenon in the reunified Federal Republic of Germany, triggering lively public debates in politics, media and science. In the context of today's growing re-nationalization and reactionary historicization, some are again recalling these toppled monuments and attempting to assign them a new place in collective memory and in scholarship. Against this background, the article examines how, in a Germany that has been reunified for thirty years, the political monuments of socialism were and are handled: between dismantling and musealization, between auctioning off and exhumation, between sharing heritage and performance, and between amnesia and nostalgia.

Monumentalnaja Propaganda

„Um das Denkmal ist ein rohes Balkengerüst geschlagen. Um den Hals des mächtigen gekrönten Mannes, um den Reichsapfel in seiner linken Hand, um das dünne Zepter in seiner Rechten hat man Taue gewunden. Es wirkt wie die Vorbereitung zu einer Hinrichtung im elektrischen Stuhl. Alte Leute stehen wortlos bei dem Denkmal. [...] Sie stehen da mit dem äußeren Gleichmut von Spaziergängern. In ihr Herz sieht niemand. Niemand weiß, ob ihr russisches Herz monarchistisch oder kommunistisch ist“ (Abb. 1).¹

Versetzen wir uns 100 Jahre in der Geschichte zurück, dann stoßen wir im revolutionären Russland auf eine kulturpolitische Doktrin, die in besonderer Weise auf den aktuellen Diskurs *Renationalisierung oder Sharing Heritage?* zu verweisen scheint. Am 14. April 1918 wurde Lenins Dekret *Über die Denkmäler der Republik* veröffentlicht, in dem der Revolutionsführer verfügte, dass „die Denkmäler, die zu Ehren der Zaren und ihrer Diener errichtet wurden und weder historischen noch künstlerischen Wert besitzen, von den Plätzen und Straßen zu entfernen seien“. Zugleich beauftragte man eine Kommission damit, einen „Wettbewerb [...] von Denkmälern zu veranlassen, welche die großen Tage der russischen sozialistischen Revolution feiern sollen“. Eines der ersten Monuments, das im Zuge von Lenins Monumentalnaja Propaganda demontiert wurde, war die Bronzestatue von Zar Alexander III., wie dem eingangs zitierten Bericht des Journalisten Alfons Paquet zu entnehmen war. Gleichwohl mahnte Lenin selbst an, es gäbe „viel zu viel ‚Bilderstürmer‘“. Man solle „Schönes“ bewahren und zum Vorbild nehmen, „auch wenn es ‚alt‘ ist“.² Lenin konnte nicht ahnen, dass seine Doktrin gleichsam als Blaupause für die Denkmalstürze im ausgehenden 20. Jahrhundert dienen würde. Als im Zuge von Glasnost und des Falls des Eisernen Vor-



Abb. 1: Der Sturz des Denkmals von Zar Alexander III. in Moskau (Mai 1918).

hangs der Niedergang des ost(mittel)europäischen Staatssozialismus einsetzte, ging dieser einher mit der gewaltsamen und nicht selten exzessiven Demontage zahlreicher Statuen von den ehemaligen Vordenkern und Machthabern. Gleich ob in Tallinn oder Budapest, ob in der Provinz oder in den Metropolen, überall brach sich der Volkszorn gegen die verhassten Ideologen Bahn, wobei Lenin bevorzugtes Opfer des Ikonokasmus von unten war.³

Die friedliche Revolution in der DDR verlief dagegen weitgehend gewaltlos. Nur in Ausnahmefällen vergriffen sich die nach Freiheit begehrenden Bürger an den Ebenbildern der ehemaligen Machthaber, zumal für Ulbricht & Co kaum Denkmäler errichtet worden waren, da diese den Personenkult in Überlebensgröße scheuteten. Die Mauer war das verhasste Symbol, das ‚weg‘ musste. De facto blieben daher die meisten Denkmäler unversehrt an ihrem ursprünglichen Ort oder wurden deponiert. Die wenigen, die fielen, wurden offensichtlich erst zerstört, nachdem im Fernsehen über die Denkmalstürze im sich auflösenden Ostblock berichtet worden war. Zugleich setzte eine in der Politik, in den deutschen Leitmedien und in der Wissenschaft ausgetragene Debatte über den Umgang mit dem sozialistischen Denkmalerbe ein. Heute, 30 Jahre später, lässt sich im Zuge einer wachsenden Renationalisierung und restaurativen Erinnerungskultur in Deutschland wie in Europa beobachten, wie man sich der gestürzten Denkmäler erinnert und ihnen einen (historischen) Ort zuzuweisen versucht.⁴ So hat jüngst Ingrid Scheurmann in Anlehnung an und Abgrenzung von Alois Riegls und Norbert Hu-

ses Denkmalentwürfen nach dem Geschichtsbild der Denkmalpflege im 21. Jahrhundert gefragt und ein erneutes „Nachdenken über das Unbequeme“ eingefordert. Denkmäler könnten nur ihr „aufklärerisches Potenzial“ entwickeln, wenn man sie aus dem „Wohlfühlambiente gegenwärtiger Rekonstruktionen“ befreie und, anstatt alten oder neuen „Fiktionen“ zu folgen, sich auf die „Fakten – ob unbequem oder bequem“ konzentriere.⁵ Vor dem Hintergrund gilt es, drei Jahrzehnte nach Mauerfall zu fragen, wie der Umgang mit den politischen Denkmälern des Sozialismus in den frühen 1990er-Jahren zu bewerten ist. Wie erklärt es sich, dass einige prominente Denkmäler auf dem Schrottplatz der Geschichte gelandet sind? Und andere nicht? Welchen Beitrag leisten die Monamente für unser kollektives Geschichtsverständnis und für eine Erinnerungskultur der Zukunft? Warum werden sie Jahrzehnte nach ihrer Destruktion und Dislokation wieder ausgegraben, rekonstruiert, musealisiert? In welchen Formaten und Displays sollte man sie heute präsentieren? Es geht folglich um den wechselseitigen Umgang mit den politischen Denkmälern der DDR von 1989 bis 2019, der heterogenen Narrativen folgt, wobei stärker aus einer wissenschafts-, rezeptions- und erinnerungsgeschichtlichen Perspektive argumentiert wird denn aus einer dezidiert denkmalpflegerischen. Als Leitfaden können die *Formen des Vergessens* dienen, in der Aleida Assmann anthropologische Muster des „kulturellen, politischen und sozialen ‚Handelns an Denkmälern‘“ reflektiert, indem sie unterscheidet zwischen einem „negierenden Vergessen“, also der Demontage von

Denkmälern, einem „affirmative[n] Erinnern“, also der Neuaufstellung von Denkmälern, sowie dem „historische[n] Erinnern“ in Form der „Umdeutung, Kontextualisierung und Musealisierung“.⁶

Von oben

Während in Westberlin die Studentenrevolte tobte, legte Walter Ulbricht am 7. November 1968, nur ein paar Kilometer entfernt am Rande des Friedrichshainer Volksparks, den Grundstein zum Lenin-Denkmal. Keine zwei Jahre später und wenige Tage vor Lenins 100. Geburtstag wurde es am 19. April 1970 enthüllt. Mehr als 200.000 Menschen nahmen an der Zeremonie teil. Nachdem der Ostberliner Oberbürgermeister die auf der Ehrentribüne versammelte Parteiprominenz begrüßt hatte,



Abb. 2: Abriss des Lenin-Denkmales in Berlin-Friedrichshain (November 1991).

verkündete ein Montagebrigadier, der Lenin-Platz habe mit dem Denkmal seine „architektonische Hauptgestaltung“ erhalten. Der sowjetische Botschafter dankte dem ZK der SED und der Regierung der DDR für dieses „Sinnbild deutsch-sowjetischer Freundschaft“. Nach den obligatorischen Worten des Staatsratsvorsitzenden zum „Sieg des Sozialismus“ und der Intonation der Internationale stand mit der Enthüllung des Denkmals der Höhepunkt der Feier an.⁷

Die Monumentalstatue aus Granit war von Nikolai Tomski, dem Präsidenten der Akademie der Künste der Sowjetunion, im Auftrag der DDR-Regierung entworfen worden. Die 19 Meter hohe Figur Lenins thronte auf einem riesigen Rundsockel. Eingefügt in das von Hermann Henselmann und Heinz Mehlan realisierte städtebauliche Ensemble mit Wohnkomplexen, Kaufhalle und Schule, bildete sie den Blickpunkt des asymmetrischen Platzes, auf dem Appelle, Spartakiaden und Kundgebungen stattfanden. Doch mit dem Mauerfall war auch ihr Schicksal besiegelt. Im September 1991 beschloss die Bezirksverordnetenversammlung ihren Abriss. Der schwarz-rote Senat unter Führung von Eberhard Diepgen wollte sie nicht mehr im Stadtbild sehen und erkannte im Abbau eine logische „Fortsetzung und damit einen Bestandteil der 1989 eingeleiteten Revolution“.⁸ Gleichwohl das Monument seit 1979 auf der Denkmalliste der DDR stand, ließ es Stadtentwicklungssenator Volker Hassemer (CDU) nach dem Beschluss von ihr streichen.⁹ Nur der Senator für Bau- und Wohnungswesen, Wolfgang Nagel (SPD), sah in dem Abriss „die am wenigsten intelligente Haltung im Umgang mit der Geschichte“, sondern eine Form von „Ersatzhandlungen, die [...] unsere eigene Schwäche bei der Überwindung der Teilung unserer Stadt und unseres Volkes“ offenbare.¹⁰ Eine Klage der Erben des Bildhauers und der Anwohner wurde gerichtlich abgewiesen, da sich der Abriss „aus dem aktuellen Interesse der Allgemeinheit“ ergäbe, „eine Statue Lenins aus dem öffentlichen Straßenbild zu entfernen“.¹¹ Und so wurde am 8. November 1991, dem Vorabend zum Jahrestag des Mauerfalls, mit der Demontage begonnen. Erst nach einer Woche gelang die symbolkräftige Abtrennung des Kopfes (Abb. 2). Zwar hatte man die Skulptur von der Denkmalliste streichen und demontieren können, das Urheberrecht verhinderte jedoch ihre Zerstörung, weshalb die Statue in 125 Segmente zerlegt in der Seddiner Heide vergraben wurde.

Die Maßnahme des Senates erwies sich als ein städtebauliches Desaster, da diese einer politischen Hybris und historischen Myopie entsprang.¹² Hans-Ernst Mittig geht so weit, den Abriss als Rechtsbruch und Ausdruck einer Siegermentalität zu bezeichnen, der „Ansätze zu einer totalitären Staatspraxis“ offenbare, „für die die Kunst im öffentlichen Raum ein Versuchsfeld ist“.¹³ Womit die Politik nicht gerechnet hatte, war der nachhaltige Widerstand von Teilen der Bevölkerung, die den Abriss mit Demonstrationen und Mahnwachen zu verhindern suchten. Getragen wurde der Protest von der *Bürgerinitiative Lenin-Denkmal Berlin-Friedrichshain*, die sich aus Anwohnern, Wissenschaftlern und Künstlern sowie der Studenteninitiative *Politische Denkmäler der DDR* zusammensetzte. Sie wehrten sich gegen den Abriss, weil das Denkmal zentraler Bestandteil der Platzanlage sei und seine Zerstörung eine Überschreibung der individuellen und kollektiven Erinnerung darstelle. „Ihr BRD-Besatzer! Fürchtet Ihr sogar den Lenin aus Stein?“, war etwa auf einem Plakat zu lesen. Stephan Hermlin geißelte das Niedereißen als „Akt der Barbarei“, der darauf abziele, eine „Geschichte, die unser Jahrhundert geprägt hat, in Vergessenheit sinken zu lassen“. Und eine Anwohnerin fügte hinzu: „Die Vergangenheit kann man nicht einfach wegradieren“.¹⁴

Tatsächlich stellt sich der Abriss des Lenin-Denkmales in historischer Rückschau als ein politischer Akt dar, der wesentlich von westdeutschen Politikern durchgesetzt und medial orchestriert wurde, ohne die Partizipation der Ostberliner Bevölkerung zu berücksichtigen, die sich in dem komplexen Wiedervereinigungsprozess eines Teiles ihrer sozialen Realität beraubt fühlte. So ist es heute kaum mehr nachvollziehbar, dass der Radiosender *Hundert*,¹⁵ über seine Hörer 42.000 DM für die Demontage des Denkmals sammelte, während der *SPIEGEL* als westdeutsches Leitmedium den Widerstand der Ostberliner noch ganz in der Attitude des Kalten Krieges kommentierte: „Dieses Lenin-Monument [...] gilt gar nicht mehr Lenin – es ist der Totempahl der untergegangenen DDR. Umringt von Kriegern, die nichts gemeinsam haben außer einer dunkel empfundenen Wut gegen die neuen Verhältnisse“.¹⁶

Die Demontage des Friedrichshainer Lenin-Denkmales ist der prominenteste Fall des Nachwende-Ikonokasmus, nicht nur weil sie alle topischen Merkmale eines Denkmalsturzes offenbart – von einer politisch determinierten Auswahl über

die *executio in effigie* bis hin zu einem Begräbnis jenseits der Stadtmauern als *damnatio memoriae* –, sondern auch, weil sie ein breites gesellschaftliches Echo auslöste. Seine ikonische Popularisierung erfuhr der Sturz 2003 in dem Film *Good bye, Lenin!*, als das Denkmal an einem Hubschrauber über die Frankfurter Allee schwebt.

Von unten

Nachdem sich im Zuge der Demontage des Lenin-Denkmales gegen den politischen Ikonokasmus von oben ein Protest von unten formiert hatte, ließen sich weitere Denkmalstürze in der Hauptstadt nicht mehr legitimieren. Denn inzwischen wurde in Medien und Wissenschaft ein gleichermaßen emotionaler wie differenzierter Diskurs über den Umgang mit den Denkmälern der DDR geführt. So fragte die *Berliner Zeitung* ein knappes Jahr nach Mauerfall nachdenklich: „Setzen wir die ‘glättende Hast’ der ‘Geschichtsenträümungen’ fort?“¹⁷ In der *Neuen Zeit* mahnte Monika Zimmermann, dass eine „bilderstürmerische Beseitigung aller Embleme und Erinnerungen“ nur dazu führe, „jeder intellektuellen Auseinandersetzung mit den Epochen des Schreckens auszuweichen“.¹⁸ Hingegen postulierte Joachim John, Mitglied der DDR-Akademie der Künste, das Lenin-Denkmal am Leninplatz und das Thälmann-Monument im Thälmannpark zu beseitigen, um „eine notwenige Hygiene [...] einer gegenwärtigen und einer zukünftigen Hauptstadt“ vorzunehmen.¹⁹ Die Historikerin Sabine Vogel gab darauf zu bedenken, dass Denkmäler einer Staatsmacht immer die „herrschende Ideologie“ vermittelten, da würden sich die Denkmäler der DDR von keinem Triumphbogen und Reiterstandbild unterscheiden. Sozialistische Denkmäler aus „Geschmacksgründen“ zu demontieren, sei nicht nur „die billigste Form von Geschichtsentsorgung“, sondern ziehe „den Vorwurf einer kulturhistorischen Barbarei“ nach sich.²⁰

Einen entscheidenden Beitrag zum Diskurs leistete die von der Studenteninitiative *Politische Denkmäler der DDR* organisierte Ausstellung *Erhalten, zerstören, verändern? Denkmäler der DDR in Ost-Berlin*, die 1990 in der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst stattfand. Auf der Eröffnung knüpfte Hans-Ernst Mittig an die von Riegl geprägte Unterscheidung zwischen „gewollten“, „ungewollten“ und „historischen“ Denkmälern an und verwies auf deren spezifischen „Erinnerungswert“. Wer öffentliche Zeichen tilge, verfüge zugleich über die Erin-

nerung anderer. „Zerstören ist die entschiedenste, aber schon bald undeutlichste, wenn nicht vergessene Abwehr des Gewesenen“.²⁰ Nur ein Jahr später legten die *kritischen berichte* ein Themenheft über den *Fall der Denkmäler* vor.²¹ Wie früh sich Kunstgeschichte und Denkmalschutz um eine wissenschaftliche Versachlichung bemühten, belegt die Tagung *Bildersturm in Osteuropa*, die 1993 vom Deutschen Nationalkomitee des ICOMOS organisiert wurde.

Welchen Stellenwert man der fachlichen Expertise inzwischen von politischer Seite einräumte, lässt sich daran ablesen, dass im März 1992, also nach und nicht zuletzt wegen des Sturzes des Lenin-Denkmales, vom Berliner Abgeordnetenhaus eine *Kommission zum Umgang mit den politischen Denkmälern der Nachkriegszeit im ehemaligen Ost-Berlin* eingesetzt wurde. Ihr Auftrag war neben einer Bestandsaufnahme die Erstellung einer „Gesamtkonzeption für den Umgang mit den politischen Denkmälern [...] mit differenzierten Vorschlägen für den Umgang mit einzelnen Objekten“. Nach zahlreichen Besichtigungen und Gesprächen legte die Kommission am 15. Februar 1993 ihren Bericht vor. Denkmäler seien „eine Form des öffentlichen Umgangs mit Geschichte, in der sich zugleich Gegenwartsinteressen und Zukunftsvorstellungen“ spiegelten. Ausdrücklich hob man hervor, dass es in einer demokratischen Gesellschaft keinen Platz für die Denkmäler gäbe, die der „ideologischen Überhöhung der kommunistischen Diktatur bzw. der Verherrlichung ihrer Machthaber und Funktionsträger“ gedient hätten, da sie eine „Provokation für die Opfer des SED-Regimes“ darstellten. Jeder Gesellschaft stehe zu, politische Denkmäler nicht zu übernehmen, dies bedeute „weder ein Einebnen von Geschichte noch die Verweigerung einer kritischen Auseinandersetzung mit ihr“. Gleichwohl sei es nicht sinnvoll, alle politischen Denkmäler aus dem Stadtbild zu entfernen oder in einem „Park für unerwünschte Denkmäler“ zu deponieren, man mache so „diesen Teil unserer Geschichte gleichsam unsichtbar“. Moderierend sprach sich die Kommission für „Erhaltung und partielle Veränderung [...] und kritische Kommentierung“ aus. Bei jedem Eingriff solle man bedenken, dass „aus einem Symbol der Macht [...] ein Zeichen der Ohnmacht, [...] aus einer Siegesgeste ein Bild der Niederlage werden“ könne.²² In nur vier Fällen – sämtliche Denkmäler zum Gedenken an getötete Grenzsoldaten, die Reliefs zur Novemberrevolution 1918/19 im Neuen Marstall, das Spartakusdenkmal in der Chaussee-

straße sowie das Ernst Thälmann-Denkmal in der Greifswalder Straße im Geiste der Leninschen *Monumentalnaja Propaganda* – plädierte die Kommission für eine Demontage. In der Retrospektive wird deutlich, welch differenzierten Beitrag sie damals zur deutsch-deutschen Selbstbefragung leistete: Gemäß ihren Empfehlungen verfügte man in Berlin über keine weiteren größeren Maßnahmen gegen die Denkmäler der untergegangenen DDR.²³

Dislokation / Identifikation

Richtet man den Blick weg von der deutsch-deutschen Hauptstadt hin in die neuen Bundesländer, dann stößt man auf eine ähnliche Problematik. Gleichwohl lässt sich hier in kleineren Kommunen und Städten beobachten, wie die Integration, Dislokation oder Demontage der sozialistischen Denkmäler einerseits nachhaltig durch Vorgaben der kommunalen Haushalte bedingt waren und andererseits einer „lokalen Situationsmotorik“ bzw. einem „konzeptionslosen Umgang“ folgten.²⁴ In Magdeburg wurde im Februar 1990 in Falkenstein auf Weisung des CDU-Bürgermeisters ein Denkmal des Kommunisten Max Hoelz demontiert, nachdem es nur wenige Monate zuvor vom Staatsratsvorsitzenden Honecker eingeweiht worden war. Nachdem man in Wriezen im Zuge der Neugestaltung des Marktes ohne Genehmigung ein Denkmal, das an die Befreiung Deutschlands durch die Rote Armee erinnerte, hatte schleifen lassen, kündigte der Kultusminister an, „gegen die weitere Zerstörung politischer Denkmale“ vorzugehen.²⁵ Eine groteske Odyssee hat die Lenin-Büste hinter sich, die 1950 vor dem Sowjetischen Pavillon auf der Leipziger Messe aufgestellt worden war. 1993 erhielt ein schwäbischer Manager die Plastik vom russischen Konsulat geschenkt und stellte sie in Nordhausen in seinem Garten neben einem russischen Panzer auf. Zehn Jahre später lieh der Sammler sie für die Vorpremiere des Filmes *Good bye, Lenin!* nach Leipzig aus, wo man sie vor dem *Cinestar-Kino* aufstellte. Anschließend „bewachte“ der Kopf sechs Jahre lang den Eingang des *Club Kalinka* in München, bevor er an das DDR-Museum im Spreewaldort Burg überging.²⁶ Solche Fälle belegen, dass in den seltensten Fällen von einem Ikonoklasmus von unten zu sprechen ist, vielmehr bestand in den Wendejahren ein rechtliches Vakuum. Nicht das Kulturministerium hatte mehr darüber zu bestimmen, sondern die Kommunen, Bezirks- und Kreisebenen.²⁷ Zugleich lässt sich feststellen, dass auf symbolische Inszenie-

rungen verzichtet wurde und „öffentliches Aufsehen ausdrücklich vermieden werden sollte“.²⁸

Neben Lenin-Denkmalern, von denen die meisten demontiert wurden²⁹, und Thälmann-Denkmalern, von denen die meisten stehen blieben, rückten auch solche von Karl Marx in den Fokus. 2006, also 16 Jahre nach der Wiedervereinigung, wurde das Schicksal eines Marx-Reliefs zum Objekt eines Kultkampfes in Leipzig, der von allen gesellschaftlichen Trägern – Politik, Kirche, Wissenschaft, Presse und Bevölkerung – mit divergierenden Interessen geführt wurde und in dem sich exemplarisch das gebrochene Verhältnis der Ostdeutschen zu ihrer Geschichte offenbart. Die Wurzeln dieses Streites liegen weit zurück. Nachdem 1968 die Universitätskirche dem Bildersturm der SED zum Opfer gefallen und gesprengt worden war, wurde an der Westseite des Karl-Marx-Platzes das neue Hauptgebäude der Universität errichtet. Über dem Portal des Rektoratsgebäudes sollte ein Relief Platz finden, dem als Thema *Leninismus – der Marxismus unserer Epoche* vorgegeben war. Den Wettbewerb entschied ein Künstlerkollektiv für sich, das das 14,4×7×3 Meter große und 33 Tonnen schwere Bronzerelief *Aufbruch* schuf, welches am 5. Oktober 1974 eingeweiht wurde. Umringt von einer Gruppe vorwärts stürmender sozialistischer Brüder und Schwestern, empfing der vereinnahmte Philosoph Studierende und Lehrende der nach ihm benannten Universität.³⁰ Bis zum Jahre 2006. Denn dann wurde das Universitätsgebäude abgerissen, um Platz zu machen für einen Nachfolgebau inklusive einer Rekonstruktion der Paulinerkirche in postmoderner Kaufhausästhetik. Damit war das Schicksal des Reliefs besiegelt. Auf dem neuen Campus durfte es nicht bleiben, zerstört werden aber auch nicht. Der Rektor, Franz Häuser, setzte sich zwar für dessen Erhalt und adäquate Präsentation ein, da die Universität „ihre Geschichte nicht aufarbeiten [kann], indem sie Zeitzeugnisse einschmilzt“³¹, und erhielt dabei Unterstützung vom StudentInnenRat, der das Baugerüst mit einem Transparent verhängte: „Bildung finanzieren, statt Marx demontieren“. Doch ihnen schlug massiver Widerstand entgegen, an dessen Spitze sich der Schriftsteller Erich Loest inszenierte, der in einem offenen Brief an die Kultusministerin und an den Oberbürgermeister das Monument als „Schande für die Stadt des freiheitlichen Aufbruchs“ bezeichnete, da es alle demütige, „die unter dem Klassenkampf-Regime gelitten oder zu seiner friedlichen Überwindung beigetragen“ hätten. Daher solle man es einlagern bzw.

vergraben und mit der „Auseinandersetzung [...] warten, bis Täter und Opfer dieser Ära tot sind“.³² Vor dem Hintergrund, dass die Frage nach dem Relief aufs Engste mit der Debatte um die Paulinerkirche verbunden war, deren Zerstörung sich 2008 zum 40. Mal jährte, ist zu erklären, dass der Paulinerverein und die Kirche diese Position nachhaltig unterstützten. So bezeichnete der Pfarrer der Thomaskirche das Kunstwerk als „monströses Kampfinstrument des SED-Staates“, das es in der Etzoldschen Sandgrube zu versenken gelte, also ebendort, wo die SED die Trümmer der auf ihren Geheiß gesprengten Universitätskirche „entsorgt“ hätten.³³ Und der Direktor des Museums der Bildenden Künste wünschte sich lieber das Wagner-Monument aus dem Klingerhain für sein Museum. Abgesehen von der ästhetischen Qualität des Reliefs sei das Museum aufgrund der Feuerwehrzone und Grünflächen als Ort der Präsentation ungeeignet. Man könne aber überlegen, ob man das Werk nicht in Einzelteile zerlege und an verschiedenen Orten der Stadt aufstelle – als Symbol für einen gescheiterten Gesellschaftsentwurf, so der Vorschlag zur „geistigen Auseinandersetzung“ im Jahre 2006.³⁴

Der Streit tobte durch die Presse, die mit Leserbriefen, Umfragen und Interviews der Protagonisten zur Emotionalisierung beitrug. Dass es dabei weniger um das Werk als um die übergeordnete Frage ging, wie mit dem Erbe der DDR umzugehen sei, ist offensichtlich. Mittels Umfragen glaubte ein Teil der Presse belegen zu können, dass die Mehrheit der Bürger sich gegen die „Propagandakunst eines verbrecherischen Regimes“ ausspräche, die „in schändlicher Weise der Geschichtsauffassung [...] der freiheitsliebenden Leipziger“ widerspreche.³⁵ Subtil erfasste ein Kommentar den eigentlichen Kern des Streites: „Die Kritik galt also weniger dem Denkmal als solchem, sondern dem zugrundeliegenden Geschichtsbild.“ Vielmehr entsprangen die verschiedenen Positionen individuellen Erinnerungen, die „in ihrer Vielfalt Bestandteil der Erinnerungskultur der Stadt“ seien. Vor dem Hintergrund könne es nicht „die eine richtige Geschichtsauffassung“ und keine allgemeingültige Lösung geben.³⁶ Wie sah nun der gefundene Kompromiss aus? Zunächst wurde das Relief im August 2006 von der Fassade demontiert und in drei Segmente zersägt. Nach einer Zwischenlagerung fand es 2008 auf dem Campus Jahnallee – also außerhalb der Innenstadt – seinen neuen Standort. Dazu entwarf eine Arbeitsgruppe eine Tafel, die das Relief als „eines der monumentalsten

Beispiele politischer Auftrags- und Propagandakunst der DDR“ beschreibt. Die Begründung des dezentralen Standortes spiegelt die Komplexität der Debatte: Die Neuaufstellung dokumentiere „durch ihre räumliche Distanz zum ursprünglichen Kontext Verantwortung und Abstand zugleich: Verantwortung für und Abstand zu jenem Teil der deutschen Geschichte, der mit dem SED-Regime und dem Namen der Karl Marx Universität verbunden ist.“³⁷ Im Falle des Leipziger Reliefs wurde also die Distanzierung von seiner politischen Aussage durch die räumliche Entortung betrieben. Indem das Denkmal aus seiner ursprünglichen Topografie versetzt wurde, entzog man ihm seine marxistisch-leninistisch *agency*. Mittels der Dislokation wurde das Relief nicht nur aus der Innenstadt in die Peripherie verrückt, sondern damit sollte auch dessen Entideologisierung gewährleistet werden. Es gehört zur Ironie der Geschichte, dass es nun ausgerechnet vor der Leipzig Graduate School of Management steht.

Wie es einer ostdeutschen Stadt frühzeitig gelang, einem Denkmal des Sozialismus ein positives Image zu verleihen, davon zeugt das Karl-Marx-Monument des Bildhauers Kew Kerbel in Chemnitz. Hier begegnen wir einer geglückten Aneignungsstrategie, mit der die Vergangenheit in die Gegenwart überführt wurde. Gleichwohl sich die Bevölkerung im Juni 1990 dazu entschlossen hatte, ihre Stadt von Karl-Marx-Stadt wieder in Chemnitz zu benennen, fand die Forderung, den 1971 aufgestellten, über 40 Tonnen schweren Schädel zu demontieren, nur wenig Zuspruch. Selbstbewusst erklärte der Bürgermeister, dieser solle „nicht als Symbolfigur eines Stadtnamens, sondern als böse Erinnerung an vergangene Zeiten stehen“.³⁸ Längst ist *dor Nischl* zum Wahrzeichen und zum lokalen Identifikationssymbol, zu *der* touristischen Attraktion geworden. Im Unterschied zum Leipziger Relief belegt das Chemnitzer Monument, wie es nach 1989 möglich war, den sozialistischen Relikten, unabhängig von ihrer Ikonografie und ursprünglichen Ideologie, eine neue, offene Identität zu verleihen.

Projektion / Intervention

Während Politik und Medien noch über den Umgang mit den Denkmälern diskutierten, wurden diese von Künstlern für performative Interventionen und adaptive Transformationen entdeckt.³⁹ Bereits in den Wendejahren wurden verschiedene Konzepte entwickelt, mittels künstlerischer Eingriffe die Denkmäler zu entideologisieren oder iro-

nisch zu brechen, indem man sie etwa farbig anstrich, verhüllte oder begrünte. Dabei wurden an einigen Orten die Grenzen zum Vandalismus überschritten, wenn beispielsweise Unbekannte auf die Plinthe des Marx-Engels-Denkmales in Berlin-Mitte auf der einen Seite „Wir sind unschuldig“ und auf der anderen „Beim nächsten Mal wird alles besser“ sprayten. Meist waren die Eingriffe ephemerer Natur, etwa als der Künstler Krzysztof Wodiczko 1990 im Rahmen der Ausstellung *Endlichkeit der Freiheit* das Diapositiv eines Mannes im Ringelshirt auf das Friedrichshainer Lenin-Denkmal projizierte, der einen mit Konsumgütern überladenen Einkaufswagen vor sich herschiebt. Mit feiner Ironie tauschte Wodiczko das Bildnis des Kapitalismuskritikers gegen das eines Konsumenten auf Schnäppchenjagd und hinterfragte so den „politökonomischen Glaubenswechsel“ nach 1989.⁴⁰ Ein anderes Beispiel ist das *Panzerdenkmal* am ehemaligen Grenzübergang Dreilinden. Ende 1945 hatte man dort einen sowjetischen Panzer als Zeichen des Sieges auf einen Sockel gestellt. Infolge des Zwei-plus-Vier-Vertrags baute die sowjetische Armee den Panzer im Dezember 1990 ab. Zwei Jahre später installierte Eckhardt Haisch auf dem leeren Sockel einen rosafarbenen Schneelader, um ironisch das politische Tauwetter der Wendezeit zu brechen.

Die wohl spektakulärste künstlerische Positionierung zum Erbe der sozialistischen Denkmäler stammt von dem Aktionskünstler Rudolf Herz, der 2004 das Dresdner Lenin-Denkmal des Bildhauers Grigori Danilowitsch Jastrebenezki (1974) auf einen Tieflader montierte und mit ihm vier Wochen lang Europa durchquerte – u.a. waren Frankfurt am Main, München, Rom, Wien und Köln die Stationen (Abb. 3). Aussage und Ästhetik des entwurzelten Denkmals änderten sich mit jedem Wechsel des Standorts. Letzter Ort der postsozialistischen Bildungsreise war Dresden – eben der Ort, wo das Denkmal ursprünglich einmal gestanden hatte. Herz hatte aus den Bruchstücken einer sozialistischen Monumentalskulptur ein mobiles Denkmal gemacht und ließ den gescheiterten Chefideologen durch eine postkommunistische Gegenwart reisen. *Lenin on tour* ist eine konzeptionelle Arbeit über das kollektive Erinnern und Vergessen nach dem säkularen Umbruch:

„Mich interessieren die historischen Brüche, das Setzen und Zerstören von Denkmälern, die bildnerischen Energien und bilderstürmerischen Leidenschaften, die ungeschehen und



Abb. 3: Rudolf Herz: Lenin on tour vor dem Kölner Dom (2004).

vergessen machen wollen. [...] Stand das Symbol der proletarischen Revolution ursprünglich für die Zukunftsvision einer befreiten Menschheit, [...] so wurde sein Sturz das Zeichen der Niederlage des Sowjetkommunismus. Und zugleich Zeichen des Triumphes des globalisierten Kapitalismus“.⁴¹

Das Udenkbare von einst erweist sich als das Paradoxon von heute.

Friedhof / Auktionshaus

Die wohl bizarrste Geschichte über das Schicksal der Denkmäler nach dem Mauerfall stammt nicht aus der ehemaligen DDR, sondern hat sich im tiefsten Schwaben zugetragen. Josef Kurz, Inhaber des Steinmetz-Betriebes Josef Kurz Natursteine GmbH in Gundelfingen, entwickelte eine ungewöhnliche Leidenschaft für Denkmäler der untergegangenen sozialistischen Welt, die er aus den ehemaligen Ostblockstaaten für wenig Geld oder Spenden in seine Sammlung überführte, um ihnen, wie er es formulierte, „Asyl“ zu gewähren. Als der Dresdner Stadtrat 1991 entschied, das Lenin-Denkmal vor dem Hauptbahnhof zu demontieren, bot der Unternehmer einen Deal an: Nachdem ihm die Stadt das Denkmal, das Lenin mit dem Sozialdemokraten Breitscheid und Thälmann zeigt und im Volksmund nur der *Rote Bahnhofsvorsteher* hieß, für symbolische 1 DM übereignet hatte, ließ er es demontieren

und auf sein Firmengelände transportieren. Kurz’ Vision war die Errichtung eines Skulpturenparks, „eine Art sozialistisches Disneyland mit den Führern der Arbeiterklasse zum Anfassen“, wie die *ZEIT* damals spottete.⁴² Der Plan scheiterte jedoch nicht zuletzt am Widerstand der Kommunalpolitik, die ihm unterstellte, mit dem Kommunismus zu sympathisieren. Dem umtriebigen Unternehmer war die öffentliche Aufmerksamkeit zu Beginn der 1990er-Jahre gewiss, als Reisebusse auf dem Firmengelände vorfuhren, Journalisten aus aller Welt berichteten und die Lokalpresse aufgeregt titelte: *Steinbruch der Weltgeschichte – Rote Figuren im schwarzen Bayern – Stalins Gastspiel in Gundelfingen*.⁴³

Nachdem Kurz im Jahr 1994 verstarb, bemühte sich die Familie um den Verkauf des Skulpturenfriedhofs. Zwar gelang es, einige Exemplare ans Haus der Geschichte in Bonn zu veräußern, auf der übrigen Erbmasse blieb man aber sitzen. Deshalb sollten auf einer Auktion sechs sozialistische Skulpturen versteigert werden. Die Ankündigung der Auktion löste wiederum ein mediales Echo aus, was auch die Stadt Dresden in den Fokus rückte. Sollte man das Denkmal nicht an seinen ursprünglichen Ort zurückholen? Hans Modrow, der im Oktober 1974 als Erster Sekretär der Bezirksleitung der SED in Dresden das Denkmal eingeweiht hatte, mahnte: „Ist die Stadt souverän und steht über den Dingen, kauft sie Lenin jetzt zurück. Schließlich ist er ein

Stück Stadtgeschichte“.⁴⁴ Die Versteigerung rief Rudolf Herz wieder auf den Plan, in dessen Augen die Versteigerung „die Privatisierung eines öffentlichen Monuments“ bedeute, „mit dem sich nicht nur in Dresden kollektive, auch kontroverse [...] Erinnerungen verknüpfen“. Deshalb forderte der Künstler den Oberbürgermeister auf: „Entscheiden Sie sich für eine verantwortungsvolle Erinnerungspolitik!“⁴⁵ Letztendlich gab die Stadt kein Gebot ab und distanzierte sich von einer möglichen Schenkung.⁴⁶

Stattdessen fand am 17. Juni 2017 im Potsdamer *Auktionspunkt* die Versteigerung *Historische Skulpturen – monumentale Diktatoren* statt, die via Livestream übertragen wurde. „Überlebensgroße und historisch bedeutsame Statuen von Diktatoren wie Wladimir Lenin, Josef Stalin, Ernst Thälmann, Klement Gottwald und Antonin Zapotocky werden als kommunistische Protagonisten meistbietend versteigert“, war der Website des Auktionshauses zu entnehmen.⁴⁷ Die sechs zur Versteigerung stehenden Skulpturen sollten zwischen 11.000 und 150.000 Euro kosten. Nachdem es Anfragen aus China, Russland und Moldawien gegeben hatte, waren die Erwartungen hoch. Doch bis auf einige Schaulustige und Journalisten erschien kein Interessent. Für keinen der kommunistischen Protagonisten wurde ein Gebot abgegeben!⁴⁸ Die skurrile Geschichte des schwäbischen Unternehmers und des Potsdamer Auktionators spiegelt den nicht abgeschlossenen Umgang der wiedervereinigten Republik mit dem kulturellen Erbe der DDR. Nachdem in den Wendejahren zunächst ein gleichermaßen emotionaler wie nachhaltiger Diskurs über Denkmalsturz und -schutz geführt wurde, an dem sich Politik, Wissenschaft, Medien und nicht zuletzt die Menschen vor Ort beteiligten, haben die Skulpturen längst ihren ideologischen Wert verloren und verschwinden allmählich aus der kollektiven Erinnerung. So existiert – im Gegensatz zu vielen (mittel-)osteuropäischen Staaten – heute in Deutschland kein Skulpturenpark, wo die demontierten, entwurzelten, vergrabenen bzw. wieder ausgegraben Denkmäler gezeigt werden. Zudem lässt sich mit ihnen (noch) kein großes Geld verdienen.

Kunstobjekt / Reliquie

Ob sich dieses in Zukunft ändern wird? Im April 2016 wurde in der Spandauer Zitadelle die Dauerausstellung *Enthüllt. Berlin und seine Denkmäler* eröffnet, die „deutsche Geschichte erzählen“ und „einen Beitrag zur politischen Aufklärung leisten“

möchte.⁴⁹ Unter den Exponaten befindet sich der Lenin-Kopf aus Friedrichshain. Wiederolt hatte es Initiativen gegeben, ihn aus der Seddiner Heide auszugraben. So wurde durch den Berliner SPD/PDS-Senat 2005 eine „museale Bearbeitung“ des gesamten Denkmals angeregt, der Vorschlag von CDU/FDP hingegen abgelehnt: „Linke Geschichtsideologie gehört genau dahin, wo sich das Lenin-Denkmal jetzt befindet – tief in der Erde vergraben“.⁵⁰ Doch 24 Jahre nachdem man ihn im Sand verbuddelt hatte und nach einem langen Hin und Her zwischen Museum und Senat wurde der monumentale Schädel im Herbst 2015 aus seinem unfreiwilligen Grab exhumiert und nach Spandau überführt.⁵¹ Nun hat er seine vorläufig letzte Ruhestätte im musealen Raum gefunden.

Als Zeichen politischer Herrschaft dienen Denkmäler der Legitimation, der Propaganda oder des Gedenkens. Doch welche Funktion können sie in einem Museum ausfüllen? „Denkmäler legen Zeugnis einer bestimmten Zeit ab, sie sind sprichwörtlich ‘in Stein gemeißelte’ Geschichte“, erklärte Kulturstatsministerin Monika Grütters anlässlich der Eröffnung. Eine „kritische Auseinandersetzung mit der Denkmalkultur“ sei „essentiell für die Aufarbeitung unserer Geschichte“.⁵² Erleben wir also durch die Musealisierung von Denkmälern eine kritische Form der Geschichtsvermittlung und der Erinnerung, da bzw. obgleich sie ihrem ursprünglichen historischen und örtlichen Kontext entrissen sind? Michael Petzet stellte dies bereits 1994 in Frage, schließlich gelte der „Grundsatz der Erhaltung *in situ*“. Jedes Denkmal verlöre „mit der Entfernung vom Ort, für den es geschaffen wurde, ja ganz entscheidende Qualitäten“.⁵³

Steht man nun vor dem überdimensionalen Kopf in der Zitadelle, so kann man sich dessen auratischer Präsenz kaum entziehen. Auf einem schlichten Sockel im ehemaligen Proviantmagazin liegt er auf seiner rechten Gesichtshälfte (Abb. 4). Auch wenn es heißt, man zeige die ausgestellten Denkmäler „ohne Pathos“, verweist die Zurschaustellung des „enthaupteten“ Kopfes den Betrachter auf die Zerstörung des Denkmals.⁵⁴ Als Louis XVI. 1793 durch die Guillotine kopflos wurde, hielt der Scharfrichter dem Volk das Haupt entgegen. Insofern lässt sich die Inszenierung in der Zitadelle einerseits als eine *executio in effigie*, als sinnbildliche Hinrichtung an seinem Bildnis lesen. Andererseits erfährt das Relikt im musealen Raum eine befremdliche Sakralisierung: Die Aufbahrung des Kopfes im gedämpften Licht, als ob er mit offenen Augen

schlafen würde, macht ihn zu einem Objekt der Anacht, gleichsam zu einer überdimensionalen Reliquie. Rekapituliert man die Geschichte des Kopfes – aufgestellt und verehrt, verspottet und zerstört, vergraben und vergessen, wieder ausgegraben und aufgebahrt –, dann evoziert diese die Leidengeschichte Christi. Entdeckt man dann noch die vier Stahlnägel, die aus dem Granitschädel ragen, welche ihm zum Transport vom Leninplatz eingetrieben worden waren, so wird der Verweis auf unser kollektives Bildgedächtnis sprechend. Tatsächlich darf der Kopf berührt werden – „in der Ausstellung können ihn die Besucher [...] anfassen“, so die Museumsdirektorin.⁵⁵ Das Museum als Wallfahrtsort? Fast erscheint es so. „Das haben wir registriert, dass wir viel mehr [...] Besucher aus dem Ostteil haben und auch aus Ostdeutschland. Kurz nach der Eröffnung, da lag tatsächlich eine rote Nelke auf dem Sockel.“⁵⁶ Soll in der Zitadelle also, ganz dem Zeitgeist entsprechend, primär eine Emotionalisierung, eine verklärende anstatt einer erklärenden Andacht evoziert werden? Geht es mehr um eine ästhetische Wirkung denn um die historische Aufarbeitung? Auch wenn die Besucher mittels Medienstationen zur Geschichte informiert werden, fehlt eine historische Kontextualisierung. Es stehe „sowohl für die Denkmalpolitik der DDR als auch für die Entfernung politisch unerwünschter Denkmäler nach 1989“. Und so changiert der Kopf im *white cube* der Zitadelle zwischen historischer Reliquie und ästhetischem Kunstobjekt.⁵⁷

Indoktrination / Erinnerung

Versucht man, den Umgang mit den politischen Denkmälern aus der DDR zusammenzufassen, bleibt festzuhalten, dass sich im Anschluss an die von Aleida Assmann eingangs formulierten Formen der Erinnerung ein breites Spektrum konstatieren lässt, das vom Erhalt über Destruktion und Dislokation, über Transformation und Intervention bis hin zu Einlagerung und Musealisierung reicht. Dass die meisten Denkmäler als materielle Zeugnisse der Geschichte angesehen wurden, die es zu erhalten gelte, liegt im Wesentlichen darin begründet, dass nach der Wiedervereinigung kein flächendeckender Ikonoklasmus von unten erfolgte. Im Gegenteil: Bewohner der ehemaligen DDR setzten sich wiederholt für den Erhalt „ihrer“ Denkmäler als Zeichen ihrer ostdeutschen Identität und ihres kulturellen Erbes ein, während es nicht selten politische Mandatsträger und Medien aus Westdeutschland



Abb. 4: Der Friedrichshainer Lenin-Kopf in der Dauerausstellung *Enthüllt. Berlin und seine Denkmäler* in der Zitadelle Berlin-Spandau (2016).

waren, die deren Zerstörung einforderten. Damit initiierten sie eine gesellschaftliche, politische und nicht zuletzt kunsthistorische Debatte über das monumentale Erbe, die uns heute einen erstaunlich aktuellen Einblick in die mühsame mentalitäts- und erinnerungsgeschichtliche Zusammenführung der beiden deutschen Staaten offenbart. Zugleich hat die Debatte der Wendezzeit längst ihre Emotionalität verloren. Schon damals hatte sich die *ZEIT* über die Angst vor den Denkmälern gewundert:

„Sie werden in didaktischer Absicht errichtet, weil ihre Aufsteller meinen, der Geist des Abgebildeten werde von den Statuen ausstrahlen und von den Passanten Besitz ergreifen. Aber es ist der reine Aberglaube. Indoktrinierende Kraft ist Denkmälern nicht eigen. [...] die leninisierende Kraft der Lenin-Denkmale war wohl immer bloßes Wunschdenken ihrer Erbauer. Von daher könnte man sie getrost allesamt stehenlassen; ihr didaktischer Bombast ist ihrer faktischen Harmlosigkeit direkt proportional“.⁵⁸

Währenddessen streitet die Republik über ein Denkmal für Freiheit und Einheit, das in Form einer Wippe an Friedliche Revolution und Wiedervereinigung erinnern soll, während auf dem rechten Spektrum unverhohlen gefordert wird, Denkmäler, die an den Holocaust und die Opfer des Nationalsozialismus erinnern, zu demontieren. Vielleicht können wir ja aus den Debatten der frühen 1990er-Jahre lernen?

Abbildungsnachweis

- 1 1917. Revolution. Russland und Europa (Ausstellungskatalog, Deutsches Historisches Museum), herausgegeben von Julia Franke, Kristiane Janeke und Arnulf Scriba, 3 Bde., Dresden 2017, Bd. I, S. 31.
- 2 Bernd Settnik / © picture-alliance / ZB
- 3 <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:HerzLeninOn-TourKöln.jpg>
- 4 https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:LenindenkmalBerlinL1130508_%282%29.jpg

Mein Dank gilt Franziska Fleckenstein, ohne deren Unterstützung es keinen Denkmalsturz gegeben hätte.

Anmerkungen

- 1 Paquet, Alfons: Im kommunistischen Rußland. Briefe aus Moskau, Jena 1919, S. 50–53.
- 2 Zetkin, Clara: Erinnerungen an Lenin, Berlin (Ost) 1957, S. 16.
- 3 In seinem Buch *Zerstörte Kunst: Bildersturm und Vandalismus im 20. Jahrhundert* (Köln 1998) unterscheidet Dario Gamboni zwischen einem „Ikonokasmus von unten“ und einem „Ikonokasmus von oben“. Siehe Petzet, Michael: Denkmäler im Umbruch? Einführung in die Tagung „Bildersturm in Osteuropa“, in: *Bildersturm in Osteuropa. Die Denkmäler der kommunistischen Ära im Umbruch*, Hefte des Deutschen Nationalkomitees / ICOMOS, H. 13, 1993, S. 8–13.
- 4 Siehe Mittig, Hans-Ernst: Ostberliner Denkmäler zwischen Vergessen und Erinnern, in: *Gedächtnisbilder. Vergessen und Erinnern in der Gegenwartskunst*, hg. v. Kai-Uwe Hemken, Leipzig, 1996, S. 329–343; Trimborn, Jürgen: Denkmale als Inszenierungen im öffentlichen Raum. Ein Blick auf die gegenwärtige Denkmalproblematisierung in der Bundesrepublik Deutschland aus denkmalpflegerischer und medienwissenschaftlicher Sicht, Köln 1997; Gamboni, Dario: *Zerstörte Kunst: Bildersturm und Vandalismus im 20. Jahrhundert*, Köln 1998, S. 54ff.; Mittig, Hans-Ernst: Was ist aus Denkmälern der DDR heute zu lernen?, in: *Kunst im Stadtraum Hegemonie und Öffentlichkeit*, hg. v. Lindner, Ralph; Mennicke, Christiane et al., Dresden 2004, S. 71–108; Saunders, Anna: *Memorializing the GDR. Monuments and memory after 1989*, New York 2018.
- 5 Scheurmann, Ingrid: Konturen und Konjunkturen der Denkmalpflege. Zum Umgang mit baulichen Relikten der Vergangenheit, Köln u.a. 2018, S. 82 und 93.
- 6 Assmann, Aleida. Formen des Vergessens, Göttingen 2016, S. 73 und 78.
- 7 Symbol der Kraft und des Sieges der Ideen Lenins, in: *Neues Deutschland*, 20.04.1970. Siehe Saunders, Anna: The Ghosts of Lenin, Thälmann and Marx in the Post Socialist Cityscape, in: *German Life and Letters*, Bd. 63 H.4, 2010, S. 441–457.
- 8 Oloew, Matthias: Vergraben, aber nicht vergessen, in: *Der Tagesspiegel*, 18.05.2003.
- 9 Lächelndes Gesicht. Ost-Berlins steinerner Lenin erweist sich als zäher Genosse: Anwohner wollen ihn nicht mehr missen, in: *Der SPIEGEL*, 07.10.1991, S. 154–155; siehe Keil, Lars-Broder: Die Abrißbirne schwingt. Fällt nach Lenin nun auch der Palast der Republik?, in: *Die ZEIT*, 25.10.1991, S. 36.
- 10 Abgeordnetenhaus von Berlin, 12. Wahlperiode, 16. Sitzung vom 17. Oktober 1991 (Protokoll), S. 1264.
- 11 Zit. nach Björn, Seeling: Lenin ist wieder da – und so verschwand er 1991, in: [tagesspiegel.de/berlin/ausstellung-mit-entsorgten-denkmälern-in-berlin-lenin-ist-wieder-da-und-so-verschwand-er-1991/12283364.html](https://www.tagesspiegel.de/berlin/ausstellung-mit-entsorgten-denkmälern-in-berlin-lenin-ist-wieder-da-und-so-verschwand-er-1991/12283364.html).
- 12 „Er ist realsozialistischer Städtebau par excellence [...]. Nimmt man ihm den Lenin, so ist es, als zöge man einem Mauerbogen den Schlussstein weg: Der ganze Platz fiele in sich zusammen“; Zimmer, Dieter E.: Was tun mit Lenin?, in: *ZEIT ONLINE*, 18.10.1991, URL: www.zeit.de/1991/43/was-tun-mit-lenin.
- 13 Mittig, Hans-Ernst 2004 (wie Anm. 4), S. 81.
- 14 Lenin ist tot. Soll das Denkmal leben? NEUE-ZEIT-Umfrage zum Leninmonument / Historiker, Künstler, Architekten und Anwohner antworten, in: *Neue Zeit*, 30.09.1991; S. 13.
- 15 Matussek, Matthias: Lenins Stirn, fünfter Stock, in: *Der SPIEGEL*, 11.11.1991, S. 341–343.
- 16 Harmsen, Torsten: „Darmverschlüngung“ gegen Marx-Engels-Forum?, in: *Berliner Zeitung*, 05.10.1990, S. 13.
- 17 Zimmermann, Monika: Der Denkmalsturz, in: *Neue Zeit*, 22.11.1990, S. 3.
- 18 John, Joachim: LIVE, in: *Sonntag*, H. 8, 1990, S. 16.
- 19 Vogel, Sabine: Symbole der Systemüberwindung? Zur Debatte um die Zukunft der Denkmäler in der DDR, in: *Der Tagesspiegel*, 29.04.1990, S. 4.
- 20 Mittig, Hans-Ernst: Zur Eröffnung der Ausstellung, in: *Erhalten – Zerstören – Verändern? Denkmäler der DDR in Ost-Berlin. Eine dokumentarische Ausstellung (Ausstellungskatalog)*, hg. v. Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin e.V. ; Neue Gesellschaft für Bildende Kunst, Berlin 1990, S. 8–15, S. 8.
- 21 Diers, Michael: Von dem, was der Fall (der Denkmäler) ist, in: *Der Fall der Denkmäler, kritische Berichte / Ulmer Verein für Kunst- und Kulturwissenschaften*, 20. Jg., H. 3, 1992, S. 4–9.
- 22 Bericht der Kommission zum Umgang mit den politischen Denkmälern der Nachkriegszeit im ehemaligen Ost-Berlin, Berlin, 15. Februar 1993, passim. Der Kommission unter Leitung von Christine Steer (Leiterin der Heimatgeschichtlichen Sammlungen in Lichtenberg) und ihrer Stellvertreterin, der Denkmalpflegerin Christine Hoh-Słodczyk, gehörten u.a. die Kunsthistorikerin Gudrun Hahn, der Historiker Reinhard Rürup, der Leiter des Hauses am Checkpoint Charlie Rainer Hildebrandt, die Bildhauerin Ingeborg Hunzinger, der Denkmalpfleger Hubert Staroste, die Kommunalkulturlibekritikerin Barbara Teuber sowie der Schriftsteller Siegmar Faust an. Bemerkenswert ist dabei die quasi paritätische Besetzung zwischen Ost und West (5:3) und Mann und Frau (3:5).
- 23 Von der Öffentlichkeit wurden die Empfehlungen der Kommission positiv aufgenommen; siehe Richter, Christine: Sensibel, in: *Berliner Zeitung*, 16.02.1993, S. 15.
- 24 Kaiser, Paul; Krämer, Andreas: Gestürzte Helden, gestürzte Welten. Beobachtungen zum Umgang mit den politischen Denkmälern und Wandbildern nach dem Ende der DDR, in: *Enge und Vielfalt – Auftragskunst und*

- Kunstförderung in der DDR. Analysen und Meinungen, hg. v. Paul Kaiser und Karl-Siegbert Rehberg, Hamburg 1999, S. 375–381, S. 378.
- 25 Auch politische Denkmale haben Anspruch auf Schutz. Kultusminister droht mit rechtlichen Konsequenzen, in: Berliner Zeitung, 27.08.1991, S. 18.
- 26 Stürmer, Harriet: Lenin landet in Burg, in: moz.de, 18.07.2012; URL: <https://www.moz.de/artikel-ansicht/dg/0/1/1029796>.
- 27 Petzold, Ulrike: Über Ernst Thälmann wächst der grüne Efeu. Was tun mit den sozialistischen Denkmälern?, in: Neue Zeit, 05.09.1990, S. 3.
- 28 Johst, David: Demokratischer Denkmalsturz? Über den Umgang mit politischen Denkmälern der DDR nach 1989, in: Deutschland Archiv, 19.07.2016; URL: www.bpb.de/231079.
- 29 Eine Übersicht bietet die Kartografie des Projektes Lenin is still around; <https://leninisstillaround.com/>.
- 30 Adam, Hubertus: Zeichen der Universität oder platzbeherrschendes Monument? Zur Planungs- und Entstehungsgeschichte des Leipziger Universitätsreliefs, in: Sozialistisch behaust & bekunstet: Hochschulen und ihre Bauten in der DDR, hg. v. Monika Gibas und Peer Pasternack, Leipzig 1999, S. 187–201.
- 31 WGROMBACHERN: Erich Loest ist gegen Karl-Marx-Relief, in: moz.de, 12.02.2008; URL: <https://www.moz.de/kultur/artikelansicht/dg/0/1/4648/>.
- 32 (wie Anm. 31).
- 33 Wolff, Christian: Alles Marx? Zur Auseinandersetzung um das Marx-Relief, 22.02.2008; URL: <https://www.thomaskirche.org/r-2008-vortraege-a-928.html>.
- 34 Mayer, Thomas: Hans-Werner Schmidt will das Relief nicht am Bildermuseum haben, sondern in Teilen in der Stadt verteilt, in: Leipziger Volkszeitung, 24.06.2006, S. 19.
- 35 Dresdner Ministerin klebt am Marx-Relief, in: BILD (Leipzig), 07.03.2008; Schwarzer Tag für die Stadt der Wende-Helden, in: BILD Leipzig, 02.04.2008; zit. nach Saunders, Anna 2010 (wie Anm. 7), S. 455.
- 36 Ehl, Sylvia: Der Untote, in: kreuzer online, 02.04.2008; <https://kreuzer-leipzig.de/2008/04/02/der-untote/>.
- 37 Marx-Relief wird fertiggestellt – Aufstellung der Schautafel, Universität Leipzig, Pressemeldung Nr. 2008/209, 15.10.2008; URL: <https://www.uni-leipzig.de/newsdetail/artikel/marx-relief-wird-fertiggestellt-aufstellung-der-schautafel-2008-10-15/>.
- 38 dpa: Chemnitz: OB will Marx-Kopf behalten, in: Berliner Zeitung, 04.08.1990, S. 2.
- 39 Siehe Jochmann, Herbert: Öffentliche Kunst als Denkmalkritik. Studien zur Spezifität zeitgenössischer Kunst in Bezugnahme auf öffentliche Erinnerungszeichen, Weimar 2001, S. 102ff.
- 40 Mittig, Hans-Ernst: Was ist aus Denkmälern der DDR heute zu lernen?, in: Kunst im Stadtraum – Hegemonie und Öffentlichkeit, hg. v. Ralph Lindner, Christiane Mennicke et al., Dresden 2004, S. 71–108, S. 101; siehe URL: <https://www.krzysztofowodiczko.com/public-projections/#/new-gallery-27>.
- 41 Interview von Dirk Halfbrodt mit Rudolf Herz, August 2004; http://www.ortstermine-muenchen.de/archiv/seiten_2004/projekte_2004/lenin_on_tour.html. Siehe Rudolf Herz - Lenin on tour (Ausstellungskatalog; Museum Ludwig, Köln) hg. v. Dirk Halftbrodt, Göttingen 2009.
- 42 Bruckner, Dietmar: Asyl für Lenin und Tito, in: Die ZEIT, 15.05.1992.
- 43 Richter, Peter: Stalins Gastspiel in Gundelfingen. Schwäbischer Unternehmer stellt russische Kolossalstatue auf, in: Süddeutsche Zeitung, 01.02.1992. Siehe auch: Marx und Lenin für den Freizeitpark. Der schwierige Umgang mit den DDR-Monumentalstatuen, in: Der SPIEGEL, 25.10.1993, S. 106–111.
- 44 Helfrich, Jürgen: Modrow will Lenin zurück!, in: BILD (Dresden), 08.06.2017.
- 45 Herz, Rudolf: Lenins Lager, Berlin 1992, S. 5.
- 46 Baumann-Hartwig, Thomas: Stadt Dresden bietet nicht für Lenin mit, Dresdner Neueste Nachrichten, 15.06.2017; URL: <http://www.dnn.de/Dresden/Lokales/Stadt-Dresden-bietet-nicht-fuer-Lenin-mit>.
- 47 URL: http://online.auktionspunkt.de/de/ap170513_histories_skulpturen/a/31.
- 48 Sasse, Susanne: Kuriose Auktion scheitert: Keine Gebote für Diktatoren-Statuen, 19.06.17; URL: <https://www.merkur.de/bayern/kuriose-auktion-scheitert-keine-gebote-fuer-diktatoren-statuen-8412795.html>.
- 49 URL: <https://docplayer.org/34961241-Sperrfrist-13-uhr.html>.
- 50 Stäuble, Claudia: Comeback für Lenin?, in: SPIEGEL online, 01.08.2005; URL: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/denkmalpflege-comeback-fuer-lenin-a-367826.html>.
- 51 Rink, Tiemo: Lenin ist jetzt Spandauer, in: tagesspiegel.de, 10.09.2015; URL: <https://www.tagesspiegel.de/berlin/denkmalkopf-aus-berlin-koepenick-lenin-ist-jetzt-spandauer/12301572.html>.
- 52 Schütz, Jutta: Lenin-Kopf ruht in der Zitadelle Spandau, in: rp-online.de, 28.04.2016; URL: https://rp-online.de/kultur/lenin-kopf-ruht-in-der-zitadelle-spandau_aid-19741181.
- 53 Petzet 1994, S. 12.
- 54 Der Kopf des Lenin-Denkma尔斯 – ein zentrales Exponat der Ausstellung „Enthüllt. Berlin und seine Denkmäler“, Pressemappe des Bezirksamtes Spandau von Berlin, 10.09.2015, S. 4.
- 55 Seeking, Björn: Der Lenin-Kopf ist Spandauer – ab April, in: tagesspiegel.de, 05.01.2016; URL: <https://www.tagesspiegel.de/berlin/bezirke/spandau/berlin-spandau-der-lenin-kopf-ist-spandauer-ab-april/12785902.html>.
- 56 Nehls, Anja: Auf der Suche nach Lenin, Deutschlandfunk Kultur Länderreport, 04.10.2017; URL: https://www.deutschlandfunkkultur.de/denkmaeler-in-berlin-auf-der-suche-nach-lenin.1001.de.html?dram:article_id=397374.
- 57 Thaa, Lotte: Rezension zu: Enthüllt. Berlin und seine Denkmäler. 29.04.2016, in: H-Soz-Kult, 11.06.2016; URL: www.hsozkult.de/exhibitionreview/id/rezausstellungen-244.
- 58 Zimmer, Dieter E., 1991 (wie Anm. 12).

„Mission Patrimoine“

Ein Blick auf Frankreichs Denkmalpflege im Europäischen Kulturerbejahr 2018

FRAUKE MICHLER

SUMMARY

As the “classic land of heritage conservation” (Paul Clemen, 1900), France has served as a model for the international community since the 19th century. Legendary personalities who have occupied the post of France’s Minister of Culture, such as André Malraux or Jack Lang, are still considered definitive of French cultural and heritage policy today, as are the projects with which their names are associated: the *Secteurs sauvegardés* or conservation districts, and the *Journées du patrimoine*, days on which monuments open their doors to the public in an event that is meanwhile copied throughout Europe.

At present, however, fundamental upheavals in heritage policy are observable in the *Grande Nation*: numerous positions in the Ministry of Culture are unoccupied; the director of the Department of Cultural Heritage left office after a disagreement in summer 2018, leaving the post empty for months; and President Emmanuel Macron has meanwhile appointed a talk show host as Special Representative for Cultural Heritage. Budget cuts in the Ministry of Culture conflict with plans for high-profile restoration projects, while a new lottery is intended to collect funds for endangered monuments. Experts speak of serious deficiencies, of deterioration, of diminishing prospects.

There is no doubt that heritage conservation in France is currently in crisis. In terms of both content and organization, many complex questions have arisen regarding the future direction of policy, administration, communication, and not least research in the field of heritage. At the same time, new actors from private foundations, associations and the media are emerging onto the scene and stirring up the established order of French conservation. This provides sufficient occasion for a closer look at a few of these current developments and discourses, which may provide material for a discussion of “renationalization or ‘sharing heritage?’”

Monsieur Patrimoine und die nationale Identität

Am Tag des offenen Denkmals 2017 berief der französische Präsident Emmanuel Macron den Fernsehmoderator Stéphane Bern als direkt ihm unterstellten Sonderbeauftragten für Kulturerbe in ein neu geschaffenes Amt.¹ Auftrag für den neuen „*Monsieur Patrimoine*“ solle sein, so Macron, sich dem gefährdeten Kulturerbe („*le patrimoine en péril*“) zu widmen und jene Denkmale und Stätten zu erfassen, deren Zustand umfassende Restaurierungsmaßnahmen erforderten und die sich überdies für Projekte des Denkmaltourismus eigneten. Darüber hinaus solle Bern zusätzliche Finanzierungsmaßnahmen vorschlagen, die die öffentlichen Mittel ergänzen – eine Herkulesaufgabe für den neuen Denkmalretter.²

Mit der Ernennung Stéphane Berns hat Macron einen unbestrittenen Sympathieträger der Franzosen in die neu erschaffene Mission befördert: Der in Frankreich sehr populäre französisch-luxemburgische Fernsehmoderator, vor allem durch Sendungen zu historischen Themen bekannt, ist in allen Medien präsent, veröffentlicht Bücher über Herrscher und Königshäuser und ist ein beliebtes Werbegesicht. Er selbst nennt sich einen „bekennenden Monarchisten“, der die Werte der Monarchie hochhalte, „ein bisschen so, wie man an das Paradies glaubt“.³ Bekannt ist Bern vor allem durch die seit über zehn Jahren erfolgreiche laufende Sendung *Secrets d’Histoire* (Geheimnisse der Geschichte), in der er sich seit neunzig Folgen glamourösen royalen Persönlichkeiten widmet und die Pracht französischer Schlösser, Kathedralen, Paläste und Gärten präsentiert.

Die *Secrets d’Histoire* ziehen immer wieder Vorwürfe von Geschichtswissenschaftlern und anderen Intellektuellen auf sich: Verherrlichung der Monarchie, eindimensionale Narration, tendenziöse Verallgemeinerungen und eine Huldigung des *Ancien Régime*. Seit Jahren verbreite Stéphane Bern einen rückständigen Geschichtsdiskurs der

gekrönten Häupter, beklagt der Historiker Nicolas Offenstadt, mit unverhohlen national-identitären Zügen.⁴ Es werde die Nationalgeschichte einer „*vieille France*“ vermittelt, die linear von der Taufe Chlodwigs bis heute verlaufe.⁵ Bern vertrete damit jene „*Histoire bling-bling*“ (Glitzergeschichte), die nationalen Gründungsmythen und legendären Persönlichkeiten huldige und seit der Präsidentschaft Nicolas Sarkozys (2007-2012) einen starken Aufschwung genommen habe.⁶

Die Frage nach der nationalen Identität erwies sich auch im Präsidentschaftswahlkampf 2017 als zentrales Thema insbesondere des rechten Flügels. Nicolas Sarkozy bemühte die Gallier als Wurzel der französischen Identität, sein Konkurrent Alain Juppé beschwore eine „*identité heureuse*“ (glückliche Identität), während die rechtsextreme Marine Le Pen ihrerseits den Verlust einer nationalen Identität beklagte.⁷ Sie verknüpfte dabei in ihrem Wahlprogramm ganz offensiv Kulturerbe und Identität und formulierte als Ziel, „den Schutz und die Förderung unseres historischen und kulturellen Erbes in die Verfassung aufzunehmen, [um] die nationale Identität, die Werte und Traditionen der französischen Kultur zu verteidigen“⁸.

Auch Emmanuel Macron bemüht regelmäßig die nationale Identität als Motiv zum Erhalt des kulturellen Erbes. „Wenn wir von Kulturerbe sprechen, dann sprechen wir von der Identität unseres Landes“,⁹ verkündete er beim „Ehrenempfang für die Personen, die sich um den Erhalt des Kulturerbes verdient gemacht haben“, am 31. Mai 2018 im Élysépalast. Das Kulturerbe sei ein „nationales Anliegen“, so der Präsident, „das politische Herz der Nation, ihre Identität, das, was uns stolz macht.“¹⁰ In Zeiten großer Veränderungen müsse sich die Nation auf eine kollektive Erzählung und auf deren sichtbare Spuren stützen, diese bildeten der Sockel ihrer Erinnerungskultur.¹¹ Das Kulturerbe diene Macron als Vehikel, so analysiert die Kulturjournalistin Claire Bommelaer, um „die Große Frankreich zu zelebrieren“; Stéphane Bern als Sonderbeauftragter für Kulturerbe füge sich daher nahtlos ein in jene „*scénographie macroniste*“, die sich gerne des Dekors prachtvoller Denkmale bediene.¹²

Der Hofnarr und die Ministerialen

Als reine PR-Aktion des Präsidenten kritisiert der Philosoph Michel Onfray die Ernennung Stéphane Berns; sie gehe zulasten von Fachleuten, die „unbe-

LOTO DU PATRIMOINE

LE PATRIMOINE, C'EST MOI.



Abb. 1: Stéphane Bern, *Monsieur Patrimoine*, in der absolutistischen Allüre Ludwigs XIV.: „Das Kulturerbe bin ich.“ Karikatur von Louis Changeur (3. September 2018).

deutende Gestalten bleiben, die man nicht kennt, die man nicht sieht, die in Büros arbeiten, die Dossiers verwalten“.¹³ Mehr noch, die *Mission Bern* bezeuge das staatliche Versagen in der Denkmalpolitik, befindet der Chefredakteur von „*Le Monde*“, Michel Guerrin.¹⁴ Seien nicht an erster Stelle die Kulturministerin bzw. ihr Kulturerbe-Direktor dafür zuständig, so fragt auch der Kunsthistoriker Didier Rykner, gefährdete Denkmale zu erfassen und Lösungen für deren Erhalt zu ersinnen?¹⁵ „Die Ernennung Berns ist eine echte Ohrfeige für alle jene Fachleute, die fern des Rampenlichts [für die Denkmalpflege] arbeiten“, urteilt seinerseits Nicolas Offenstadt; während Frankreich über zahlreiche hochqualifizierte Spezialisten verfüge, überantworte Emmanuel Macron eine so wesentliche Mission jemandem, der keinerlei Kompetenz in dem Bereich habe: „Ein Desaster.“¹⁶

Doch nicht nur Berns mangelndes Fachwissen und seine ideologische Ausrichtung sind Gegenstand von Kritik; vielmehr geht es darüber hinaus um die gängige politische Praxis Macrons, ihm nahestehende Personen in politische Schlüsselpositionen zu befördern – an sämtlichen Ministerien und Verwaltungen vorbei. Macron handle dabei als „Herr der republikanischen Monarchie“ (Michel Onfray).¹⁷ Auch Berns Auftrag sei einer höfischen Logik unterworfen, gibt der Kunsthistoriker Alexandre Gady zu bedenken.¹⁸ Dass Stéphane Bern jahrelang die humoristische Radiosendung *Le fou du roi* (der Hofnarr) moderiert hatte, trug weiter dazu bei, seinen Ruf als Macrons Marionette zu cementieren.¹⁹

Das Kulturministerium, das in die Ernennung Berns nicht mit einbezogen wurde, bemühte sich, in der Öffentlichkeit Fassung zu wahren: Bern könne ein „Katalysator“ sein,²⁰ rang sich die Kulturministerin durch zu sagen, doch war die Ernennung Berns eindeutig als ein feindlicher Akt gegen das Ministerium und als deutliche Geste der präsidentiellen Missbilligung wahrgenommen worden.²¹ Stéphane Bern seinerseits beschuldigt in Interviews wiederholt die „Leute in den grauen Anzügen in den Ministerialbüros“²², sie täten alles, um ihn in seiner Mission zu behindern: „Wenn die Denkmale sich in so schlechtem Zustand befinden, dann doch offensichtlich deshalb, weil sie [die Mitarbeiter des Ministeriums] ihre Arbeit nicht gut gemacht haben. Aber sie werden dafür nicht sanktioniert, weil sie hohe Beamte sind und einem Elite-Corps angehören.“²³ Freimütig populistische Äußerungen, die Nicolas Offenstadt in einem Tweet resümiert: „Demagogie, Inkompétence et critique am öffentlichen Dienst – nochmals Bravo zu dieser Ernennung!“²⁴

Es hat zunächst überrascht, dass Fachleute der Denkmalpflege – trotz Kritik an der staatlichen Kulturpolitik – die Ernennung Stéphane Berns grundsätzlich gutheißen. Die „Mission Bern“ verspreche zumindest einen „Ausweg aus der morosen Atmosphäre der letzten Jahre“²⁵, befindet Jean-Michel Leniaud, ehemaliger Direktor der *École nationale des Chartes* und einer der scharfsinnigsten Kritiker der französischen Denkmalpolitik. Alexandre Gady, Professor an der Sorbonne und Präsident der *Société pour la protection des paysages et de l'esthétique de la France*, befürwortet seinerseits den Aufruf an die Zivilgesellschaft zum Engagement für das kulturelle Erbe.²⁶ Auch Didier Rykner, Chefredakteur der kritischen *Tribune de l'Art*, erkennt an, dass Bern als

beliebte Person des öffentlichen Lebens in der Lage sei, mit seiner Glaubwürdigkeit und seinem Enthusiasmus eine breite Öffentlichkeit zu erreichen, und dass es ihm gelungen sei, die mediale Aufmerksamkeit endlich auf die Denkmalpflege zu richten.²⁷

Ohne Gewähr – Lotto für die Denkmalpflege

In großem Rahmen wurde am 31. Mai 2018 bei einem Festempfang im Élysépalast die erste von Bern vorgeschlagene Aktion vorgestellt: ein Lottospiel am Tag des offenen Denkmals, dessen Einnahmen der Rettung gefährdeter Denkmale zugute kommen sollen. 251 Denkmale aus allen Regionen Frankreichs inklusive der Überseedepartements waren in die engere Wahl genommen worden, 18 davon schließlich als „emblematische Monumente“ ausgewählt.²⁸ (Wofür sie „emblematisch“ sein sollten, blieb allerdings unklar.) Die Entscheidung über die Empfänger der Lottoeinnahmen fällt – zusammen mit Stéphane Bern – die *Fondation du Patrimoine*, eine 1996 gegründete Stiftung, die sich lokalen und regionalen, meist nicht klassierten Denkmälern widmet, dem „patrimoine de proximité“, das in Frankreich auch gerne das „petit patrimoine“ genannt wird. Für das Denkmalotto wurden ein eigener Fonds eingerichtet und eine Vereinbarung zwischen dem Staat und der „Fondation“ über die Verwaltung und Verwendung der eingespielten Gelder unterzeichnet.²⁹

Anders als beispielsweise der „National Trust“ oder auch die *Deutsche Stiftung Denkmalschutz* war die *Fondation du Patrimoine* bislang eher in bescheidenem Ausmaß tätig; ihre Mitarbeiter sind größtenteils Ehrenamtliche, deren Arbeit sich auf das Einwerben von Spendengeldern und das Verwalten von Mäzenatenfonds konzentriert. Dank der Sponsorengelder – maßgeblich vom Ölkonzern Total – beläuft sich ihr derzeitiges Jahresbudget nach eigenen Angaben auf über 30 Millionen Euro; um die 2500 Projekte konnten 2017 unterstützt werden.³⁰ Französische Fachleute sind der *Fondation* gegenüber allerdings misstrauisch, wird sie doch von Akteuren aus der Wirtschaft geleitet, die der Tätigkeit von Vereinen und Bürgerinitiativen eher feindselig gegenüberstehen, wie der Kunsthistoriker Alexandre Gady zu bedenken gibt.³¹ Die umfassende Einbindung der *Fondation du Patrimoine* in die Regierungsmission spiegelt vor allem das mangelnde Engagement des Staates für ebendieses „petit patrimoine“ wider, urteilt seinerseits Jean-Michel Leniaud.³² Selbst der ehemalige Kulturminister Jean-Jacques Aillagon, der 2003 das nach ihm

benannte Gesetz zur Stärkung des Mäzenatentums auf den Weg gebracht hatte, warnt heute, dieses dürfe nicht die Erosion des öffentlichen Dienstes rechtfertigen.³³

In Frankreich stieß die Idee des Denkmallottos zunächst auf Skepsis, gilt die Denkmalpflege doch anders als beispielsweise in England weiterhin als genuin hoheitliche Aufgabe.³⁴ Ein Kulturerbe-Lotto sei albern, demütigend, geradezu obszön, echaufierte sich der Philosoph Michel Onfray.³⁵ Es stehe für die „symptomatische Täuschung des fortschreitenden Macronismus“³⁶, so der Journalist Antoine Perraud vom französischen Investigativportal *MédiaPart*, und solle lediglich den Rückzug des Staates maskieren. Für problematisch hält auch Jean-Paul Ciret, Vorsitzender der sozialistennahen *Fondation Jean Jaurès*, dass ein Glücksspiel nun eine kulturelle und ökonomische Staatsaufgabe finanzieren solle; vielmehr seien langfristige politische Lösungen wie Steuerreformen und der Abbau administrativer Missstände gefordert.³⁷

Kulturministerium und Denkmalpolitik – rien ne va plus

Auf der Kehrseite der medienwirksamen „Mission Bern“ ist die fortschreitende Schwächung des in Frankreich vormals so einflussreichen Kulturministeriums zu beobachten. Schon lange wird von französischen Fachleuten beklagt, die Kulturpolitik sei „desaströs“, „ohne Inspiration, ohne Leben“, der Diskurs über das kulturelle Erbe einseitig und rückständig.³⁸ Die bis Oktober 2018 amtierende Kulturministerin Françoise Nyssen, ehemalige Verlagsleiterin, wurde insbesondere in den deutschen Medien im Voraus hochgelobt; doch die in Deutschland als „charismatische Visionärin“³⁹ bezeichnete Politikerin hat in Frankreich einen schweren Stand. Unfähigkeit und Unkenntnis werden ihr von Fachleuten vorgeworfen; das Ministerium sei zu einem „Boulevardtheater“⁴⁰ verkommen, dessen Mitarbeiter „kopflosen Enten [glichen], die auf dem Wasser orientierungslos durcheinander schwimmen“⁴¹. Zahlreiche Leitungsposten in der Abteilung für Kulturerbe sind zudem seit Monaten vakant (Stand Oktober 2018), zuletzt ging im Juli 2018 der Direktor selbst, Vincent Berjot, seit 2012 im Amt und auch nicht unumstritten. Differenzen mit Stéphane Bern und Kritik an der präsidentiellen Denkmalpolitik beschleunigten seinen Abgang. Eine grundlegende Umstrukturierung der Abteilung für Kulturerbe wird nunmehr angestrebt.⁴²

Mit der personellen Schwächung des Kulturministeriums gehen zudem auch budgetäre Kürzungen einher. Michel Guerrin rechnet vor, dass der Staat seit fünfzehn Jahren sein Budget für die Denkmalpflege um fast 40 Prozent verringert habe. Grosso modo fehlten jährlich etwa 100 Millionen Euro, um allein die 44000 klassierten Denkmale zu unterhalten.⁴³ Im Jahr 2016 seien gut 300 Millionen Euro vom Kulturministerium für Denkmalpflege ausgegeben worden, was nur etwa 3 % des Gesamtbudgets des Ministeriums entspricht,⁴⁴ 400 Millionen wären laut Expertenschätzungen nötig.⁴⁵ Das Denkmalotto solle nun eine erneute Budgetkürzung um 33 Millionen Euro vergessen machen, so die Satirezeitung *Le Canard enchaîné*.⁴⁶ Völlig unangebracht sei es in dieser Situation, so Michel Guerrin, dass der Staat über das Glücksspiel in die Taschen der Bürger greife, ohne selbst beispielhaft voranzugehen.⁴⁷



Abb. 2: Rubbellos für „Kulturerbe in Gefahr“ (im Handel ab September 2018). Gleichzeitig fand das „Loto du patrimoine“ auch als Zahlenlotto mit einer einmaligen Ziehung am 14. September 2018 statt.

Selbst Stéphane Bern übt zunehmend Kritik an der staatlichen Kulturpolitik: Er wolle nicht als Deckmäntelchen für die eigentliche Misere der Denkmalpflege dienen.⁴⁸ Die vom Denkmallotto erhofften 15 bis 20 Millionen Euro für bedrohte Denkmale seien eine lächerliche Summe, wenn für ein Großvorhaben wie die Restaurierung des Grand Palais problemlos 450 Millionen Euro bereit gestellt würden – vom Staat.⁴⁹ Geschätzte 220 Millionen Euro sollen außerdem in den kommenden Jahren in den Ausbau des seit langer Zeit verfallenden Renaissance-schlosses Villers-Cotterêts fließen, das zum „Centre de la Francophonie“ ausgebaut werden soll, einem kombinierten Zentrum aus Forschungseinrichtung, Museum, Künstlerresidenz und Hotel – als Symbol der „identité nationale“, so Macron.⁵⁰ Dass der scheidende Kulturerbe-Direktor Vincent Berjot das Projekt Villers-Cotterêts Medienberichten zufolge als „größenwahnsinnige Spinnerei“ („folie des grandeurs“) Macrons bezeichnet haben soll – was er verneint –,⁵¹ kann als bezeichnend für das zerrüttete Verhältnis zwischen Präsident und Kulturministerium gelten.



Abb. 3: Staatspräsident Emmanuel Macron und Kulturministerin Françoise Nyssen kratzen Rubbellose für das Denkmallotto beim Besuch von Schloss Villers-Cotterêts, dem zukünftigen „Centre de la francophonie“ (7. September 2018).

Denkmalschutz unter der Abrissbirne?

Den Prestigeprojekten gegenüber vernachlässigte der Staat zunehmend seine Rolle im Denkmalschutz, wie Jean-Michel Leniaud beklagt.⁵² Zahlreich seien die Zerstörungen historischer Bauten, die neuen Bauvorhaben weichen müssten.⁵³ Das Denkmallotto verschleiere dabei medienwirksam, so Alexandre Gady, dass mit einem neuen Gesetz zum Immobilienrecht der Denkmalschutz noch weiter beschnitten werde.⁵⁴ Das im September 2018 verabschiedete „*Loi Elan*“ („*Évolution du logement et aménagement numérique*“), das vor allem für seine sehr liberale Wohnungspolitik kritisiert wird, räumt darüber hinaus Investoren und Kommunalpolitikern weitreichende Kompetenzen bei Bauvorhaben ein.⁵⁵ Ein Sockel der französischen Denkmalpflege wird dabei ausgehebelt: Das bislang verbindliche Votum der *Architectes des bâtiments de France* (ABF), staatlicher Architekten mit einer Zusatzqualifikation in Denkmalpflege, deren Expertise bislang für Baugenehmigungen an klassierten Bauten ausschlaggebend war.⁵⁶ Ihre Genehmigung („*vote conforme*“) wird nunmehr durch das „*Loi Elan*“ hinfällig; die Architekten werden durch das neue Gesetz „mundtot gemacht“⁵⁷.

„Hätte es dieses Gesetz in den 60er-Jahren gegeben“, so vermutet Alexandre Gady, „wäre das Pariser Marais von Bulldozern dem Erdboden gleichgemacht worden.“⁵⁸ Entsetzt äußern sich auch andere Fachleute: „André Malraux würde sich im Grabe umdrehen“⁵⁹; Emmanuel Macron und sein Premierminister Edouard Philippe machten sich zu „Totengräbern des französischen Kulturerbes“⁶⁰. Das Gesetz sei „infam“, entrüstet sich auch Stéphane Bern, der „*vote conforme*“ der ABF müsse unbedingt beibehalten werden.⁶¹ Der ehemalige Kulturminister Jack Lang seinerseits befürchtet, mit dem „*Loi Elan*“ werde der Staat „Federn lassen“ und geschützte Denkmalbereiche nunmehr zum Freiwild erklären für Lokalbürgermeister und Immobilieninvestoren. Er unterstreicht die Notwendigkeit einer entschlossenen Haltung des Staates gegenüber dem Druck von lokalen Investoren und Lobbyen: „Der Staat muss [...] Staat bleiben.“ („Il faut que l’État [...] reste l’État.“)⁶²

Der im Oktober 2018 vom Präsidenten des *Centre des monuments nationaux* Philippe Bélaval vorgelegte Bericht⁶³ zur Umstrukturierung der Denkmalpflege zerstreut vorerst die Befürchtungen einer „*agenciarisation*“ – d.h. einer de facto halben Privatisierung, wie es beispielsweise mit der Agence



Abb. 4: Einer der letzten Markttage in einem „verkannten Meisterwerk des 20. Jahrhunderts“ (Alexandre Gady). Im September 2013 wurde die 1941 vom Architekten Nicolas Esquillan (1902–1989) entworfene Markthalle von Fontainebleau trotz vehemente Proteste abgerissen (Juni 2013).

France Musées bereits der Fall ist – und stellt die Notwendigkeit heraus, dass das Kulturministerium Hauptakteur der Denkmalpflege bleiben müsse.⁶⁴ Mit dem politisch erfahrenen Konservator Philippe Barbat wurde gleichzeitig ein neuer *Directeur général des patrimoines* ernannt, dem es nun obliegt, die geschwächte Denkmalpflege zu stärken und den Dialog zwischen „Amt und Gesellschaft“⁶⁵ (Gerhard Vinken) wiederherzustellen.

Perspektiven

Im Europäischen Jahr des Kulturerbes steckt das „klassische Land der Denkmalpflege“ (Paul Clemen, 1900) zweifellos in einer Krise, inhaltlich wie strukturell. Frankreichs kulturelles Erbe wird zunehmend für einen national-identitären Diskurs vereinnahmt, während der traditionelle Träger der französischen Denkmalpflege, das Kulturministerium, personell und finanziell ausblutet. Die Ernennung eines dem Präsidenten nahestehenden Fernsehmoderators zum „Monsieur Patrimoine“ mag als symptomatisch für die derzeitige Lage gelten, in der prestigeträchtige Restaurierungsprojekte kontinuierlichen Budgetkürzungen in der Denkmalpflege gegenüberstehen. „Es ist ein für alle Mal Zeit,

dauerhafte Lösungen zu finden, um der desaströsen Situation des französischen Kulturerbes entgegenzuwirken“⁶⁶, fordert der Kunstmäzen Didier Rykner.

Doch zweifellos hat auch Stéphane Bern recht, wenn er behauptet, dass die derzeitige Aufmerksamkeit für das Kulturerbe überhaupt erst ihm zu verdanken sei.⁶⁷ Die Begeisterung bei seinen medienwirksamen Auftritten zeugt von Berns enormer Popularität und unterstreicht die „mobilisation collective“, die er sich zum Auftrag gemacht hat.⁶⁸ In dieser Hinsicht mag das von Bern initiierte Denkmallotto als ein Schritt in Richtung mehr Bürgerbeteiligung gesehen werden, ebenso auch als ein Schritt in Richtung Anerkennung des „petit patrimoine“.⁶⁹ So fordert auch Jean-Michel Leniaud, man müsse „Initiativen freien Raum geben“, das Kulturerbe sei Angelegenheit aller, „le patrimoine est l'affaire de tous!“⁷⁰ – ganz im Sinne Jack Langs, der erinnert: „Ich habe die ‚Journées du patrimoine‘ geschaffen, damit sich die Franzosen dieses Gemeingut /,bien collectif/’ aneignen.“⁷¹

Bedenklich stimmt dabei, dass die Denkmalpflege durch die medienwirksame Tätigkeit Berns zusehends als „terrain d'amusement“⁷² (Nicolas

Offenstadt) für Honoratioren und Liebhaber dargestellt wird und nicht mehr als staatliches Regal mit hauptamtlichen Beschäftigten aufgefasst wird. Alexandre Gady warnt daher in Anlehnung an Hannah Arendt vor dem „Amusement als tödlicher Version der Kultur“⁷³. Kulturerbe werde zu einem dekorativen „Sahnehäubchen“ degradiert, Denkmalbereiche würden wie „Indianerreservate“ behandelt (Jean-Michel Leniaud).⁷⁴ Das „Ziel eines vollgültigen, integrierten Daseins“⁷⁵ für Kulturdenkmale, wie es Hans-Rudolf Meier und Thomas Will fordern, rückt damit in immer weitere Ferne.

Problematisch bleibt auch, dass Bern in populistischer Weise Behörden und Bevölkerung gegenüberstellt und fordert, dass „die Franzosen mir recht geben [...], einschließlich entgegen einiger Personen in den Ministerien.“⁷⁶ Die „Mission Bern“, auch wenn sie neue Bevölkerungsschichten für Themen der Denkmalpflege begeistern konnte, vertieft damit den Graben zwischen staatlicher Institution

und zivilgesellschaftlichem Engagement. Hier wird die französische Denkmalpflege gefordert sein, sich verstärkt um den „Anschluss an den gesellschaftlichen Diskurs“⁷⁷ (Ingrid Scheurmann) zu bemühen.

Das Jahr 2018 stellt für die französische Denkmalpflege sicher einen Wendepunkt dar. Welche Möglichkeiten sich daraus eröffnen werden, wird in großem Maße davon abhängen, wie Frankreich in Zukunft „*l'art du partage*“ deklinieren wird (wörtlich „Kunst des Teilens“, Motto des Tags des offenen Denkmals in Frankreich 2018), und zwar sowohl das Teilen von Kompetenzen als auch von Deutungshoheiten. Entscheidend für die zukünftige Ausrichtung der Denkmalpflege in Frankreich – inhaltlich wie organisatorisch – wird dabei die Frage nach nachhaltigen Konzepten sein, die über punktuelle Events hinaus langfristige Perspektiven für die kontinuierliche Teilhabe einer pluralistischen Gesellschaft am Prozess des „sharing heritage“ eröffnen.

Abbildungsnachweis

- 1 Louis Changeur
- 2 La Française des Jeux (FDJ)
- 3 Nicolas Totet, Le Courrier Picard
- 4 Frauke Michler

Anmerkungen

- 1 «Emmanuel Macron désigne Stéphane Bern comme Monsieur Patrimoine»; FranceInfo, 16.09.2017; https://www.francetvinfo.fr/politique/emmanuel-macron/emmanuel-macron-confie-a-stephane-bern-une-mission-de-preservation-du-patrimoine_2374997.html (12.01.2019).
- 2 Bommelaer, Claire: Patrimoine. Dans sa lettre de mission, Macron soigne Bern et ménage Nyssen. Le Figaro, 26.09.2017; <http://www.lefigaro.fr/culture/2017/09/26/03004-20170926ARTFIG00277-patrimoine-dans-sa-lettre-de-mission-macron-soigne-bern-et-menage-nyssen.php> (12.01.2019).
- 3 «J'assume d'être monarchiste». Interview mit Stéphane Bern, La Libre Belgique, 13.10.2011; <http://www.lalibre.be/culture/medias-tele/bern-j-assume-d-etre-monarchiste-51b8dc7fe4b0de6db9c3a289> (12.01.2019).
- 4 Offenstadt, Nicolas: L'Histoire. Un combat au présent, Paris 2014, S. 33 35.
- 5 Nicolas Offenstadt, zitiert nach: Camu, Cyril: «Secrets d'Histoire» de Stéphane Bern est-elle une émission de propagande monarchiste ? Les Inrockuptibles, 29.05.2015; <https://www.lesinrocks.com/2015/05/29/actualite/secrets-dhistoire-de-stephane-bern-est-elle-une-emission-de-propagande-monarchiste-11750582> (12.01.2019).
- 6 Offenstadt, Nicolas: L'Histoire bling – bling. Le retour du roman national, Paris 2009.
- 7 'L'identité' française, thème de campagne politique en vue de 2017, L'Express (ohne Datum, Frühjahr 2017); https://www.lexpress.fr/actualite/politique/le-debat-sur-l-identite-nationale_828154.html (12.01.2019).
- 8 Le Pen, Marine: 144 engagements présidentiels; <https://www.rassemblementnational.fr/pdf/144-engagements.pdf>; S. 15 (12.01.2019).
- 9 Macron, Emmanuel: Discours lors de la réception en l'honneur des personnalités engagées pour le patrimoine, 31.05.2018; <http://www.elysee.fr/communiques-de-presse/article/trasncrption-du-discours-du-president-la-republique-emmanuel-macron-lors-de-la-reception-en-l-honneur-des-personnalites-engages-pour-le-patrimoine/> (12.01.2019).
- 10 Bommelaer, Claire: Macron déclare le patrimoine »cause nationale«, Le Figaro, 01.06.2018; <http://www.lefigaro.fr/culture/2018/05/31/03004-20180531ARTFIG00394-macron-declare-le-patrimoinecause-nationale.php> (12.01.2019).
- 11 Macron, Emmanuel 2018 (wie Anm. 9).
- 12 Bommelaer Claire u.a.: Le Figaro dévoile la liste des monuments retenus pour bénéficier du loto du patrimoi-ne, in: Le Figaro, 27.05.2018; http://www.lefigaro.fr/culture/2018/05/27/03004-20180527ARTFIG00169-lefigaro-devoile-la-liste-des-monuments-retenus-pour-beneficier-du-loto-du-patrimoine.php?redirect_premium (12.01.2019).
- 13 Onfray, Michel: Culture. Grattage ou tirage? Semaine du 28 novembre 2018; <https://michelonfray.com/interventions-hebdomadires/culture-grattage-ou-tirage?-autoplay=true&mode=video> (12.01.2019).
- 14 Guerrin, Michel: En nommant Stéphane Bern "Monsieur Patrimoine", l'Etat reconnaît son impuissance, in: Le Monde, 29.09.2018; https://www.lemonde.fr/idees/article/2017/09/29/en-nommant-stephane-bern-monsieur-patrimoine-l-etat-reconnait-son-impuissance_5193206_3232.html (12.01.2019).
- 15 Rykner, Didier: Emmanuel Macron, Stéphane Bern et le patrimoine, in: La Tribune de l'Art, 18.09.2017; <https://www.latribunedelart.com/emmanuel-macron-stephane-bern-et-le-patrimoine> (12.01.2019).
- 16 Billard, Sébastien: Stéphane Bern en charge du patrimoine. Sa vision de l'histoire est étiquée et orientée. Interview mit Nicolas Offenstadt, in: L'Obs, 18.09.2018; <https://www.nouvelobs.com/politique/20170918.OBS4778/stephane-bern-en-charge-du-patrimoine-sa-vision-de-l-histoire-est-etiquree-et-orientee.html> (12.01.2019).
- 17 Onfray, Michel: Le favori du roi. Semaine du 21 juillet 2018; <https://michelonfray.com/interventions-hebdomadires/le-favori-du-roi?mode=video> (12.01.2018).
- 18 Maurot, Élodie: Une bonne idée loin de tout résoudre. Interview mit Alexandre Gady, in: La Croix, 15.02.2018; <https://www.la-croix.com/Debats/Forum-et-debats/bonne-idee-loin-tout-resoudre-2018-02-15-1200914139> (12.01.2019).
- 19 Silbert, Nathalie: Stéphane Bern le fou du patrimoine, in: Les Echos Week-end, 12.01.2018; https://www.lesechos.fr/12/01/2018/LesEchosWeekEnd/00105-010-ECWE_stephane-bern-le-fou-du-patrimoine.htm (12.01.2019).
- 20 Françoise Nyssen, zitiert nach: Silbert, Nathalie 2018 (wie Anm. 19).
- 21 Alexandre Gady, zitiert nach: Maurot, Élodie 2018 (wie Anm. 18).
- 22 Carpentier, Laurent: J'ai le rôle du poil à gratter. Interview mit Stéphane Bern, in: Le Monde, 08.03.2018, S. 18 19, Grézard, Marie: «Cette année, j'y ai laissé ma peau». Interview mit Stéphane Bern, in: VSD Nr. 2130, September 2018, S. 18 19.
- 23 Stéphane Bern am 10. Februar 2018 auf RTL Radio; <https://www.programme-tv.net/news/tv/200776-coup-de-gueule-stephane-bern-denonce-les-hauts-fonctionnaires-qui-lui-mettent-des-batons-dans-les-roues-plutot-que-de-faire-leur-travail-video/> (12.01.2019)
- 24 Offenstadt, Nicolas: Tweet am 12.02.2018; <https://twitter.com/Offenstadt/status/963018466457456646> (12.01.2019).
- 25 Leniaud, Jean-Michel: Pourquoi (et comment) sauver notre patrimoine, in: Le Figaro, 14.09.2018;

- <http://www.lefigaro.fr/vox/politique/2018/09/14/31001-20180914ARTFIG00311-pourquoi-et-comment-sauver-notre-patrimoine.php> (12.01.2019).
- 26 Gady, Alexandre: Loto du patrimoine. Les jeux de l'amour et du hasard, in: Le Monde, 15.09.2018; https://www.lemonde.fr/idees/article/2018/09/15/loto-du-patrimoine-les-jeux-de-l-amour-et-du-hasard_5355376_3232.html (12.01.2019).
- 27 Rykner, Didier 2017 (wie Anm. 15).
- 28 Présentation de la mission Bern «Patrimoine en péril» et publication de la liste des projets retenus. Pressedossier des französischen Kulturministeriums, 31.05.2018; <http://www.culture.gouv.fr/Presse/Dossiers-de-presse/Presentation-de-la-mission-Bern-Patrimoine-en-peril-et-publication-de-la-liste-des-projets-retenus> (12.01.2019).
- 29 Sénat: Projet de loi de finances pour 2018. Culture. Patrimoines, 22.11.2017; <http://www.senat.fr/rap/a17-112-21/a17-112-218.html> (12.01.2019).
- 30 Ministère de la Culture et de la Communication: Les 20 ans de la Fondation du Patrimoine, 21.12.2016; <http://www.culture.gouv.fr/Actualites/Les-20-ans-de-la-Fondation-du-Patrimoine> (12.01.2019); vgl. auch Fondation du Patrimoine: Nos résultats; <https://www.fondation-patrimoine.org/fondation-du-patrimoine/nos-resultats> (12.01.2019)
- 31 Alexandre Gady, zitiert nach: Maurot, Élodie 2018 (wie Anm. 18).
- 32 Leniaud, Jean-Michel 2018 (wie Anm. 25).
- 33 Guillois, Aurélien: Le mécénat ne doit pas justifier l'érosion du service public. Interview mit Jean-Jacques Aillagon, in: Cultureveille, 03.09.2018; <https://cultureveille.fr/jean-jacques-aillagon-mecenat-ne-doit-pas-justifier-erosion-du-service-public/#X3jBWtzYUI78A4vX.99> (12.01.2019).
- 34 Alexandre Gady, zitiert nach: Maurot, Élodie 2018 (wie Anm. 18).
- 35 Onfray, Michel 2018 (wie Anm. 13).
- 36 Perraud, Antoine: Le loto du patrimoine, révélateur d'une hypocrisie culturelle, in: Mediapart, 12.06.2018; <https://www.mediapart.fr/journal/culture-idees/120618/le-loto-du-patrimoine-revelateur-dune-hypocrisie-culturelle?onglet=full> (12.01.2019).
- 37 Ciret, Jean-Paul: Loto du patrimoine. Une fausse bonne idée?, in: Fondation Jean Jaurès, 25.05.2018; <https://jean-jaures.org/nos-productions/loto-du-patrimoine-une-fausse-bonne-idee> (12.01.2019). Gady, Alexandre: Éditorial, in: Sites et monuments Nr. 224, 15.12.2017; <http://www.sppef.fr/2017/12/15/sites-monuments-n-224/> (12.01.2019). Rykner, Didier: Un loto patrimoine toute l'année!, in: La Tribune de l'Art, 24.10.2018; <https://www.latribunedelart.com/un-loto-patrimoine-toute-l-annee> (12.01.2019).
- 38 Gady, Alexandre: Éditorial, in: La lettre de la Société pour la protection des paysages et de l'esthétique de la France Nr. 9, Februar 2018, S. 1. Bastié, Eugénie / Campion, Etienne: La classe politique n'a pas conscience du désastre dans lequel notre patrimoine est plongé. Interview mit Didier Rykner, in: Figarox, 10.08.2018; <http://www.lefigaro.fr/vox/societe/2018/08/10/>
- 31003-20180810ARTFIG00101-la-classe-politique-n-a-pas-conscience-du-desastre-dans-lequel-notre-patrimoine-est-plonge.php (12.01.2019).
- Leniaud, Jean-Michel: Politique du patrimoine en France. Pour une redéfinition du rôle de l'État, in: Patrimoine européen, Nr. 3, 1995, S. 8-9. Jean-Michel Leniaud, Mitteilung am 06.07.2018. Christian Hottin, Mitteilungen am 16.06.2018 und am 01.10.2018.
- 39 Fuhrig, Dirk: Charismatische Visionärin. Frankreichs neue Kulturministerin Françoise Nyssen, in: Deutschlandfunk Kultur, 18.05.2017; https://www.deutschlandfunkkultur.de/frankreichs-neue-kulturministerin-francoise-nyssen.1270.de.html?dram:article_id=386521 (12.01.2019). Vgl. auch Hanemann, Joseph: Optimistisch und kollegial, in: Süddeutsche Zeitung, 19. Mai 2017, <https://www.sueddeutsche.de/kultur/kulturpolitik-optimistisch-und-kollegial-1.3514091> (12.01.2019).
- 40 Rykner, Didier: Philippe Bélaval chargé d'une mission sur la réorganisation de la direction générale des patrimoines, in: Tribune de l'Art, 04.07.2018; <https://www.latribunedelart.com/philippe-belaval-charge-d-une-mission-sur-la-reorganisation-de-la-direction-generale-des> (12.01.2019).
- 41 Rykner, Didier: La «stratégie patrimoine» d'un ministère en perdition, in: Tribune de l'Art, 18.11.2017; <https://www.latribunedelart.com/la-strategie-patrimoine-d-un-ministere-en-perdition> (12.01.2019). Vgl. auch Bommelaer, Claire: La valse des directeurs se poursuit au ministère de la Culture, in: Le Figaro, 27.04.2018; <http://www.lefigaro.fr/culture/2018/04/27/03004-20180427ARTFIG00293-la-valse-de-directeurs-se-poursuit-au-ministere-de-la-culture.php> (12.01.2019).
- 42 Bélaval, Philippe: Rapport. Mission sur le patrimoine. Des outils au service d'une vision, hg. vom Ministère de la Culture et de la Communication, 15.11.2018; <http://www.culture.gouv.fr/Thematiques/Developpement-culturel/Complement-d-objet-Articles/A-lire-ou-a-ecouter-ou-a-regarder/Rapport-de-Philippe-Belaval> (12.01.2019).
- 43 Guerrin, Michel: 2018 (wie Anm. 14).
- 44 Rykner, Didier 2017 (wie Anm. 41).
- 45 Gady, Alexandre 2017 (wie Anm. 37).
- 46 Patrimoine. Un loto à 15 millions pour faire oublier une coupe budgétaire de 33 millions, in: Le Canard enchaîné, 6. Juni 2018, S. 4.
- 47 Guerrin, Michel 2018 (wie Anm. 14).
- 48 Stéphane Bern quittera sa mission sur le patrimoine s'il n'est qu'un «cache-misère» ou «un pantin». FranceInfo, 31.08.2018; https://www.francetvinfo.fr/politique/emmanuel-macron/stephane-bern-quittera-sa-mission-sur-le-patrimoine-s-il-n-est-qu-un-cache-misere-ou-un-pantin_2919873.html (12.09.2019).
- 49 Patrimoine. Stéphane Bern menace de quitter sa mission s'il n'est qu'un «cache-misère». Culturebox, 01/09/2018; <https://culturebox.francetvinfo.fr/patrimoine-patrimoine-stephane-bern-quittera-sa-mission-s-il-n-est-qu-un-cache-misere-278573>.

- 50 Bleuzé-Martin, Ludivine: Macron ambitieux pour l'Aisne, in: L'Union, 08.09.2018, S. 2-3.
- 51 Bommelaer, Claire 2018 (wie Anm. 41); Carpentier, Laurent: Villers-Cotterêts, le chantier du président, in: Le Monde, 08.03.2018, S. 18.
- 52 Mitteilung von Jean-Michel Leniaud am 06.07.2018.
- 53 Didier Rykner, zitiert nach: Bastié, Eugénie 2018 (wie Anm. 38).
- 54 Alexandre Gady, zitiert nach: Patrimoine. Loto d'espoir et projet de loi inquiétant, in: Le Télégramme, 13.09.2018; <https://www.letelegramme.fr/france/patrimoine-loto-de-l-espoir-et-projet-de-loi-inquietant-13-09-2018-12077622.php> (12.01.2019). Gady, Alexandre: Le patrimoine menacé par les dérogations, in: Le Figaro, 27.06.2018, S. 18.
- 55 Les maires vont pouvoir raser gratis. Le Canard enchaîné, Nr. 5065, 22.11.2017, S. 5. Gady, Alexandre: Stéphane Bern a raison. Les architectes des bâtiments de France, gardiens du patrimoine, sont menacés, in: Le Figaro, 26.06.2018; <http://www.lefigaro.fr/vox/societe/2018/06/26/31003-20180626ARTFIG00315-alexandre-gady-le-patrimoine-menace-par-les-derogations.php> (12.01.2019).
- 56 Projet de loi ELAN, 20.09.2018; <https://www.senat.fr/presse/cp20180920a.html> (12.01.2019).
- 57 Rykner, Didier: Du loto patrimoine à Perpignan, in: La Tribune de l'Art, 28.06.2018; <https://www.latribunedelart.com/du-loto-patrimoine-a-perpignan> (12.01.2019)
- 58 Alexandre Gady, zitiert nach: Chéreau, Anne: «Avec la loi Elan, on aurait passé le bulldozer dans le Marais», préviennent les défenseurs du patrimoine, in: FranceTVInfo, 06.06.2018; https://www.francetvinfo.fr/politique/avec-la-loi-elan-on-aurait-passe-le-bulldozer-dans-le-marais-previennent-les-defenseurs-du-patrimoine_2788685.html (12.01.2019).
- 59 Le Chatelier, Luc: Stéphane Bern. L'amuseur ne s'amuse plus. Tweet vom 03.09.2018; <https://twitter.com/luclechat/status/1036660433858514944> (12.01.2019)
- 60 Rykner, Didier: Avis conforme des ABF, recours des associations... Le patrimoine une nouvelle fois gravement menacé, in: Tribune de l'Art, 16.05.2018; <https://www.latribunedelart.com/avis-conforme-des-abf-recours-des-associations-le-patrimoine-une-nouvelle-fois-gravement-menace> (12.01.2019).
- 61 Le Chatelier, Luc 2018 (wie Anm. 59).
- 62 Evin, Florence: Jack Lang sur le patrimoine. «Je ne voudrais pas que l'Etat y perde des plumes». Interview mit Jack Lang, in: Le Monde, 29.09.2015; https://www.lemonde.fr/architecture/article/2015/09/29/jack-lang-je-ne-voudrais-pas-que-l-etat-y-perde-des-plumes_4776818_1809550.html (12.01.2019).
- 63 Bélaval, Philippe 2018 (wie Anm. 42).
- 64 Hugounenq, Sarah: Le rapport Bélaval. Une bombe pour révolutionner la politique du ministère, in: Le Quotidien de l'Art, Nr.1606, 15.11.2018, S. 5. Rykner, Didier: Les secrets du rapport Belaval, in: La Tribune de l'Art, 13.11.2018; <https://www.latribunedelart.com/les-secrets-du-rapport-belaval> (12.01.2019).
- 65 Vinken, Gerhard: Amt und Gesellschaft. Bewertungsfragen in der Denkmalpflege, in: Denkmal – Werte – Bewertung. Denkmalpflege im Spannungsfeld von Fachinstituition und bürgerschaftlichem Engagement, hg. von Birgit Franz und dems., Veröffentlichung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Band 23, Holzminden 2014, S. 19-28.
- 66 Rykner, Didier 2018 (wie Anm. 37).
- 67 Stéphane Bern, zitiert nach: Silbert, Nathalie 2018 (wie Anm. 19).
- 68 Bommelaer, Claire 2018 (wie Anm. 10).
- 69 Fonton, Mickaël: L'amusement est une version mortifère de la culture. Interview mit Alexandre Gady, in: Valeurs Actuelles, 05.08.2018; <https://www.valeursactuelles.com/societe/lamusement-est-une-version-mortifere-de-la-culture-87178> (12.01.2019).
- 70 Leniaud, Jean-Michel 2018 (wie Anm. 25).
- 71 Jack Lang, zitiert nach: Evin, Florence 2015 (wie Anm. 62).
- 72 Nicolas Offenstadt, zitiert nach: Billard, Sébastien 2018 (wie Anm. 16).
- 73 Alexandre Gady, zitiert nach: Fonton, Mickaël 2018 (wie Anm. 69).
- 74 Leniaud, Jean-Michel: Droit de cité pour le patrimoine, Québec 2013, S. 212.
- 75 Meier, Hans-Rudolf / Will, Thomas: Dehio 2000 – Paradigmenwechsel in der modernen Denkmalpflege?, in: ZeitSchichten. Erkennen und Erhalten – Denkmalpflege in Deutschland, hg. von Ingrid Scheurmann, München 2005, S. 320-329, S. 329.
- 76 Stéphane Bern, zitiert nach: Patrimoine. Un nouveau loto pour sauver des monuments «emblématiques» en péril, in: Le Monde, 03.09.2018; https://www.lemonde.fr/societe/article/2018/09/03/lancement-d-un-nouveau-loto-pour-sauver-le-patrimoine_5349434_3224.html (12.01.2019).
- 77 Scheurmann, Ingrid: Tagungszusammenfassung bei der Abschlussdiskussion der Jahrestagung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege 2018 in Tallinn am 05.10.2018.



Foto:
Ingrid Scheurmann

Neue Perspektiven



Neue Stadtzentren als Spiegel multipler Identitäten

EVA VON ENGELBERG-DOČKAL

SUMMARY

This article addresses areas of new inner-city construction from the past few decades in which an historicizing approach has been adopted, examining them with regard to their design concept and their claims to contribute to the formation and consolidation of identity. These claims are evoked in designations such as “New Old Town”, the “New Centre” or the “New Downtown”. Using selected examples, the following themes are discussed: the 1970s mark a caesura and represent the beginning of a new, ‘postmodern’ urban concept. It involves the tendency in large cities toward a plurality of *centres* which are meant to be experienced as a progression or an optical synopsis. Referring to different historical layers and levels of meaning, various narratives of the city in the sense of *possible* pasts and presents stand next to each other on an equal footing. On the one hand, the new centres comprise spaces of experience of the greatest possible specificity and singularity, while on the other they offer various freely selectable and combinable identity options. This urban concept thus distinguishes itself from the holistic urban model of modernism, including its contrastive juxtaposition of modernist and (purportedly) historic buildings. The *island of tradition* is also part of this older concept in the developmental history of urbanism, a part which – as the article posits – does not find its continuation in more recent historicizing ensembles: while the latter are likewise conceived as design units and can be experienced as such, they do not stand isolated in the urban fabric. Calculated contextualization on the level of planning and design as well as the combining of historicizing construction, reconstruction and translocation with modernistic new construction instead causes a softening and blurring of boundaries.

Neue Zentren in alten Städten

Mit der Ausdehnung der Städte und der Citybildung in der Moderne wurden die historischen Kernstädte zu ‚Altstädten‘. Lange Zeit blieben diese bestimmt für das Selbstverständnis der jeweiligen Stadt. Dass diese Altstädte zwar das Adjektiv ‚alt‘ im Namen tragen, aber nicht (oder nur partiell) alt sind, wissen wir: Geschaffen als Gegenbild zum modernen Stadtgefüge sind sie ‚Produkte‘ des modernen Städtebaus und umfassender Sanierungsmaßnahmen, wie es vor allem Gerhard Vinzenz herausgestellt hat.¹ Die Altstadt bildet also kein konserviertes ‚Überbleibsel‘ der historischen Stadt, sondern ist vielmehr der Zeit ihrer Neuschaffung bzw. Neuinszenierung zugehörig. Als ‚Sonderzone‘ vertritt sie jedoch den Anspruch auf Traditionsvermittlung und, wie Birte Pusback 2006 in ihrer Dissertation „Stadt als Heimat“ aufzeigte,² ein heimat- und identitätsstiftendes Moment.

Themen dieses Beitrags sind nicht diese Altstädte in ihrer Gesamtheit, sondern die vielfach entstandenen und weiter entstehenden historisierenden Neubauareale innerhalb dieser Zonen, die häufig als „Neue Altstadt“ oder „Neue Mitte“ firmieren. Als neue Zentren verbindet sie der Anspruch eines Identifikationsangebots für die BürgerInnen der Stadt. Vielfach beruhen diese Angebote auf einer Traditionsvermittlung über städtebauliche oder formal-gestalterische Bezugnahmen auf den jeweiligen Ort. Bezeichnend ist, dass sie dabei nicht allein auftreten, sondern parallel zu weiteren Zentren entstehen.

Wie unter anderem Clifford Geertz 1996 in seiner Schrift „Welt in Stücken“ darlegte, führt die Globalisierung nicht nur zu Vereinheitlichung und Homogenisierung, sondern auch zu einer verstärkten Differenzierung und kulturellen Abgrenzung. Diese „Fragmentierung“ der Welt mit einem Nebeneinander unterschiedlicher Lebensentwürfe bedingt eine „Pluralität der Zugehörigkeiten und Seinsweisen“,³ die sich in einer neuen Vielfalt von Identitätsangeboten spiegelt. Globalisierung, Indivi-

dualisierung und Pluralisierung erscheinen damit nicht als Gegensätze, sondern bedingen sich vielmehr gegenseitig. Hier setzt der Beitrag an und fragt nach Bedeutung und Folgen für Städtebau und Architektur. Vielfach wurde für diesen Bereich der aktuelle Trend zu Regionalismen, Traditionalismen und historisierenden Formen als Reaktion auf die Globalisierung gedeutet. Ausgehend von der Dialektik von Globalem und Lokalem richtet auch die Raumtheorie ihre Aufmerksamkeit wieder auf den konkreten Ort. Im Fokus stehen dort die Besonderheit und damit die Unterscheidbarkeit der Städte im Kontext der wachsenden Standortkonkurrenz.⁴ Dieser Beitrag fragt dagegen, ob und inwiefern sich die „Pluralität der Zugehörigkeiten“ auch innerhalb der (Groß)städte selbst niederschlägt.

Neue historisierende Zentren entstehen seit dem frühen 20. Jahrhundert im Kontext der Stadsanierungen. Ein frühes Beispiel bietet Stuttgart, wo 1906 ein südlich des Marktes liegendes, etwa 10 % der mittelalterlichen Stadtfläche umfassendes Altstadtquartier abgebrochen und in der Folge neu bebaut wurde.⁵ Dabei orientierte man sich an der historischen Situation, mit dem Ziel, den „Altstadtkarakter“ nicht nur zu bewahren, sondern sogar noch zu steigern. Dessen ungeachtet wurden diverse Straßenerweiterungen und -begradigungen zur Bewältigung des wachsenden Verkehrs durchgeführt und entstanden statt der vormaligen Fachwerkhäuser nun deutlich größere Putzbauten in moderner Eisenfachwerkkonstruktion. Dem Ziel eines harmonischen Gesamtbildes geschuldet sind die einheitlichen Geschoss- und Firstlinien sowie die Sandsteinquaderungen in den Erdgeschossen. Im Einzelnen zeigt sich die Gestaltung jedoch bewusst abwechslungsreich unter Verwendung frei erfundener Elemente wie Türmchen, Erker und Fassadenmalereien. Mehrfach wurde dabei auf Vorbilder der Renaissance als einer für Stuttgart wichtigen Zeitphase zurückgegriffen. Die verbreiterte Straßengabelung an der Geißstraße, hervorgehoben durch einen neuen Brunnen und einen optisch als Rathaus auftretenden Kopfbau, erscheint als Zentrum des Areals, das nun unweit des historischen und sehr viel größeren Marktplatzes der Stadt entstanden war. Von Anfang an sollte das Areal ein Anziehungspunkt für Einheimische wie Fremde sein.⁶ Nach Fertigstellung kamen Postkarten mit unterschiedlichen Ansichten auf den Markt, welche die nagelneuen Bauten unter dem Titel „Stuttgarter Altstadt“ verbreiteten (Abb. 1); und tatsächlich



Abb. 1: Postkarte „Stuttgarter Altstadt“ (nach 1909).

fungierte diese neue ‚Miniatur-Altstadt‘ als Erkennungsmotiv der württembergischen Hauptstadt⁷. Bereits hier findet sich also eine gezielte Medialisierung eines neuen historisierenden Zentrums. Dieses präsentierte sich nicht nur als ein harmonisches Ensemble, sondern fügte sich auch bruchlos in die bauliche Umgebung ein.

Wichtig für Verständnis und Einordnung der historisierenden Zentren ist der Vergleich mit dem verwandten, aber – so meine These – nicht identischen Konzept der sogenannten Traditionsinsel. Als Konzentration erhaltener sowie an diese Stelle translozierter oder dort rekonstruierter historischer Bauten liefern Letztere das Erscheinungsbild eines ‚möglichen historischen‘ Bauensembles. Zu den oftmals nicht umgesetzten Planungen der 1930er-Jahre zählt die Neubebauung der Hamburger Cremoninsel mit hierher versetzten historischen Gebäuden und Baufragmenten aller Art,

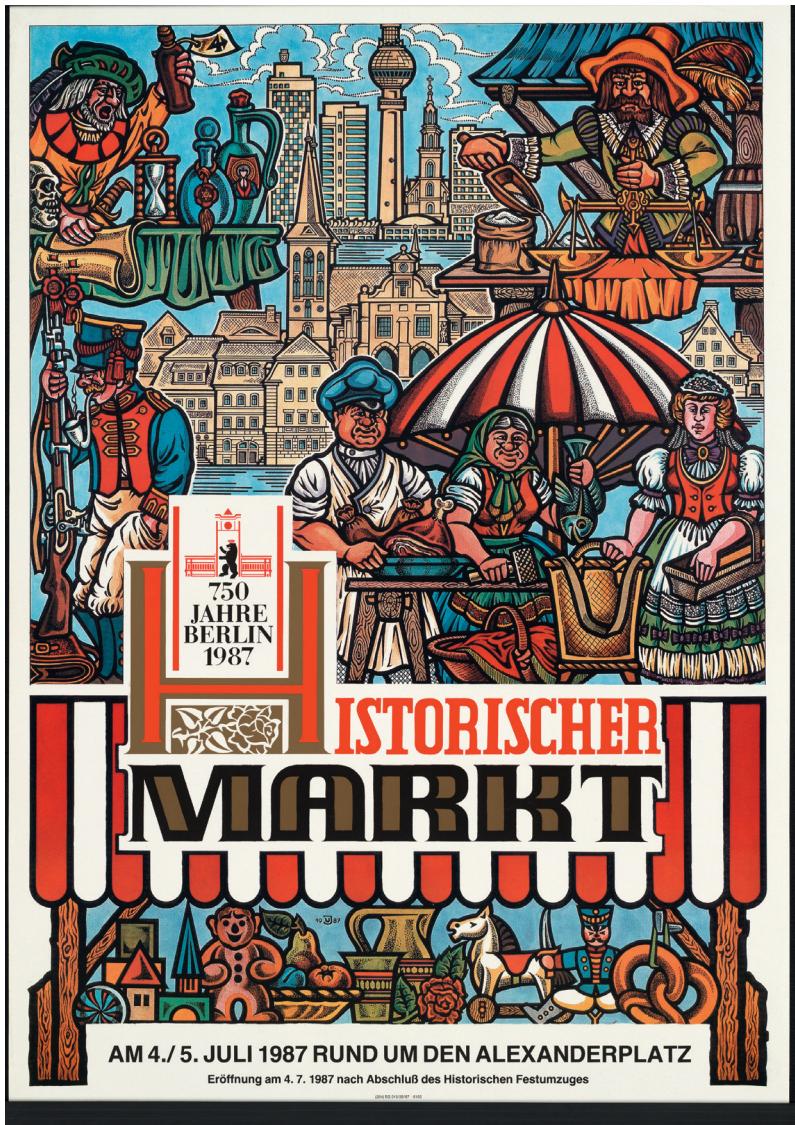


Abb. 2: Plakat zum Stadtjubiläum „750 Jahre Berlin 1987“ mit Bauten des Nikolaiviertels, Ost-Berlin (1987).

welche durch die Häuserabbrüche bei Anlage der neuen Ost-West-Straße und der Elbuferbebauung angefallen wären.⁸ Zur Umsetzung kam das Gebiet um Groß St. Martin in Köln, dessen Neugestaltung dann die Grundlage für den Wiederaufbau der Kölner „Altstadt“ nach dem Zweiten Weltkrieg bildete.⁹ Deutlich wird hier, dass dieses Konzept über einen längeren Zeitraum hin auftrat und nicht an ein bestimmtes politisches System gebunden war. Im Zuge des modernistischen Wiederaufbaus erlebte es eine Blüte und wurde zugleich auch der Begriff der ‚Traditionsinsel‘ geprägt.¹⁰ Ein prominentes Beispiel bilden Kramerstraße und Holzmarkt in Hannover, wo ein Ensemble aus erhaltenen und hierhin translozierten Bauten entstand, allesamt von „störenden Zutaten befreit“ und durch ihre neue Farbgebung verbunden.¹¹ Kennzeichnend für die Traditionsinseln ist einerseits ihre gestalterische

Homogenität unter Zugriff auf bestimmte lokal prägende Zeitschichten und Bautraditionen und andererseits ihre kontrastierende Setzung zur modernistisch wieder aufgebauten Stadt. Deutlich wird hier die gegenseitige Abhängigkeit von ‚Modernität‘ und vermeintlichem ‚Alter‘ durch die weitgehend unvermittelte Gegenüberstellung. Das in der Moderne generierte Konzept der Traditionsinsel initiierte somit zugleich ein (künstlich erzeugtes) Gegenbild, das dessen Modernität umso mehr heraushebt.

Mit der „Krise der Moderne“ und der Rückbesinnung auf die historische Stadt entstand in den 1970er-Jahren ein neues Interesse an den Altstädten. Zugleich erlebten wir einen Boom der neuen historisierenden Zentren, die sich nun jedoch – wie im Folgenden darzulegen – in einzelnen Aspekten sowohl von ihren historischen Vorgängern wie der Stuttgarter ‚Altstadt‘ als auch den Traditionsinseln unterscheiden.

Ein frühes Beispiel ist das inzwischen unter Denkmalschutz gestellte Berliner Nikolaiviertel (1979–1986). Dieses zeigt, wie andere historisierende Zentren seit dieser Zeit, einen Ansatz, den ich – dem Epochensymbol folgend – als ‚postmodern‘ bezeichne. Mit Blick auf die 750-Jahr-Feier der Stadt entstand ab 1983 das Areal um die mittelalterliche Nikolaikirche, das einige verbliebene historische Gebäude mit Neubauten verschiedenster historisierender Praktiken¹² verbindet: Fassadenrekonstruktionen wie bei den Wohnhäusern um die Kirche, eine Kopie (der in den Schlosspark Babelsberg translozierten Gerichtslaube), eine Translozierung (Ephraim-Palais) sowie freie historisierende Gestaltungen unterschiedlichen Abstraktionsgrades. Im Fall des Hauses „Zur Rippe“ sowie des Gasthauses „Zum Nußbaum“ haben wir es mit einer weiteren historisierenden Praktik zu tun, befanden sich die Vorgänger doch an anderer Stelle der Stadt und wurden hier komplett neu erbaut.¹³ Charakteristisch für das Nikolaiviertel ist also das eklektische Verfahren, das verschiedene bauliche Praktiken und gestalterische Konzepte verbindet. Die formalen und typologischen Rückgriffe beziehen sich dabei auf unterschiedliche Zeitphasen, zudem wurden erkennbar zeitgenössische Bauten in den Komplex integriert. Als Ergebnis präsentiert sich eine kleinteilige und formal vielfältige ‚Altstadt‘, die aber als Einheit erkennbar ist. Neben der Schaffung eines harmonisierten Gesamtbildes durch Übernahme von First- und Gesimslinien, Sockelausbildungen

und Einzelmotiven wurde auch gezielt zur umgebenden Bebauung vermittelt. So bindet die höhere Randbebauung das Neubauareal in das Stadtgefüge ein. Als Bezugspunkt sollte der städtische Kontext, hier die mehrheitlich modernistische Umgebung wie die Hochhäuser der Fischerinsel oder der Fernsehturm, sichtbar und präsent bleiben (Abb. 2). Fotografien des Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienstes zeigen diese offensichtlich gewollte Zusammenschau, die nun nicht mehr die isolierte Abgeschlossenheit der ‚historischen‘ Areale im Sinne der Traditioninseln besitzt (Abb. 3). Vielmehr gehen die Bereiche angesichts der großen Bandbreite unterschiedlicher historisierender und modernistischer Lösungen ineinander über. Auch ein nach Fertigstellung des Nikolaiviertels erschienener opulenter Bildband betont diese Vielfalt der Erscheinungen durch eine bewusste Gegenüberstellung der verschiedenen Zeitschichten.¹⁴

Kontextualisierung und eklektische Vielfalt scheinen also – abweichend vom älteren Konzept der Traditioninsel – bestimmend für die ‚postmodernen‘ Zentren ab den 1970er-Jahren. Dies gilt im

kleineren Maßstab auch für die sogenannte „Dreieckgebäudegruppe am Holzmarkt“ in Hannover (1981 bis 83), die ein bestehendes historistisches Haus, die (allerdings nicht am Ursprungsort realisierte) ‚Fassadenrekonstruktion‘ des Leibnizhauses und einen (historisierenden) Neubau verbindet. Das neu entstandene Gebäudeensemble zeigt also ebenfalls ein eklektisches Konzept wie auch eine bewusste Vermittlung zur umgebenden Bebauung. Diese zeittypische Lösung findet sich in ganz ähnlicher Form bei den Fassadenrekonstruktionen der Frankfurter Römerberg-Ostzeile (1981–84) als Teil des neu errichteten Dom-Römerberg-Areals, das – zeitlich parallel zum Berliner Nikolaiviertel entstanden – ebenfalls zu den postmodernen Altstadtensembles gezählt werden kann.¹⁵

Dasselbe Konzept zeigt grundsätzlich auch die Frankfurter „Neue Altstadt“ (2012–18), die sich nach Abriss mehrerer Gebäude in das verbliebene städtebauliche Umfeld einpasst und einzelne „schöpferische Nachbauten“ mit Neubauten in historisierenden wie modernistischen Formen kombiniert. Bei aller Vielfalt der baulichen Verfahren



Abb. 3: Nikolaiviertel mit den Hochhäusern der Fischerinsel im Hintergrund (1988).



Abb. 4: „Neue Altstadt“, Frankfurt a. M., Krönungsweg (2018).

und Gestaltungslösungen wurde auch hier (durch angeglichene Geschosshöhen, Auskragungen und Sockelbildungen) ein harmonisches Gesamtbild angestrebt und auf kontrastierende Glas-Stahl-Fassaden verzichtet.

Offenbar wünscht man diese dezidierte Vielfalt heute aber auch für die gesamte Innenstadt. Häufig präsentiert sich Frankfurt daher durch die Hochhaus-Skyline des Bankenviertels („Mainhattan“) in Verbindung mit dem Römerberg. Beliebt scheinen zudem Luftbilder mit den Glastürmen im Hintergrund, Paulskirche und Römerberg im Mittel- sowie der postmodernen „Schirn“ Kunsthalle und aktuell der „Neuen Altstadt“ im Vordergrund.¹⁶

Erst die Zusammenschau dieser unterschiedlichen Bereiche ergibt das charakteristische vielfältige heutige Stadtbild und damit die ‚Marke Frankfurt‘. Entsprechend zeigen auch Visualisierungen¹⁷ und offizielle Fotografien der „Neuen Altstadt“ (Abb. 4) diese Kombinationen. Alle Ensembles scheinen dabei grundsätzlich das Potential identitätsstiftender Orte zu besitzen: als internationales Bankenzentrum (Hochhäuser), ‚Wiege der deutschen Demokratie‘ (Paulskirche), Kunstzentrum („Schirn“) und Erbe der Freien Reichsstadt samt Krönungsort

der deutschen Kaiser („Neue Altstadt“). Das hier skizzierte Panorama ist dabei ein dezidiert zeitgenössisches: Nicht nur die meisten Bauwerke, sondern auch die positiven Bedeutungszuweisungen stammen aus den letzten Jahrzehnten. So entwickelte die (sich bis heute stetig verändernde) Hochhausskyline erst in den 1980er-Jahren ihr positives Image,¹⁸ gleichzeitig mit Entstehung der populären Fassadenrekonstruktionen der Römerberg-Ostzeile.¹⁹ Im Jahr 2000 plädierte man für die Ensemblewirkung von Hochhäusern im Stadtraum zur Förderung der „Identitätsbildung“,²⁰ wenige Jahre später begann die Diskussion um den Neubau der „Neuen Altstadt“.

Auch in Berlin entstanden nach dem Nikolaierviertel weitere neue Stadtzentren, die eine Erweiterung des Identitätsangebots liefern können. Gemeinsam ist ihnen der historisierende Ansatz bei Wiederaufnahme früherer städtebaulicher Strukturen, vergleichbar der Frankfurter „Neuen Altstadt“ auf dem spätmittelalterlichen Stadtgrundrundriss. Auch beim Potsdamer Platz, der als neues Zentrum der wiedervereinigten deutschen Hauptstadt unmittelbar nach der politischen Wende auf dem vormaligen Mauerstreifen emporwuchs, wurde auf histo-



Abb. 5: „HafenCity“ Hamburg mit Kirchtürmen und Speicherstadt (2012).

rische Zeitphasen zurückgegriffen.²¹ Ausgangsbasis der Neubebauung war die vormals verkehrsreiche Straßenkreuzung in Verbindung mit dem barocken Oktogon (Leipziger Platz). Als Leitbild wählte man das großstädtische Berlin der ‚Goldenzen Zwanziger Jahre‘, als dessen Mittelpunkt der Potsdamer Platz galt. Da nach Kriegszerstörung und Bau der Grenzanlagen fast keine historische Bausubstanz erhalten war, hätte hier grundsätzlich jede Form der Bebauung entstehen können. Realisiert wurde ein Platz der Moderne, der sich wie sein Vorgänger durch Verkehrs-, Konsum- und Vergnügungsbauten auszeichnet und dessen markante Hochhäuser auf die 1920er Jahre verweisen, einschließlich Mies van der Rohes bekanntem Entwurf für das Hochhaus am Bahnhof Friedrichstraße (1921). Weitere Assoziationen weckt die Gestaltung der Eingangsgebäude des Bahnhofs Potsdamer Platz mit der nahe gelegenen Neuen Nationalgalerie und damit einer weiteren Ikone der Architekturmoderne. Als konkreter lokaler Bezug wurden zudem die Figur des Oktogons aufgenommen, die erhaltenen Fragmente des Hotel Esplanade und Weinhaus Huth integriert sowie der Verkehrsturm aus dem Jahr 1924 rekonstruiert. Damit ist der neue Potsdamer Platz vom Konzept her

vergleichbar mit der Frankfurter ‚Neuen Altstadt‘ und deren Rekonstruktionen und vielfältigem Spolieneinsatz.

Ein weiteres neues Berliner Stadtzentrum bildet der wieder aufgebaute Pariser Platz. Auch er entstand nach der Wende auf dem Gebiet des vormaligen Mauerstreifens, hier unter Einbeziehung des symbolträchtigen Brandenburger Tors. Leitbild des Wiederaufbaus war das 19. Jahrhundert, vor allem die Kaiserzeit mit Berlin als Hauptstadt: Als ‚gute Stube‘ der Stadt versammelte der Pariser Platz verschiedene Botschaftsgebäude, die Akademie der Künste und das Hotel Adlon, die nun in ihre Neubauten ‚zurückkehrten‘. Übernommen wurden vom historischen Platz der Maßstab und im Einzelfall die Geschossgliederung der Fassaden, ebenso die Pflasterung und die Wasserbecken mit Fontänen. Natürlich haben wir es in Berlin mit einer spezifischen Situation zu tun, existieren doch seit der Teilung jeweils eigene Hauptzentren im Westen und Osten der Stadt. Potsdamer und Pariser Platz fungieren somit als weitere neue Zentren der wiedervereinigten Stadt, ohne dabei als die eine, einzige ‚Berliner Altstadt‘ zu reüssieren.²²

Dass diese historisierenden Neubauensembles mit dem Anspruch von Stadtzentren und entsprechendem Identitätspotenzial auftreten, bekräftigt der geradezu inflationäre Gebrauch des Begriffs ‚Herz‘ quer durch alle Medien: genannt wird etwa der Potsdamer Platz als das „alte Herz von Berlin“²³ oder die Frankfurter „Neue Altstadt“ als „Herz der Stadt“²⁴. Das Herz steht hier nicht nur für ein lebensnotwendiges Organ, sondern bezeichnet vor allem auch den Ort der Emotionen, die wiederum für die Identitätsbildung von zentraler Bedeutung sind.

Auch in Hamburg ist vom „Herz[en] der Metropole“ die Rede und verkündet das offizielle Stadtportal der Hansestadt zugleich: „Das Herz Hamburgs liegt in seiner Altstadt!“²⁵ Illustriert wird dies durch ein Luftbild der Innenstadt mit dem Kontorhausviertel, entstanden in den 1920er-Jahren an der Stelle der historischen Bebauung und seit 2015 Teil des UNESCO-Weltkulturerbes. Daneben gibt es im modernistisch wieder aufgebauten Hamburg sogar zwei Traditioninseln: eine Reihe historischer bzw. historisierend errichteter Häuser an der Deichstraße und das Ensemble an der Peterstraße mit neu aufgebauten bzw. an diesem Ort kopierten ‚Alt-Hamburger‘ Bauten. Beide

Traditioninseln haben aber nicht die Funktion von Stadtzentren. Dies beansprucht ein anderes Neubauquartier, die seit 2001 entstehende „HafenCity“, die Ilse Helbrecht dem Typus der ‚New Downtown‘ zuordnet. 2009 beschrieb sie die Schaffung neuer innerstädtischer Zentren im Rahmen der „Urban Renaissance“, wobei sie der Architektur eine verstärkte Bedeutung in der „semiotischen Simulation lokaler Tradition“ zuwies. Gerade weil kein „quasinnatürliches Stadtzentrum“ mehr bestehe, werden die „baukulturelle Repräsentation und Eroberung von Zentralität im ästhetischen Gestus wichtiger“.²⁶ Auch Jürgen Bruns-Berentelg, Geschäftsführer der „HafenCity“, verwendet diesen Begriff: „Ziel ist es, eine herausragende, nachhaltige ‚New Downtown‘ in der Tradition des europäischen Urbanismus zu schaffen.“²⁷ Allerdings assoziiert die Bezeichnung (entsprechend dem Südteil Manhattans) einen älteren und ‚höherwertigen‘ Stadtteil, was die „HafenCity“ als Konversionsareal und bloße, wenn auch großflächige Ergänzung der historischen Kernstadt gar nicht sein will. Nichtsdestotrotz verweist die medienwirksame Aufnahme des Begriffs darauf, dass offenbar ein Bedürfnis nach neuen identitätsstiftenden Zentren besteht. Interessant ist zudem



Abb. 6: „Neue Altstadt“ Frankfurt a. M., Eröffnung (28.9.2018).

die dezidierte Kontextualisierung, die durch die Zusammenschau von historischen Kirchtürmen und Speicherstadt sowie den Neubauten der „HafenCity“ in jeweils rotem Sichtbackstein präsentiert wird (Abb. 5)²⁸, – eine Bezugnahme auf den Ort und seine Eigenheiten, wie sie auch andere Projekte seit den 1970er-Jahren zeigen. Schließlich folgt die „HafenCity“ auch in der Herausstellung ihrer zehn unterschiedlichen Bereiche dem hier beschriebenen pluralen Stadtkonzept.²⁹

Seit den 1970er-Jahren finden sich in deutschen Großstädten also historisierende Neubauensembles, die als Stadtzentren auftreten und damit (im Gegensatz zu anderen historisierenden ‚Erlebnisräumen‘) Identitätsangebote liefern. Bestimmend ist dabei die Konstruktion vermeintlich historischer Orte durch lokale bzw. regional bestimmte Bauweisen, historisierende Bauformen, den Einsatz von Spolien und die Rekonstruktion von Vorgängerbauten. Die jeweils frei gewählten städtebaulichen Leitbilder gehören unterschiedlichen Zeitschichten an: dem Mittelalter (Frankfurter „Neue Altstadt“), dem Barock (Dresdener Neumarkt), der Gründerzeit (Pariser Platz in Berlin) und den 1920er-Jahren (Potsdamer Platz, ebendort). Während hierbei andere Zeitschichten und historische Zäsuren konsequent ausgeblendet werden, nehmen die Fassadengestaltungen auf unterschiedliche Epochen Bezug und zeigen auch dezidiert modernistische Lösungen, wodurch das Bild eines gewachsenen Ensembles auf Basis der jeweils gewählten historischen Struktur evoziert wird.

Aktuell scheint sich ein Trend hin zu einer Vervielfältigung von ‚Stadtzentren‘ mit unterschiedlichen Charakteren abzuzeichnen. Diese nehmen – wie ihre historischen Vorgänger – jeweils nur einen kleinen Teil der Kernstädte ein: Auch die Frankfurter „Neue Altstadt“ präsentiert sich angesichts des nahe gelegenen historischen Zentrums (Römerberg) wie eine Miniatur-Altstadt im Sinne einer „Stadt in der Stadt“ (Abb. 6). Die hier gewählte Bezeichnung des postmodernen Stadtkonzepts basiert auf den seit den 1970er-Jahren prägenden Merkmalen dieser Epoche: Ergänzend zum ‚postmodernen Leitbild‘ der Stadtplanung mit seiner angestrebten Kontextualität, der Rückbindung an historische Strukturen und der geforderten Funktionsmischung sowie zu den ‚postmodernen Räumen‘ der Stadtsoziologie wird dabei vor allem das Prinzip der Pluralität betont. Der Fokus verschob sich zugleich von einzelnen Bauprojekten und Stadtzentren auf die (Innen)stadt als Ganzes. Hierin liegt dann auch der entscheidende Unterschied zwischen der ‚Stuttgar-

ter Altstadt‘ (1906–09) und der in vielen Aspekten ansonsten ganz ähnlich konzipierten ‚Neuen Altstadt‘ in Frankfurt (2012–18). Zweifellos verfolgen die neuen Zentren auch ökonomische Ziele, aber (anders als etwa historisierende Shopping Malls und Outlet Center) nicht ausschließlich und wohl auch nicht primär. Von den Kommunen wird die Vielfalt unterschiedlicher Zentren und Identitätsangebote offenbar als Strategie innerhalb der Städtekonkurrenz gesehen, wobei neben einer spezifischen Ausbildung vor allem auch deren Kombination ein (identitätsstiftendes) Alleinstellungsmerkmal bildet. Vorgeschlagen wird hier nun, das Nebeneinander von verschiedenen gleichwertigen Identitätsangeboten als Äquivalent zur zunehmenden Ausdifferenzierung der Gesellschaft und Pluralität der Lebensstile zu lesen: Die Identifikation mit einem Ort (z. B. dem Frankfurter Bankenviertel) schließt dabei die mit anderen (wie der dortigen Neuen Altstadt) nicht aus. So erwachsen innerhalb einer Stadt verschiedene Identitätsangebote, derer man sich beliebig bedienen und die man frei kombinieren kann.³⁰ Die neu en historisierenden Zentren sollten daher weniger isoliert gelesen werden, sondern als Teil einer zeit-typischen, dezidiert pluralen Stadtgesamtheit. Diese historisierenden Neubauensembles ausschließlich als kompensatorische Gegenreaktion auf die (Nachkriegs)Moderne und als versuchte Rückkehr in vor-moderne Zeiten zu deuten, scheint damit zu kurz gegriffen. Vielmehr sind sie Teil des jüngeren post-modernen Stadtkonzepts, das von der Vielfalt, er-fahrbar in Form einer Zusammenschau oder als Ab-folge unterschiedlicher Settings, lebt. Meine These zielt daher auf eine Absetzung vom polaren Konzept der Moderne mit ihren Anspruch auf Einheitlichkeit und ihren kontrastierend gesetzten Denkmälern und Traditioninseln.

Dies hat auch Auswirkungen auf die Vorstel-lung der historischen Stadt. So präsentiert das jüngere Stadtkonzept nicht mehr vermeintlich historische ‚Überbleibsel‘, sondern bietet stattdessen eine Collage verschiedener ‚möglicher‘ Vergangen-heiten. Hier wäre an Oswald Mathias Ungers (post-modernes) Konzept des Stadtarchipels zu denken, das, 1977 für West-Berlin entwickelt (und 1985 auf Frankfurt am Main übertragen), bereits spezifische, antithetisch gestaltete „Stadteinheiten“ als „Identitätsräume“ mit unterschiedlichen historischen Be-zugnahmen definierte.³¹

Abbildungsnachweis

- 1, 6 Archiv der Verfasserin
- 2 Landesarchiv Berlin, F Rep. 260-02 Nr. A_2224 / Urhebende: JU 1987
- 3 Bundesarchiv, Bild 183-1988-0914-020 / CC-BY-SA 3.0c, Thomas Uhlemann, 14.9.1988; Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst – Zentralbild (Bild 183)
- 4 DomRömer GmbH/Uwe Dettmar, 2018
- 5 HafenCity Hamburg GmbH/Thomas Hampel, 2012

Anmerkungen

- 1 Vinken, Gerhard: Gegenbild, Traditioninsel, Sonderzeone. Altstadt im modernen Städtebau, in: Echt, alt, schön, wahr. Zeitschichten der Denkmalpflege, hg. v. Ingrid Scheurmann und Hans-Rudolf Meier, München / Berlin 2006, S. 190–201; Vinken, Gerhard: Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau, Berlin 2010; Enss, Carmen Maria / Vinken, Gerhard (Hg.): Produkt Altstadt. Historische Stadtzentren in Städtebau und Denkmalpflege, Bielefeld 2016.
- 2 Pusback, Birte: Stadt als Heimat. Die Danziger Denkmalpflege zwischen 1933 und 1939, Köln 2006.
- 3 Geertz, Clifford: Welt in Stücken. Kultur und Politik am Ende des 20. Jahrhunderts, aus dem Englischen von Herweg Engelmann, Wien 1996; 3. überarb. Auflage 2014, hier v.a. S. 23, 30, 68.
- 4 Siehe Berking, Helmuth: Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs, in: Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen, hg. v. Helmuth Berking, Frankfurt a. M., New York 2006, S. 7–22.
- 5 Langner, Bernd: Gemeinnütziger Wohnungsbau um 1900. Karl Hengerers Bauten für den Stuttgarter Verein für das Wohl der Arbeitenden Klassen, Stuttgart 1994; Inszeniertes Glück. Die erneuerte Stuttgarter Altstadt 1909, hg. v. der Stiftung Geißstraße 7, Stuttgart 2009.
- 6 Lotter, Carl: in: Schwäbischer Merkur, 5.3.1906: nach Langner, Bernd 1994 (wie Anm. 5), S. 169.
- 7 Kienzle, Michael: Das Glück der Stadt ist machbar!, in: Inszeniertes Glück 2009 (wie Anm. 5), S. 4f., hier S. 5.
- 8 Pusback, Birte 2006 (wie Anm. 2), S. 156–166.
- 9 Vinken, Gerhard 2010 (wie Anm. 1); Vinken, Gerhard: Wiederaufbau als „Kampf um die Mitte“, in: Stadtplanung nach 1945. Zerstörung und Wiederaufbau. Denkmalpflegerische Probleme aus heutiger Sicht. Veröffentlichung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege, Bd. 20, hg. v. Birgit Franz und Hans-Rudolf Meier, Holzminden 2011, S. 14–21, hier S. 19.
- 10 MacNeill, Andrew: Zwischen Tradition und Innovation – Historische Plätze in der Bundesrepublik Deutschland nach 1945, Köln 2004, S. 51–57; Dorn, Ralf: Traditioninseln im Trümmermeer. Zur Genese und Rolle der Altstadt in der Aufbauplanung Hannovers unter Stadtbaurat Hillebrecht, in: Hannoversche Geschichtsblätter, Bd. 72, 2018, S. 163–178, hier S. 165, 173f. Vgl. Pfotenhauer, Angela: Die Kölner Traditioninseln. Eine Betrachtung der Altstadt unter besonderer Berücksichtigung der Traditioninsel Gürzenich, Sankt Alban, Köln 1991; Traditioninseln hier verstanden im Sinne der „Kircheninsel“ (Rudolf Schwarz) mit Sakralbauten und Stadttoren als Fixpunkten, S. 8, Anm. 26; 153.
- 11 Rudolf Hillebrecht: nach Dorn, Ralf 2018 (wie Anm. 10), S. 165f.
- 12 Vgl. hierzu die Arbeiten in der DFG-Forschergruppe „Medien und Mimesis“, Bauhaus-Universität Weimar, u.a. von Engelberg-Dočkal, Eva / Meier, Hans-Rudolf: Traditional rebuilding in Germany after the Second World War, in: Authentic Reconstruction: Authenticity, Architecture and the Built Heritage, hg. v. John Bold, Peter Larkham und Robert Pickard, London 2017, S. 29–46, hier S. 36f.; von Engelberg-Dočkal, Eva: Zeitgenössische historisierende Architektur. Die Hybridität mimetischer Praktiken, in: Mimeticische Praktiken in der neueren Architektur. Prozesse und Formen der Ähnlichkeitserzeugung, hg. v. Eva von Engelberg-Dočkal, Markus Krajewski und Frederike Lausch, Heidelberg 2017, S. 118–129, <http://books.ub.uni-heidelberg.de/arhistoricum/catalog/book/221>.
- 13 Vgl. Von der Casa Loreto zur denkmalpflegerischen Rettungsaktion. Begriffe, Ursachen und Gründe für das Bewegen von Bauten, Bauteilen und Bauformen, in: Bauten in Bewegung. Von der Wiederverwendung alter Hausgerüste, vom Verschieben und vom Handel mit gebrauchten Häusern, von geraubten Spolien, Kopien und wiederverwendeten Bauteilen, bearb. v. Fred Kaspar, Mainz 2007, S. 2–62, hier S. 57.
- 14 Becker, Detlef / Dochow, Bernd / Henke, Margit / Kraemer, Karl-Heinz: Berliner Leben. Berlin erleben, Berlin 1988.
- 15 von Engelberg-Dočkal, Eva: Rekonstruktionen als Teil eines „postmodernen Wiederaufbaukonzepts“? Der Frankfurter Römerberg als Sonderfall, in: Im Kontext, HRMagazin. Festgabe für Hans-Rudolf Meier, Red.: Simone Bogner / Daniela Spiegel, hg. v. Kirsten Angermann u.a., Weimar 2016, S. 4–17; <http://e-pub.uni-weimar.de/opus4/frontdoor/index/index/docId/2697>.
- 16 Vgl. etwa „10 Postkarten. Frankfurts Neue Altstadt“ mit „Blick vom Domturm auf die „neue“ Altstadt, dahinter Römer, Paulskirche und Skyline“: Heinrich Editionen, Fotograf Holger Wilhelm, Frankfurt a. M. 2018 vgl. die Werbung mit entsprechendem Luftbild: <https://www.welt.de/finanzen/immobilien/plus170963959/Ein-Stadtbild-in-dem-sich-die-Menschen-wohlfuehlen.html> (12.1.2019).
- 17 Vgl. die Visualisierung des Krönungsweges von HHVISION Frankfurt: <http://www.pro-altstadt-frankfurt.de/index.php/wiederherstellung?kr%C3%BDnungsweg> (17.02.2019).
- 18 Vgl. Sturm, Philipp: Geschichte, Geld und Geltung. Die Hochhausstadt Frankfurt, in: Hochhausstadt Frankfurt. Bauten und Visionen seit 1945, hg. v. Philipp Sturm und Peter Cachola Schmal, München, London, New York 2014, S. 12–21.
- 19 Meier, Hans-Rudolf: „Multitude“ versus Identität. Architektur zu Zeiten des globalen Städtewettbewerbs, in: Architecture in the age of empire. Die Architektur der Weltordnung, 11. Internationales Bauhaus-Kolloquium, hg. v. Lehrstuhl Theorie und Geschichte der modernen Architektur Weimar 2009, S. 54–66, hier S. 61; Bideau, André: „Eine Art Stadtbühne“. Ein Entwurf von Oswald

- Mathias Ungers für Frankfurt am Main, in: Platz-Architekturen. Kontinuität und Wandel öffentlicher Stadträume vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart, hg. v. Brigitte Sölich und Elmar Kossel. Italienische Forschungen des Kunsthistorischen Instituts in Florenz Bd. 24, Berlin, München 2018, S. 265–282, hier S. 268.
- 20 Jourdan & Müller: Frankfurt 2000. Hochhausentwicklungsplan. High-rise Development Plan. Eine städtebauliche Analyse. An urban study, Ausstellung Aedes Berlin 1998, S. 46.
- 21 Frank, Sybille: Mythenmaschine Potsdamer Platz. Die wort- und bildgewaltige Entwicklung des „neuen Potsdamer Platzes“ 1989-1998, in: Selling Berlin. Imagebildung und Stadtmarketing von der preußischen Residenz bis zur Bundesstadt, hg. v. Thomas Biskup und Marc Schalenberg, Stuttgart 2008, S. 297–319, hier S. 297.
- 22 Vgl. Bodenschatz, Harald / Goebel, Benedikt: Berlin. Stadt ohne Altstadt, in: Berlins vergessene Mitte. Stadtkern 1840–2010, hg. v. Franziska Nentwig und Dominik Bartmann, Berlin 2010, S. 17–36, hier S. 34.
- 23 Walter Momper bei der Öffnung des Grenzübergangs am Potsdamer Platz: „Der Potsdamer Platz war das alte Herz Berlins. Es wird wieder schlagen wie früher.“; „Momper: Berlins Herz wird wieder schlagen“, Süddeutsche Zeitung, 45. Jg., Nr. 261, 13.11.1989, <https://www.remote.org/frederik/culture/berlin/sz-13-11-01-03-full.gif> (11.02.2019).
- 24 Etwa: Rainer Schulze: „Neues Leben im Herz der Stadt“: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kunst/frankfurter-altstadt-neues-leben-im-herz-der-stadt-14481472-p2.html> (11.02.2019); Oberbürgermeister Peter Feldmann: „Wir geben heute der Stadt Herz und Seele zurück“: www.giessener-allgemeine.de/regional/hessen/Hessen-Herz-und-Seele-fuer-Frankfurt;art189,492809 (11.02.2019).
- 25 <https://www.hamburg.de/sehenswertes-hamburg-altstadt/> (12.01.2019).
- 26 Helbrecht, Ilse / Dirksmeier, Peter: New Downtowns. Eine neue Form der Zentralität und Urbanität in der Weltgesellschaft, in: Geographische Zeitschrift, 97. Jg., H. 2/3, 2009, S. 60–76, hier S. 69.
- 27 <https://www.hafencity.com/de/geschaeftsfuehrung/prof-juergen-bruns-berentelg.html> (25.01.2019).
- 28 Vgl. die Verwendung des Fotos unter dem Titel „Creating visual connections“, in: Bruns-Berentelg, Jürgen: HafenCity Hamburg. Making a New Downtown, Learning cities platform, 28.06.2012 (<https://learningcitiesplatform.files.wordpress.com/2012/07/lcp-hafencity-hamburg-june-2012s.pdf>, 31.01.2019).
- 29 Siehe <https://www.hafencity.com/de/quartiere.html> (12.01.2019): „Jedes Einzelne zeichnet sich durch ein ganz eigenes unverwechselbares Profil aus und ergänzt so die Hamburger Innenstadt um neue Qualitäten“.
- 30 Aktuell muss jedoch offen bleiben, wer sich in welcher Form (und für wie lange) mit den neuen historisierenden Zentren identifiziert. Mit Dank für die kritische Anmerkung an Ingrid Scheurmann.
- 31 Die Stadt in der Stadt. Berlin: Ein grünes Archipel. Ein Manifest (1977) von Oswald Mathias Ungers und Rem Koolhaas mit Peter Riemann, Hans Kollhoff, Arthur Ovaska, kritische Ausgabe von Florian Hertweck und Sébastien Marot, Zürich 2013. Ein städtebauliches Konzept für Frankfurt am Main: „Die Stadt in der Stadt“. Planungsbericht über die Bebauung des Bereichs zwischen Westbahnhof und Theodor-Heuss-Allee: City-West, Stadt Frankfurt am Main, Der Magistrat, Dezernat Planung, Amt für Kommunale Gesamtentwicklung und Stadtplanung, Frankfurt/Main 1985, hier v.a.: Ungers, Oswald Mathias: Teil A, Ein städtebauliches Konzept für Frankfurt am Main „Die Stadt in der Stadt“ – ein Stadtgrundriss, S. 5f. Vgl. Bideau, André: Architektur und symbolisches Kapital. Bilderzählungen und Identitätsproduktion bei O. M. Ungers, Gütersloh 2011.

Hybrides Bauerbe

Ein Plädoyer für transnationale Wechselperspektiven

CHRISTOPH BRESER

SUMMARY

The concept of a hybrid architectural heritage that is presented here is based on research and basic considerations in connection with the grant proposal *PRO-RUN (Programme for a Railway Unifying Central European Nations)*. Interreg's 2018 call for proposals on the theme of *Alpine Space* included plans for the formation of a transnational network to promote sustainable enhancement of the cultural and natural heritage of the alpine and pre-alpine regions. The research goals of the proposed project involve the elaboration of transnational strategies for the assessment and further development of the former Southern Railway (*Südbahn*). Its preservation has so far been marked by a division of responsibility among three nation-states. One of the goals of *PRO-RUN* is to achieve transnational recognition of the entire Southern Railway as architectural heritage, along with recognition of parts of the adjoining landscape as natural heritage. The adoption of shifting perspectives that is proposed here is a call to move back and forth in a hybrid manner among national, regional and local identities or interests. Architectural heritage thereby becomes a mediator of transnational linkages among individual local initiatives and institutions. The inclusion of the immediate ecological and social environment in the further development of architectural heritage, and the opening of the field of heritage conservation to other disciplines that this would entail, are among the larger concerns of *PRO-RUN*. The Southern Railway stands as an example of a series of built structures which are located in regions characterized by various levels of development and subject to changes in their original functions and meanings due to changed national boundaries or political interests, and which today provoke conflict with regard to values and memory.

Forschungsgegenstand

Das hier vorgestellte Konzept eines hybriden Bauernbes gründet auf Recherchen und Überlegungen zum Forschungsantrag zur Interreg-Ausschreibung *Alpine Space* 2018. Der zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieses Beitrages sich noch im Reviewprozess befindliche Projektantrag *PRO-RUN (Programme for a Railway Unifying mitteleuropean Nations)* wurde gemeinsam mit Ass.-Prof. Marko Pogacnik (Università IUAV di Venezia, Dipartimento di Culture del progetto) und weiteren Partnerinnen und Partnern, unter anderem der Universitäten Koper, Ljubljana und München verfasst.¹ *PRO-RUN* arbeitet an der transnationalen Anerkennung der *Südbahn* in ihrer Gesamtheit – den Trassen, dazugehörigen Gebäuden und technischen Anlagen – als Bauerbe.

Die 1858 fertig gestellte Eisenbahnlinie verband einst Wien, die Hauptstadt des Habsburgerreichs, mit ihrer einzigen Hafenstadt Trieste und war die erste Hochgebirgsbahn in Europa. Der technisch höchst anspruchsvolle Bauprozess kann heute als einzigartig innovatives Großprojekt gesehen werden, welches die Einbindung einer Vielzahl an Fachleuten unterschiedlicher Ausbildungen, Herkünfte und Erfahrungen erforderte und dessen Betrieb mitunter auch die Raumwahrnehmung und damit verbunden die gesellschaftliche Entwicklung in der Habsburger Monarchie nachhaltig mitgeprägt hat.² Nach zwei Weltkriegen und weiteren politischen beziehungsweise territorialen Veränderungen im 20. Jahrhundert haben sich bis heute Trennlinien dreier nationaler Territorien – Italien, Slowenien und Österreich – in den einst reibungslosen Ablauf gezogen. Dies hat nicht nur den Streckenverlauf partiell verändert, sondern auch das Ausmaß der Erhaltung wesentlich mitbestimmt und wurde partiell gesehen zu einem sogenannten „Schatznerbe“.³ Diese Ausgangslage macht die *Südbahn* zu einem besonders geeigneten Fallbeispiel, anhand dessen das tradierte Verständnis für ein nationales Bauerbe, sowie auch die praktischen Konzepte der nationalen Denkmalpflege zu hinterfragen und hin-

sichtlich zukünftiger Erfordernisse durch neue Vorschläge auszuarbeiten ist. Ein übergeordnetes Ziel von *PRO-RUN* ist demnach die institutionelle Überwindung einseitig nationaler und ausschließlich historischer Denkweisen. Damit verbunden ist ein Perspektivenwechsel von vergleichend multi-nationalen zu vermittelnd transnationalen Bewertungs- und Weiterentwicklungs-Strategien.

Der heutige Befund über den verbliebenen baulichen Bestand der *Südbahn* steht hier beispielgebend für eine Reihe von Bauwerken in heterogenen Regionen mit ethnischen oder sprachlichen Minderheiten.⁴ Innerhalb derartiger Gebiete haben sich die ursprünglichen Funktionen und Bedeutungen der Bauwerke entsprechend räumlich verschobener nationaler Grenzen sowie auch veränderter politischer Interessen verändert und provozieren heute mitunter Werte- oder Erinnerungskonflikte. *PRO-RUN* hat sich mit seinem hybriden Konzept die Aufgabe gestellt, einseitig nationale Identitäten sowie daraus entwachsene Konflikte präventiv zu umgehen. Dies sollte zum Einen durch die transnationale Verknüpfung von lokalen Aktivitäten untereinander gelingen und zum Anderen durch eine erweiterte Sichtweise für das Bauerbe, unter Mit-Einbeziehung seiner unmittelbaren ökologischen und sozialen Umwelt und ihrer Bedürfnisse.

Gegenwärtige ökologische und soziale Einflussfaktoren

Die Interreg Ausschreibung *Alpine Space* von 2018 richtete sich an eingeschränkt teilnahmeberechtigte Regionen mehrerer Nationalstaaten, welche durch den gemeinsamen Alpen- und Voralpen-Raum verbunden sind. Ziel der Ausschreibung ist unter anderem der strategische Aufbau eines transnationalen Netzwerkes zur nachhaltigen Aufwertung des kulturellen und natürlichen Erbes. Dies führte in der Antragsstellung von *PRO-RUN* unter anderem zum Vergleich der normativen Grundlagen des Denkmal- und Naturschutzes. Die Bedeutung des Bauerbes wird in Österreich beispielsweise vordergründig in seiner Qualität als historische Quelle beziehungsweise in Bezug auf seine nationale Einzigartigkeit bewertet.⁵

Eine ausschließlich nationale Zuordnung sowie auch vordergründig historische Bedeutung wurden im Forschungsantrag gleichzeitig aber auch als determinierende Faktoren beziehungsweise Hinderisse für eine transnationale und langfristig erfolgreiche Weiterentwicklung erkannt. Dem Naturerbe

kommt hingegen keine dementsprechende nationale Bedeutung zu. Seine Bewertung wird hauptsächlich hinsichtlich fortwährender Einbeziehungsweise Auswirkungen zwischen ihm und seiner unmittelbaren Umwelt vorgenommen.⁶ Jene hier berücksichtigten gegenseitigen Resonanzen wurden letztlich zum bestimmenden Argument für das hier vorgeschlagene hybride Konzept.⁷ Dieses bewegt sich in seiner Bewertung zwischen unterschiedlichen nationalen, regionalen oder lokalen Identitäten und Interessen und somit auch zwischen unmittelbaren, indirekten und externen Einflussebenen hin und her. Die ursprüngliche Südbahnlinie ist ähnlich den heutigen Nationalstaaten zunächst als ein rechtlich öffentlicher Raum beziehungsweise Korridor zu sehen, welcher zwischen 1858 und 1918 unterschiedlich entwickelte soziale und natürliche Lebensräume miteinander verband. Die Ökologie der natürlichen Lebensräume entlang der Bahnlinie heute – vom Alpenraum des Semmeringpasses zu den Voralpenräumen der Ljubljansko Barje bis in das istrische Karstplateau – wird mitunter ein bedeutender Teil der Potenzial-Analyse, sowie auch des Weiterentwicklungskonzeptes sein. *PRO-RUN* orientiert sich dabei an jenem in Österreich über das Semmeringgebirge führenden Streckenabschnitt der *Südbahn* Glocknitz-Mürzzuschlag. Dieser Streckenabschnitt und seine Bauwerke stehen unter nationalem Denkmalschutz und seit 1998 auch unter Unesco-Weltkulturerbeschutz.⁸ Teile seiner umgebenden Landschaft sowie jene darin enthaltenen Wasserreservate wurden zudem unter landesweiten biosphärischen Naturschutz gestellt – darunter das Steirische Jogl- und Wechselland sowie die niederösterreichischen Randalpen Hohe Wand – Schneeberg – Rax; beide Zonen gelten darüber hinaus auch als Europaschutzgebiete.⁹ Diese einzigartige Situation der gleichzeitigen Berücksichtigung von Natur- und Denkmalschutz und damit auch von verschiedenen normativen Grundlagen war für den Forschungsantrag *PRO-RUN* schließlich der Ausgangspunkt, das Bauerbe *Südbahn* nicht mehr ausschließlich als historisches Bauerbe, sondern in Kombination mit den umgebenden Landschaften als historische, ökologische und soziale Entität zu betrachten und die darin geplanten Initiativen dahingehend auch auszurichten.

Hybridität und Transnationalität der Südbahn

Die *Südbahn* wird auf Grund ihrer territorialen Trennung heute nur mehr bedingt als ein homogener Korridor wahrgenommen. Für ihre Nationen übergreifende Anerkennung als Bauerbe sowie auch langfristige Weiterentwicklung ist es daher umso bedeutender, einseitige historische Prämissen zu überwinden. Die in *PRO-RUN* dazu erwogene interdisziplinäre Öffnung der vorwiegend historisch ausgerichteten Denkmalpflege wird zunächst durch eine Erweiterung des Bauerbebegriffes als hybride Entität angestrebt. Eine solche agiert vordergründig nicht als eine determinierende Identifikationsquelle, sondern als eine wechselhaft agierende Vermittlerin zwischen unterschiedlich nationalen beziehungsweise historischen Positionen.¹⁰ Diesem interdisziplinären Bekenntnis in der Bewertung folgt eine verstärkte Berücksichtigung und Einbindung der unmittelbaren Umwelt zum Zwecke einer langfristigen Sicherung und qualitätsvollen Weiterentwicklung des Bauerbes.

In den zumeist komplexen Fragestellungen zur Bewertung, welche mitunter auch die historische Interpretation oder die gegenwärtig heterogenen sozialen Akzeptanzen einer nationalen Zugehörigkeit betreffen, wird normativ bislang ausschließlich auf eine übergeordnet nationale Identität verwiesen. Die hier vorgeschlagene erweiterte Sichtweise des Bauerbes als hybride Entität zwischen verschiedenen nationalen, regionalen und lokalen Identitäten geht im Wesentlichen von der These aus, dass sich im Laufe der letzten hundert Jahre neben nationalen verstärkt multiple Identitäten herausgebildet haben. Sie sind zumeist biografisch geprägt von einer wechselnden Abstimmung zwischen der ursprünglich lokalen oder regionalen Herkunft sowie auch von später heterogen erlebten kulturellen beziehungsweise nationalen Erfahrungen. Flucht- und Migrationsdynamiken sowie auch Globalisierungstendenzen und damit verbunden veränderte Lebensstile innerhalb einer räumlich nicht mehr lokalisierbaren anwachsenden Massengesellschaft mit zunehmendem Mobilitätsradius sind nur einige der dazu führenden Faktoren. Der hier vertretenen These nach führen derartige wechselhafte Bestimmungen in der Wahrnehmung der eigenen Umwelt, sowie auch zur Bestimmung der eigenen Identität zu einem wachsenden Bedarf an Skalierung zwischen den Interessen des individuell Eigenen, des kollektiv Eigenen und des Fremden. Multiple Identitäten bewegen sich demnach in hybrider, d.h. nicht deter-

minierender Weise wechselhaft zwischen lokalen, regionalen und nationalen Identitäten hin und her. Dementsprechend ist auch zur Bewertung des Bauerbes nicht mehr von seiner ausschließlichen Funktion als historische Quelle zur Bildung einer (nationalen) Identität auszugehen, sondern als hybrider Vermittler zwischen unterschiedlichen, multiplen Identitäten. Die Bewertung sieht demnach eine Skalierung vor, welche von einer lokalen Zugehörigkeit ausgehend zwischen regionalen, nationalen und infolge dann transnationalen Kontexten wechselt und so ausschließlich nationale Denkmuster verhindert. Im Gegensatz zu multi-nationalen Initiativen, die weiterhin von ihrer nationalen Ebene aus agieren, führt die hier vorgeschlagene wechselhafte Skalierung zu einem verstärkt verbindenden Bezug der unmittelbaren, lokalen Umgebung mit ihrem Bauerbe, das infolge auch für seine langfristige Sicherung und Weiterentwicklung von Bedeutung ist.¹¹

Die Vorteile eines hybrid verstandenen Bauerbes wird beispielhaft deutlich, wenn es um die Bewertung jener Bauwerke entlang des Streckenverlaufes der *Südbahn* geht. Sie sind heute zwar Bestandteile dreier unterschiedlicher Nationalstaaten, weisen in ihren historischen Beziehungen zur *Südbahn* jedoch national unabhängige und im Vergleich miteinander gemeinsame Bezugspunkte auf. Es kommt demnach zu einem Konflikt von heterogenen nationalen und lokalen historischen Narrativen: Aus nationaler Sicht stellt beispielsweise der Streckenabschnitt über den Semmeringpass, in Anlehnung an die Habsburger Monarchie, eine bedeutende nationalhistorische Quelle dar. Gleichzeitig wurde dem slowenischen Streckenabschnitt im SHS-Staat nach 1918 sowie mit Beginn der Sozialistisch Föderativen Republik Jugoslawiens keine derartig erhaltenswerte Bedeutung zugemessen; die *Südbahn* gewinnt hier erst seit einigen Jahren unter der heutigen Republik Slowenien wieder an historischer Bedeutung. Auf lokaler Ebene war die *Südbahn* hingegen stets ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor und hatte damit maßgeblichen Einfluss auf die Entwicklung angrenzender Kommunen. So sind beispielsweise die historischen Entwicklungen von Ljubljana und Graz, aber auch jene der bis dahin noch abgeschnittenen kleineren Ortschaften entlang des gesamten Streckenverlaufes vom Bau und der Linienführung wesentlich geprägt.

Die Verknüpfung von unmittelbaren, mit der *Südbahn* in Verbindung stehenden lokalen Entitäten schafft hier abseits ausschließlich nationaler

Bedeutungen also eine hybrid wechselhaft agierende transnationale Verbindung. Diese können auf gemeinsame lokalhistorische Beziehungen zurückgreifen, ohne deren nationale Entwicklung beziehungsweise gegenwärtige Zugehörigkeit zu negieren.

Verbindungen von lokalen Entitäten untereinander – auf Grundlage sachbezogener Themenstellungen – sowie die verstärkte Berücksichtigung und Einbindung der unmittelbaren Umwelt des Bauerbes dienen letztlich aber auch seiner langfristigen Sicherung und Weiterentwicklung. Das Bauerbe wird – national unabhängig – zum Vermittler zwischen lokalen Initiativen und Einrichtungen. Dies kann sich sowohl auf themenspezifische Überlappungen in Fragen der Konservierung und Weiterentwicklung typologisch einheitlicher Gebäude beziehen, als auch auf die Verhandlung von heterogenen historischen Positionen. In *PRO-RUN* wird dem Anspruch auf Transnationalität nachgekommen, indem zunächst an einem Handbuch zu gemeinsamen Standards und Praktiken gearbeitet wird, welches einerseits standardisierte Vorgehensweisen zur Konservierung und Weiterentwicklung vorsieht und andererseits auch eine Harmonisierung von unterschiedlich nationalen Bewertungskriterien anstrebt.¹² In einer Reihe verschiedener lokaler, miteinander verknüpfter Projekte werden mit regionalen und lokalen Partnerinnen und Partnern nachhaltige Ideen zur Sicherung und Einbindung der *Südbahn*, ihrer Trassen, Gebäude und technischen Anlagen in ihr jeweilig unmittelbares soziales und ökologisches Umfeld erarbeitet werden. Ein konkretes Projekt beinhaltet beispielsweise die Konservierung und Wiederbelebung des einzigen stillgelegten Streckenabschnitts zwischen Preserje und Borovnica in Slowenien. In Zusammenarbeit mit den Behörden der lokalen Kommunen werden dazu individuell abgestimmte, normativ bindende Weiterentwicklungskonzepte erarbeitet, welche mitunter dann auch unmittelbare ökologische und soziale Interessen der lokalen Umwelt einbindet, als bedeutende Grundlage für einen langfristigen Erhalt des Bauerbes. Dem Risiko einseitig (lokal-)historischer Narrative wird in *PRO-RUN* durch die Einnahme von Wechselperspektiven begegnet, durch welche in hybrider Weise zwischen den nationalen, regionalen und lokalen historischen Narrativen gewechselt werden kann. Mit der Einrichtung eines *Pixel-Museums*¹³, ein Vermittlungskonzept an verschiedenen Orten von Bildungs- und Kultureinrichtungen sowie an einzelnen bedeuten-

den Bauwerken der *Südbahn* selbst, werden einzelne lokale *Hotsots* gebildet, welche als Schnittstellen zum interaktiven Austausch agieren können, an welchen unterschiedliche lokale und nationale historische Perspektiven miteinander in Beziehung gesetzt werden können. Dieses *Pixel-Museum* umfasst mehrere bereits bestehende Eisenbahnmuseen (*Südbahn Museum Mürzzuschlag*, *Museum of the SR Šentjur*, *Museo ferroviario Trieste*, *Slovenian Railway Museum Ljubljana*, u.a.), Archive, Universitäten und andere öffentliche Einrichtungen, welche sich administrativ oder wissenschaftlich mit der *Südbahn* beschäftigen. Es bildet ein institutionelles, transnationales Netzwerk zum Austausch von Wissen sowie auch zur Bewusstseinsbildung und Verhandlung unterschiedlicher disziplinärer beziehungsweise lokaler, regionaler und nationaler Interessen.

Auswirkung auf die zukünftige Denkmalpflege

Das Bauerbe als materialisierte Erinnerung an besondere historische, baukünstlerische oder kulturelle Leistungen zu sehen bedeutete bislang determinierende Positionen zu beziehen. Dies gilt sowohl für seine Bewertung als Teil eines als absolut betrachteten nationalen Kulturgutbestandes, als auch hinsichtlich seiner ausschließlichen Bewertung als Quelle für historische Narrative. In verschiedenen architektonischen und anderen interdisziplinären Fragestellungen ist das Bauerbe abseits seiner Erinnerungsfunktion und der ihm entgegen gebrachten sozialen Akzeptanz auch durch seine technischen Eigenschaften und seine ökologische Effizienz eine wichtige Wissensquelle für gegenwärtige Interessen. Umfangreiche Kenntnisse über die Entstehung und Entwicklung von Gebäuden sind beispielsweise zunehmend auch eine wichtige Grundlage zu einem besseren Verständnis für komplexe technische, natürliche und soziale Zusammenhänge. Eine Weiterentwicklung des Bauerbes kann demnach nicht nur von einem einseitig disziplinären oder einseitig nationalen Interesse geprägt sein. In den sowohl immateriellen als auch materiellen Werten liegt dem Bauerbe ein bedeutender Wissensspeicher zu Grunde, der für die gesamte Menschheit, am meisten jedoch für seine unmittelbare Umgebung von Bedeutung ist und den es in interdisziplinärem sowie auch in transnationalem Ausmaß weiter zu erforschen gilt.

Die hier vorgeschlagene Erweiterung des Bauerbegriffes als hybride Entität, sowie auch die verstärkte Berücksichtigung und Einbindung von

gegenwärtigen Bedürfnissen aus der unmittelbaren Umwelt unterstützen das Bauerbe in seiner kontemporären Rolle als aktiver Teil innerhalb seines unmittelbaren ökologischen und sozialen Umfeldes. Das übergeordnete Ziel von *PRO-RUN*, die institutionelle Überwindung einseitig nationaler und ausschließlich historischer Denkweisen, ist demnach verbunden mit einem Perspektivenwechsel von vergleichend multi-nationalen zu vermittelnd transnationalen Bewertungs- und Weiterentwicklungs-Strafegien. Die transnationale Anerkennung des bislang hauptsächlich national oder landesspezifisch ausgerichteten Bauerbes bedarf vordergründig jedoch der Einnahme von historischen Wechselperspektiven, die sich in hybrider Weise wechselhaft zwischen multiplen, d.h. gleichzeitig nebeneinander existierenden nationalen, regionalen und lokalen Identitäten bewegen. Das Interesse am Bauerbe würde demnach nicht mehr nur auf die eine oder die andere historische oder zeitgeistig politische Realität gelegt werden, sondern auf das hybride Spannungsfeld dazwischen, auf die immerwährend neue Verhandlung von heterogenen Geschichtsbildern und deren vergangener beziehungsweise gegenwärtiger Beiträge.¹⁴

Für die nationale Denkmalpflege bedeutet dies, dass das Bauerbe selbst nicht mehr ausschließlich als historische Quelle zur Verfügung steht, sondern als Vermittler (Quasi-Objekt) zwischen unterschiedlichen nationalen beziehungsweise historischen Positionen. Vorgeschlagen wird hierzu a) die interdisziplinäre Erweiterung des Bauerbebegriffes nach

Vorbild des Naturerbe-Managements zur vordergründigen Berücksichtigung unmittelbarer ökologischer und sozialer Kriterien, sowie b) die Dezentralisierung der Denkmalpflege zugunsten eines neuen Lokalbewusstseins, welches anstelle von nationalen oder landesweiten Denkmalbehörden kommunale Ämter vorsieht. Eine wesentliche operative Grundlage für derartige Veränderungen ist in jedem Fall jedoch eine europaweit einheitliche Standardisierung von Bewertungskriterien und Weiterentwicklungsstrategien (Handbuch *PRO-RUN*), sowie auch eine permanente Präsenz von Denkmalpflegerinnen und Denkmalpflegern direkt vor Ort – beispielsweise anstelle von Ortsbildsachverständigen. Die hier weiters dazu vorgeschlagenen standardisierten, normativ bindenden Weiterentwicklungskonzepte sind im Wesentlichen an den Standort-Management-Plan für den Schutz von UNESCO Unterwasser Welterbe¹⁵ angelehnt und würden gleichfalls individuell auf das jeweilige Bauerbe abgestimmt sowie periodisch evaluiert werden. Ein solches in die Zukunft ausgerichtetes Konzept würde die Einbindung von unmittelbar ökologischen und sozialen Erfordernissen erleichtern und damit auch eine langfristige Sicherung und qualitative Weiterentwicklung des Bauerbes befördern. Individuell auf jedes Bauerbe abgestimmte verbindliche Konzepte unterstützen die jeweiligen Besitzerinnen und Besitzer bei konkreten Maßnahmen zur Konservierung sowie auch in der Umsetzung von mittel- bis langfristig verbindlichen Weiterentwicklungsstrategien.

Anmerkungen

- 1 ZRS Koper (Inštitut za zgodovinske študije IZŠ), Univerza v Ljubljani (Fakulteta za arhitekturo, Katedra za urbanizem), Urbanisti in inštitut Republike Slovenije (UIRS), Technische Universität München (Neuere Baudenkmalpflege)
- 2 Die gesellschaftliche Bedeutung der „Südbahn“ liegt vor allem in ihrem Beitrag zur Entwicklung des neu aufstrebenden Massenbürgertums. Anhand von unterschiedlichen Forscherbiografien kann beispielgebend der Einfluss der Eisenbahnmobilität anhand neuer Bewegungsmuster verfolgt werden, was sich auch im erweiterten Austausch von Wissen ersichtlich macht.
- 3 Der Begriff „Schattenerbe“ bezieht sich hier auf die Definition des „Schattenobjektes“, einer temporären Installation von Markus Wilfling in Graz 2003, in welcher der Künstler nicht den Gegenstand selbst (Uhrturm von Graz) sondern seine Struktur dahinter (Schatten des Uhrturms) thematisierte, der aus wechselnder Perspektive mit dem Gegenstand unterschiedlich korrelierte: <http://www.graz03.at/servlet/sls/Tornado/web/2003/content/F9ED17E2F475F804C1256B01005463C8> (06.02.2019). – In der englischsprachigen Literatur ist in diesem Zusammenhang auch von ‚dark heritage‘, ‚uncomfortable heritage‘ oder ‚dissonant heritage‘ die Rede; vgl.: John Tunbridge, Gregory Ashworth: Dissonant Heritage: The Management of the Past as a Resource in Conflict, Chichester–New York 1996.
- 4 Darunter lassen sich beispielsweise auch die Regionen Südtirols, Istriens oder jene des ehemaligen Elsaß-Lothringen zählen.
- 5 Vgl. u. a. Österreichisches Denkmalschutzgesetz: Bundesgesetz betreffend den Schutz von Denkmalen wegen ihrer geschichtlichen, künstlerischen oder sonstigen kulturellen Bedeutung (Denkmalschutzgesetz - DMSG) StF: BGBl. Nr. 533/1923 (NR: GP I 1513 AB 1703 S. 209.) §1 (2): „Die Erhaltung liegt dann im öffentlichen Interesse, wenn es sich bei dem Denkmal aus überregionaler oder vorerst auch nur regionaler (lokaler) Sicht um Kulturgut handelt, dessen Verlust eine Beeinträchtigung des österreichischen Kulturgutbestandes in seiner Gesamtsicht hinsichtlich Qualität sowie ausreichender Vielfalt, Vielfalt und Verteilung bedeuten würde. Wesentlich ist auch, ob und in welchem Umfang durch die Erhaltung des Denkmals eine geschichtliche Dokumentation erreicht werden kann.“ (Fassung vom 06.02.2014).
- 6 Gesetz über Naturschutz und Landschaftsentwicklung StF: LGBl.Nr. 22/1997 §2 (1): „Aus Verantwortung des Menschen für den natürlichen Lebensraum, der zugleich seine Lebensgrundlage ist, sind Natur und Landschaft in bebauten und unbebauten Bereichen so zu erhalten und zu entwickeln und, soweit erforderlich, wieder herzustellen, dass
- a) die Funktionsfähigkeit des Naturhaushaltes,
 - b) die Regenerationsfähigkeit und nachhaltige Nutzungsfähigkeit der Naturgüter,
 - c) die Tier- und Pflanzenwelt einschließlich ihrer Lebensstätten und Lebensräume (Biotope) sowie
 - d) die Vielfalt, Eigenart und Schönheit von Natur und Landschaft nachhaltig gesichert sind.“
- 7 Wie bedeutend eine verbindende Auseinandersetzung zwischen Bauerbe und seiner unmittelbaren Umwelt ist, wird in Berücksichtigung der ökologischen und sozialen Folgen eines UNESCO-Welterbe-Status ersichtlich, wie auch die aktuelle Debatte zwischen Naturschutz und den Welterbe-Plänen für die Großglockner Hochalpenstraße zeigt (https://www.kleinezeitung.at/kaernten/5564873/Scharfer-Protest_Naturschuetzer-gegen-WelterbePlaene-fuer, 02.02.2019)
- 8 <http://whc.unesco.org/en/list/785> (11.01.2019)
- 9 <https://www.verwaltung.steiermark.at/cms/beitrags/11680775/74835791/> (11.01.2019); <https://www.noegv.at/noe/Naturschutz/Europaschutzgebiete.html> (11.01.2019).
- 10 Michel Serres spricht vom „Quasi-Objekt“, einem Spielball gleich, das als selbstständiges Objekt an sich keine Funktion hat, sondern dessen Bedeutung erst in der Verknüpfung von spezifischen Subjekten (Spiichern) zur Kollektiv verbindenden Entität wird: Serres, Michel: Der Parasit, Frankfurt am Main 1981, S. 344–360.
- 11 Im Denkmalschutz wurden mit dem „Ensembleschutz“ und dem „Umgebungsschutz“ im Laufe des 20. Jahrhunderts bereits bedeutende Erweiterungen im Verständnis für das Bauerbe als Teil seiner unmittelbaren Umgebung geschaffen. Ziel derartiger Legislative war es, das Bauerbe nicht mehr ausschließlich in seiner Singularität zu sehen, sondern auch eingebettet in seine unmittelbare Umgebung zu betrachten – womit bereits ein erster wesentlicher Schritt zu dem hier berücksichtigten Modell gemacht wurde. In der österreichischen Gesetzgebung ist darüber hinaus mit dem Aspekt des „Kulturellen“ eine Einbindung von aktuellen gesellschaftlichen Bedeutung vorgesehen, jedoch wird diese vorwiegend im sozialen Interesse ausgelegt und lässt ökologische Aspekte bislang unberücksichtigt.
- 12 Die Erstellung des Handbuchs bezieht sich unter anderem auf Vorarbeiten des „ATRIUM“-Projektes: Manual of Wise Management, Preservation, Reuse and Economic Valorisation of Architecture of Totalitarian Regimes of the 20th Century, hg. v. Tadeja Zupančič, Sonja Ifko, Alenka Fikfak, Matevž Juvančič und Špela Verovšek, 2013 (<http://www.atrium-see.eu>, 11.01.2019); sowie Standards der Baudenkmalpflege, hg. v. Österreichisches Bundesdenkmalamt, Wien 2015.
- 13 Im Englischen wird dieses Konzept ‚diffuse museum‘ genannt. Dessen übergeordnetes Ziel ist hier der Aufbau eines möglichst breiten Netzwerks zum Austausch und zur Dissemination von Wissen über den Bau der „Südbahn“, sowie auch zu Themen der Konservierung und Weiternutzung. Der Zusammenschluss verschiedener Institutionen kann auch als Plattform für öffentliche Diskussionen über heterogene historische Deutungen genutzt werden.
- 14 Ähnliche Sichtweisen wurden im europäischen Projekt „ATRIUM“ verfolgt, welches sich mit den Dissonanzen zwischen historischen und zeitgenössischen sowie auch zwischen totalitären und demokratischen Geschichtsbildern auseinandersetzte. Derartige Spannungsfelder wurden hier als Chance zu einem demokratischen Prozess angesehen, der den Diskurs um ein kollektives Geschichtsbild und damit Geschichte selbst am Leben erhielte (<http://www.atrium-see.eu>, 11.01.2019).
- 15 <http://www.unesco.org/new/en/culture/themes/underwater-cultural-heritage/unesco-manual-for-activities-directed-at-underwater-cultural-heritage/unesco-manual/conservation-management/site-management-plan/> (13.01.2019)

Der blinde Fleck

Denkmalpflege- und Kulturerbediskurs im ECHY 2018

KERSTIN STAMM

SUMMARY

The author explains that in the current discourse of heritage conservation, various parties exhibit a blind spot in their understanding of ‘cultural heritage’. This blind spot is an anatomical, i.e. structural conditionality arising from the interrelated developmental histories of the conservation discipline and modern nation-states. The concepts of cultural heritage that emerged in the context of conservation’s theoretical and practical development represent exclusive foundational myths of national collectives (Stamm). As stories telling of the origins and history of a collective, they serve to generate and consolidate communal identity. When, however, the blind spot causes them to be understood and promoted as the prerequisite for membership in the community, they equate political with cultural identity. The resulting impediments to the admission of new members into the community is highly problematic for its social development and thus stands in contradiction to cultural heritage’s actual potential, which remains invisible in the aforementioned blind spot. The author explains how a correction of this defect could in fact fulfill the expectations that are being formulated in the European Cultural Heritage Year 2018 – expectations such as the promotion of social cohesion and the cultivation of an individual sense of belonging to the European sphere – and could indeed do so very well. Arguments from new and emerging concepts of cultural heritage are invoked to underpin the theses presented. The still-dominant yet incomplete perception of cultural heritage urgently demands completion. The article closes with a suggestion on how to correct the blind spot in the cultural heritage discourse.

Einführung

Die Jahrestagung des Arbeitskreises begann am Abend des 3. Oktober. Dieser ist in Deutschland als einziger bundesrechtlich festgelegter ein nationaler Feiertag, der in allen 16 Bundesländern begangen wird. Der 3. Oktober ist seit dem Jahr 1990 als „Tag der Deutschen Einheit“⁴¹ der Vereinigung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten gewidmet. Ein im Vergleich zu anderen Staaten in Europa besonderes Merkmal dieses deutschen Staates ist der Kulturföderalismus, das heißt, Politik der Bildung, Kunst und Kultur obliegt der strikten Kulturhoheit der Bundesländer. Es gibt kein nationales deutsches Ministerium für Kultur, wie das etwa in Frankreich oder Estland der Fall ist, sondern 16 verschiedene Ministerien für Kultur. Diese stehen über die Kultusministerkonferenz zwar in ständiger enger Verbindung, aber Kultur ist prinzipiell „Ländersache“, was die Festlegung von Feiertagen genauso beinhaltet wie rechtliche Bestimmungen der Archäologie und Denkmalpflege. Es gibt kein nationales deutsches Denkmalschutzgesetz, sondern 16 verschiedene. Wie sieht da nationale Kultur aus?

Der 3. Oktober und der deutsche Kulturföderalismus sind hier aus zwei Gründen angesprochen. Der Feiertag eröffnet erstens das Themenfeld nationaler Identität, Geschichte, Identifikation. Nationale Feiertage zählen zur Staatssymbolik, sie sollen Ausdruck und Anstiftung nationaler Identität eines Kollektivs und dessen individueller Mitglieder sein. Zweitens verdeutlicht der Kulturföderalismus der Bundesrepublik sehr gut eine wesentliche Frage der territorialen Anatomie von Kulturerbe. Das Territorium eines beispielsweise national definierten Kollektivs entspricht in der Regel auch dessen Rechtsraum: Nationale Denkmalschutzgesetzgebung gilt für das jeweils nationale Territorium. Wie sind indessen rechtliche Vereinbarungen und politische Entscheidungen möglich, wenn in diesem Punkt Diskrepanzen bestehen, weil das Kollektiv, alias die „Erbengemeinschaft“, eben nicht die Hoheit über das betreffende Territorium hat, sei es im Fall von Kulturföderalismus, transnationalen oder internati-

onalen Übereinkünften? Wie sieht kulturelle Teilhabe von Bürgerinnen und Bürgern in diesem Fall aus, wie funktionieren in einer solchen Situation persönliche Identifikation mit dem Kulturaum und kulturelle Gemeinschaftsbildung?

Beide Punkte können hier nicht erschöpfend behandelt werden, sollen aber den folgenden Ausführungen mindestens voranstehen, weil sie als neuralgische Punkte einer bis heute prominenten Auffassung von Kulturerbe zu betrachten sind, nämlich die einer räumlich-chronologischen Identitätsstiftung durch Kulturerbe. Diese Auffassung ist in Veröffentlichungen zum Kulturerbejahr 2018 nachweisbar, was den Anlass gegeben hat zu diesem Aufsatz.

Erste These

Medizinisch ist der blinde Fleck eine anatomische Eigenheit des menschlichen Auges; auf der Netzhaut gibt es am Eintrittspunkt des Sehnervs eine Stelle ohne Lichtrezeptoren. Das ergibt im Gesichtsfeld einen Punkt, der nicht gesehen werden kann. Es ist das Gehirn, also eine rationale Leistung, das beziehungsweise die diese anatomisch bedingte Fehlstelle in der Wahrnehmung korrigiert und erst so für ein ganzes Bild sorgt. In Analogie zur Humanmedizin lautet die Behauptung hier, dass im Kulturerbediskurs für das Europäische Jahr des Kulturerbes 2018 ein blinder Fleck zutage tritt.

Jener besteht darin, dass Kulturerbe auch heute noch als Narrativ eines bestimmten kollektiven Ursprungs zur Identitätsstiftung innerhalb der Gemeinschaft herangezogen wird. Kulturerbe wird nach wie vor für die Identitätsstiftung innerhalb einer ausgewählten Gemeinschaft instrumentalisiert und als ‚Zeugnis‘ für deren Zugehörigkeit zu einem bestimmten Territorium oder Raum vermittelt.

Den Identitätsbezug zeigen Formulierungen wie die der Resolution des Europäischen Parlaments für einen integrierten Ansatz für Kulturerbe für Europa: „Cultural heritage plays a significant role in creating, preserving and promoting the contemporary identity of the people of Europe.“² Ebenso stellt die Erklärung von Namur Kulturerbe als Identitätsmarker heraus: „Cultural heritage is a key component of the European identity,“³ und auch die Erklärung von Brügge, in welcher geschrieben steht, „Kulturerbe trägt zur Entwicklung einer gemeinsamen, aber vielfältigen europäischen Identität bei.“⁴ Die beiden letztgenannten Erklärungen gehören übrigens zu den Grundlagendokumenten der Vorbereitung des Beschlusses des Europäischen Parlaments für das

Kulturerbejahr 2018, das heißt, das in ihnen beziehungsweise durch sie manifestierte Verständnis von Kulturerbe wurde und wird über sehr große Reichweite kommuniziert. Dieselbe Auffassung von Kulturerbe ist im *Berlin Call To Action*⁵ vom Juni 2018 zu lesen, verfasst vom Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz zusammen mit Europa Nostra und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz: „Our cultural heritage is what makes us European.“⁶ Am Kulturerbejahr beteiligte Projekte, die mit entsprechendem Label und Kommunikationskit ausgestattet und auf der offiziellen Webseite des Kulturerbejahrs gelistet bzw. verlinkt sind, bewerben Kulturerbe ebenfalls als Zugehörigkeits- und Identitätsnachweis, gerade für europäische Identität.⁷

Darüber hinaus ist im das Europäische Kulturerbejahr 2018 begleitenden Diskurs festzustellen, wie Kulturerbe als zeitlich-räumlicher Ursprung einer Gruppe und als Zugehörigkeitsmarkierung der Gruppenmitglieder zu einem bestimmten Raum dargestellt wird. In der Präsentation eines deutschen Projekts für das Kulturerbejahr, *Integrativer Ort Baudenkmal!*, heißt es, dass „baukulturelles Erbe [über Landesgrenzen hinweg] gemeinsame kulturelle Wurzeln verdeutlicht.“⁸ Der gleiche Tenor findet sich im Konzeptpapier des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz: „gebautes und archäologisches Erbe [...] ist der sichtbarste Ausdruck der gemeinsamen europäischen Kulturgeschichte.“⁹ Als Ziel des Kulturerbejahres bezeichnet die Europäische Kommission in einem letzten Quellenbeispiel es, „ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen europäischen Raum zu stärken“, das Motto laute: unser Erbe, wo die Vergangenheit der Zukunft begegnet.¹⁰ Wer ist dieses ‚wir‘? Und was für ein Verlust wäre es, wenn allein der Vergangenheit Zukunftschancen eingeräumt würden! Grundsätzlich übergehen solche Slogans die Tatsache, dass Erbe erst einmal die Gegenwart betrifft. Und damit sowohl alle, die gegenwärtig sind, als auch jene, die es zukünftig sein werden.

Zweite These

Beide Zitatgruppen stehen unter der dargelegten Perspektive nun zur Diskussion. Inwiefern soll den zitierten Auffassungen, die Kulturerbe a) als ‚Beleg‘ einer kollektiven Identität und Vergangenheit und b) als wissenschaftlich erfasstes ‚Dokument‘ einer räumlichen Zugehörigkeit ansprechen, eine ‚anatomische‘, strukturelle Bedingtheit zugrunde liegen? Weil diese Argumente geprägt sind von der gemeinsamen Ursprungsgeschichte von Denkmalpflege

und Nationalstaatenbildung und deren Bestrebungen, die vermeintliche Zusammengehörigkeit eines Kollektivs auf einem bestimmten Territorium wortwörtlich zu begründen. Sich auf die Vorstellung eines „Kulturerbes“ stützende kollektive Geschichtsschreibung zielt(e) auf die Beschreibung einer bestimmten kollektiven Eigenart *in Abgrenzung* zu der anderer Kollektive auf anderen Territorien. National institutionalisierte Denkmalpflege erklärt Baudenkmale und archäologische Kulturgüter zu Zeugnissen der jeweils nationalen Vergangenheit und stellt sie als Herkunftsstücke (Dokument) und Verortung der Geschichte ihrer Gemeinschaft oder Gesellschaft dar.¹¹ Architektur- und Kulturerbe fungiert so als kollektiver Gründungsmythos¹². Die beschriebenen Beobachtungen im Kulturerbediskurs 2018 können sehr vereinfacht auf folgende Formel gebracht werden: Kulturerbe ist gleich Ursprung plus räumliche Zugehörigkeit. Ein solcher zeitlich-räumlicher Herkunftsbezug bedeutet aber, dass Kulturerbe als exklusiver Gründungsmythos wirkt, denn wer als Hinzukommender diesen Ursprung nicht teilt, kann nicht zu diesem Kollektiv gehören und bleibt ausgeschlossen.

Es steht nicht zur Debatte, dass Geschichte ein gegenwärtiges Konstrukt ist. Geschichte ist immer geprägt von zeitgenössischer Politik, Macht und Motivation der jeweiligen Verfasserinnen und Verfasser. Deswegen noch einmal die These vom blinden Fleck: (Auch) Kulturerbe ist eben nicht der Ursprungsnachweis, weder kollektiv noch individuell, und schon gar nicht territoriale Verortung von Zugehörigkeit zu einer kollektiven Identität – wurde und wird aber auch im Jahr 2018 noch so beschrieben. Der blinde Fleck ist es, diese Ursprungsgeschichte der denkmalpflegerischen Disziplin zu ignorieren.

Kritik an diesem sozusagen von Geburt an exklusiven Kulturerbekonzept und die Erkenntnis seiner Beschränkung finden sich nicht erst im *Call for Papers* der Tagung, wo das Gespenst der „Re-nationalisierung“ angesprochen wird; kontroverse Debatten um Deutungshoheit, Repräsentativität sowie außereuropäische Konzepte von Authentizität und Integrität¹³ haben gerade im Zuge der Internationalisierung des europäisch geprägten Kulturerbekonzepts Beachtung und zunehmende Bedeutung gewinnen können. Zur allgemeinen Dominanz dieses auf der Definition eines ‚eigenen‘ Kulturerbes basierten Modells kollektiver Identität hat gerade die Internationalisierung der Denkmalpflege beigetragen. Isabelle Anatole-Gabriel verweist in ihrem Band über die Geschichte der UNESCO darauf, wie

die Existenz der UNESCO unter der Vorstellung eines Erbes der Menschheit zu einer Förderung nationalstaatlichen Engagements für deren jeweiliges Kulturerbe beitrug, nämlich als „Vergemeinschaftung“ des Erbes der verschiedenen Staaten, was wiederum in den 1960er- und 1970er-Jahren (der Internationalisierung und zweiten Hochzeit der Denkmalpflege) durch Unabhängigkeitserklärungen früherer Kolonien europäischer Staaten eine noch verstärkte ideologische Relevanz erhielt.¹⁴

Die Bestrebungen der Europäischen Union, Kulturerbe zur Förderung einer kollektiven wie individuellen EU-Identität einzusetzen, übertragen nationale Muster kultureller Identität lediglich auf eine höhere Ebene, verlassen aber nicht den Grundgedanken einer räumlich-zeitlichen Verortung von Kultur und kultureller Zugehörigkeit. Das wohlmeinende „Sharing Heritage“ im Slogan des Kulturerbejahrs ist tatsächlich kaum weniger als eine Art „EU-Nationalisierung“. Die zitierten Beispiele zu Identitäts- und Raumbezug bilden nur eine konzentrische räumliche Erweiterung dieses herkunftsbezogenen Modells von Identitätsbildung ab: National kann demnach *auch* europäisch dargestellt werden, so wie national bloß die vorausgegangene Erweiterung der regionalen, diese wiederum nur die der kommunalen, welche jene der lokalen Bedeutungsweite von Kulturerbe war beziehungsweise ist. Warum ist das problematisch? Weil, und das ist der wichtigste Punkt gegen diesen exklusiven Gründungsmythos, eine solche Ursprungsfixierung Kulturerbe zu einem fragilen, weil ausschließenden Konzept macht. Solange „die“ Denkmalpflegepraxis und -theorie, „die“ Kulturpolitik von lokal über europäisch bis weltweit, Kulturerbe dieser Art genealogisch als Ursprungsanker und Herkunftsstücke nehmen, der die Zusammengehörigkeit und Zugehörigkeit von Individuen zu einem ihnen nicht mehr persönlich bekannten Kollektiv legitimieren soll, hängen Zusammen- und Zugehörigkeit des Kollektivs von eigenen Nachkommen ab. Aber weder sind Menschen heute noch lebens- geschweige denn generationenlang sesshaft, noch richtet sich demografische Entwicklung nach politischen Zielen, sodass dieses exklusive Verständnis (von kultureller Identität) ohne weiteres (auch) zukünftigen Bestand haben könnte. Die nationalen kulturerbasierten Gründungsmythen kollektiver kultureller Identität stehen längst selbst infrage. Die Erklärung der eigenen Europäizität als neuen wahren Zusammenhangs der kollektiven Heterogenität in Europa hilft da nicht weiter und kann kaum ein neues Zu-

sammengehörigkeitsgefühl entfachen, weil auch sie den permanenten Widerspruch von Verschiedenheit und Identität (Gleichsein, Gemeinsamkeit) nicht wegerklären kann.

Dritte These. Korrektur des blinden Flecks

Was ist die Schlussfolgerung daraus? Der höchst wirksame¹⁵ Gründungsmythos Kulturerbe soll nicht abgeschafft, sondern nur in einem Detail korrigiert werden. Dazu sei kurz an die Funktionsweise von Mythen erinnert. Ein Mythos als eine nicht mehr oder kaum noch nachweisbare bekannte Erzählung schafft Verbindung zwischen all denjenigen, die diese Erzählung kennen. Im Weitererzählen an neu Hinzukommende kann die Gruppe an sich fortbestehen, auch wenn es nach und nach niemanden mehr gibt, der die ursprüngliche Form der Erzählung kennt. Das Dazugehören zum Kollektiv ergibt sich aus der Teilhabe am Hören und Erzählen in der Gegenwart, dem *gemeinsamen* Erinnern besagter Geschichte, „shared history“ im Wortsinn. Dieser Aufsatz plädiert für eine rationale Korrektur des blinden Flecks im aktuellen Kulturerbediskurs und verlangt den Verzicht auf die Herkunftsbehauptung durch Kulturerbe.

Der Vorschlag lautet, Kulturerbe erstens nicht als „Zeugnis“ von Geschichte (das kann gleichwohl Inhalt der geteilten Erzählung, Zuschreibung sein) und nicht als Identitätsstifter (das kann gleichwohl eine Konsequenz, nur eben nicht der Grund des Umgangs mit ihnen sein) auf Basis dieser Geschichte, sondern als gemeinsame öffentliche Ressource im öffentlichen gemeinsamen Raum verstanden und auch so kommuniziert zu wissen. Der Vorschlag lautet vor allem aber zweitens, die Gemeinschaftsgehörigkeit nicht über eine persönliche Ahnenreihe vor Ort (alias Herkunft), sondern vom gegenwärtigen Dasein und aus der Teilhabe am Umgang mit besagtem Kulturerbe heraus zu entwickeln und zu gestalten, mit anderen Worten: die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft nicht per Abstammung, sondern per Interesse erklären zu lassen und als Grund der Gemeinschaft nicht kulturelle Identität, sondern politische Werte zu definieren. Kultur auf einem bestimmten Territorium „erbt“¹⁶ jeder und jede, der und die das möchte – ein solches offenes Verständnis von Kulturerbe sowie die ihm entsprechende Definition von Erbengemeinschaft wurden schon in der Faro-Konvention¹⁷ festgelegt. Sie ist ein richtungsweisendes Instrument gegen den blinden Fleck und für einen zeitgenössischen, bewussten Umgang mit dem gründungsmythischen Potenzial

der Idee von Kulturerbe: als Gegenstand individueller Rechte, welche ihm Bedeutung verleihen.

Das wohl gewichtigste Argument gegen den aktuell dominanten Diskurs von Kulturerbe als gründungsmythischem Identitätsfaktor für Europa lautet: Es gibt keine kollektive kulturelle Identität.¹⁸ Also auch keine kollektive europäische Identität. Von der kulturellen Identität eines Kollektivs wird es immer so viele Darstellungen geben wie Autorinnen oder Autoren; eine allein gültige Fassung kostet immer die Unterdrückung oder Auslassung von Abweichendem. Kulturelle Identität kann immer nur ein Einzelfall sein. Menschen können Verbindungen zu Kollektiven *gemeinsam* haben und insofern Zugehörigkeiten teilen, aber ihre persönliche Zugehörigkeit, auch zu verschiedenen Gruppen, bleibt einzigartig. So wird im *European Manifesto for Multiple Cultural Affiliation* in Punkt 6 die Grundlage der multiplen kulturellen Affiliation erklärt: „Individuals all share identity bonds with a group or other individuals but, at the same time, each individual's own specific mixture of such bonds – whether family, linguistic, religious, national, ethnic, sexual or professional – is unique.“¹⁹ Insofern reicht es eben nicht, zu Aussagen wie „Das Erkennen des kulturellen Eigenwerts fördert interkulturellen Dialog und die Akzeptanz der kulturellen Identität anderer“²⁰ in der Fußnote auf die Konvention von Faro oder das European Manifesto zu verweisen, wenn oben im Text durch solche Aussagen das alte Modell kultureller kollektiver Abgrenzung fortgeschrieben wird.²¹

Auf ihrer Hauptversammlung im Juni 2018 verabschiedete die deutsche UNESCO-Kommission eine Resolution gegen Kulturerbe als Abgrenzung. Jene weist in Punkt 3 „überholte und falsche Konstruktionen von ausschließlich national oder regional gedachten Identitäten oder ethnisch/religiös/kulturell begrenzten Zugehörigkeiten“²² zurück. Weiter heißt es in Punkt 9, alle Verantwortlichen seien aufgerufen, die UNESCO-Konventionen und -Programme voranzubringen und deren Erkenntnisse stärker zu berücksichtigen. Das vom DNK verfasste Konzept zum Kulturerbejahr beschreibt aber gerade kulturelle Identität als Unterschied zwischen „eigen“ und „anders“.²³ Die Resolution setzt fort mit der Forderung, stärker zu berücksichtigen, dass das „Menschheitserbe [...] zugleich lokal, national, europaweit und global identitätsstiftend [wirkt] und [...] das kollektive Gedächtnis [stärkt]“²⁴. Ist dieser widersprüchliche Ansatz die Lösung für alle Identitätsprobleme mit Kulturerbe oder ihre Ursache?

Mit welcher Begründung kann die beabsichtigte Sinnstiftung auf einer bestimmten räumlich-geografischen Ebene wie eben Europa besondere, „eigene“ Betonung erhalten, wenn tatsächlich alle Bedeutungskreise von lokal bis global gleichzeitig eine Rolle spielen und zu beachten sind?²⁵

Diese konzeptuelle Widersprüchlichkeit bzw. Inkonsistenz im Modell des exklusiven Gründungsmythos Kulturerbe tritt schließlich besonders deutlich zutage in der Anerkennung der Heterogenität der eigenen Kultur bei ihrer gleichzeitigen Dann-irgendwie-doch-Homogenität auf nächsthöherer Ebene im viel gepriesenen „Dialog der Kulturen“ bzw. „interkulturellen Dialog“.²⁶ Wenn die eigene Kultur so unendlich vielfältig ist, wie kann sie dann eindeutig gegenüber anderen sein?²⁷ Und wenn das „eigene“ Kulturerbe zugleich lokale, nationale und weltweite „Identität“ stiftet, worauf gründet sich dann die nationale Hoheit darüber? Mit dem Verzicht auf den wie auch immer zu fassenden Zugehörigkeitsauftrag und kollektiven Identitätsstiftungsauftrag Kulturerbe gäbe es solche Widersprüche gar nicht, weil die verschiedenen Werte ohne Exklusivitätsansprüche gar nicht in Konflikt treten können: Es gibt keine kollektive kulturelle Identität. „Cultures‘ do not dialogue ... It is women and men who do ...“²⁸ Durch rationale Korrektur des blinden Flecks ist Kulturerbe nicht als vereinheitlichender²⁹ Gruppenmarker, sondern als gemeinsames (und überdies unterschiedlich gerichtetes) Interesse vieler Verschiedener zu begreifen. Menschen haben, wie im *European Manifesto* beschrieben, hochkomplexe singuläre kulturelle Identitäten, die noch dazu relativ sind.³⁰ Und in der auf die Menschenrechtserklärung gestützten Erklärung für kulturelle Rechte heißt es, dass grundsätzlich kein Mensch gegen seinen Willen einer kulturellen Identitätsgruppe zugeschrieben werden darf.³¹ Wenn also Kulturerbe wie in der Faro-Konvention als offenes Wertekonstrukt beliebig vieler Kollektivmitglieder verstanden werden kann, steht seinem Wert und dessen Steigerung für die Gemeinschaft nichts (mehr) im Wege: als inklusiver und dynamischer, weil mit den gegenwärtigen wie zukünftigen Mitgliedern wandelbarer Gründungsmythos. Als Resümee daher der Vorschlag, statt der kulturellen die politische Identität der Gemeinschaft zur Maßgabe für Zusammenghörigkeit zu machen – was sehr wohl und gerade im Kontext Kulturerbe bestens funktioniert: wenn nämlich Teilhabe und Zugehörigkeit zum Kollektiv auf individuellen Rechten basieren und nicht umgekehrt.

Zurück zum 3. Oktober. Dieser wie erwähnt nationale Feiertag gehört zu den Staatssymbolen des Landes. Diese sind „Sinnbilder der staatlichen Souveränität und Autorität. Sie dienen sowohl praktischen als auch repräsentativen Zwecken [...] und haben darüber hinaus ideelle Bedeutung: als Ausdruck des Selbstverständnisses eines Staates, wodurch sie eben auch der Identifikation der Bürgerinnen und Bürger mit ihrem Staat dienen.“³²

Hierin liegt ein von EU-Seite offenbar noch gar nicht so richtig gesehenes Potenzial europaweiter Aktionen und Programme wie dem Kulturerbejahr 2018: die Vermittlung und Betonung der politischen anstelle der kulturellen Eigenart Europas als Identitäts- und Zugehörigkeitsmerkmal, gerade in der Arbeit für und mit dem Kulturerbe in Europa. Im Herausstellen der politischen anstelle der kulturellen Identität hätte endlich auch eine weitere augenfällige Unklarheit ihre Auflösung gefunden. Im EP-Beschluss und Ratsbeschluss für das Kulturerbejahr 2018 ist in der deutschen, englischen wie auch französischen Fassung bei der Rede von Kulturerbe ein eigentümlicher Bezugswechsel zwischen politischen Werten und architektonischen Kulturgütern im Begriff Kulturerbe festzustellen. In Grund 1 heißt es: „Die im Kulturerbe Europas verankerten Ideale, Grundsätze und Werte stellen eine gemeinsame Quelle der Erinnerung, des Verständnisses, der Identität, des Dialogs, des Zusammenhalts und der Kreativität Europas dar.“³³ Zugleich wird „Kulturerbe“ als wirtschaftlicher Faktor angesprochen, namentlich für Tourismus und Bauindustrie.³⁴ Im ersten Kontext wird der Begriff Kulturerbe auf kulturelle Errungenschaften bezogen (Prinzipien), im zweiten Kontext auf architektonische Hinterlassenschaften (Architektur).

Mit der Anwendung der im Ratsbeschluss angesprochenen Ideale, Grundsätze und Werte in der Denkmal- alias Kulturerbepflege kann zur Identifikation der jeweils daran Teilhabenden als Mitgliedern eines Kollektivs beigetragen werden. Zusammengehörigkeit und Identität sind eben nur nicht der Grund für die Beschäftigung mit dem historisch-kulturellen Überkommenen und auch nicht der Grund für die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. Für gemeinschaftlichen Zusammenhalt ist deswegen staatlich-politische Symbolik in Form von Kalendertagen, Jahrestagen und -themen ein wesentlich offeneres und deswegen tragfähigeres Angebot, als es Geschichten seines „kulturellen“ Ursprungs je sein können. Eine Korrektur dieses blinden Flecks im Kulturerbediskurs ist mehr als dringend geboten.

Fazit

Ein Europäisches Jahr des Kulturerbes sollte weniger einer „permanenten Selbstvergewisserung“³⁵, wie es einer der Botschafter des Kulturerbejahres ausdrückte, und Kulturerbe in einer „rasant sich verändernden globalisierten Welt“³⁶ gerade nicht als „Anker“ für „Herkunft, Orientierung“³⁷ dienen. Sondern eine solche symbolträchtige Initiative sollte besser zur tatsächlichen Vermittlung und Praxis politischer Werte wie dem individuellen Recht auf kulturelle Teilhabe und der Anerkennung des permanenten Wandels kultureller Werte, des Wissens und Glaubens eingesetzt werden. Und diese Rechte liegen – hier stiftet der oben angesprochene Bezugswechsel im Ratsbeschluss nämlich unglückliche Verwirrung – sehr viel weniger „in“ den Baudenkmälern, „im“ Kulturerbe selbst als in dem Umgang damit. Und im besten Fall führt die Form des Umgangs zur angestrebten Identifikation mit der Gemeinschaft und zu einem Zugehörigkeitsgefühl.

Im Europäischen Kulturabkommen von 1954 heißt es in Artikel 2, die Vertragsstaaten mögen ihre Landsleute im Kennenlernen und Studieren der Sprachen, Geschichte und Kultur der anderen bestärken und jenen wiederum Einrichtungen gewähren, solches Studium auf ihrem Gebiet durchzu-

führen, wie auch „das Studium ihrer Sprache oder Sprachen, Geschichte und Kultur auf dem Territorium der anderen Vertragsstaaten zu fördern und deren Staatsbürgern Einrichtungen für ein solches Studium auf dem eigenen Territorium zu gewähren.“³⁸ Ein klareres Bekenntnis für das Realisieren und Weitertragen europäischer Werte als diese im Nachkriegsschock des Zweiten Weltkriegs formulierte, den UNESCO-Gedanken des Friedenschaffens in den Köpfen spiegelnde Aufforderung zum gegenseitigen Studium der jeweils verschiedenen Sprachen und Geschichten (im Plural) ist schwer vorzustellen. Die Beschäftigung mit dem unendlich vielfältigen Kulturerbe in Europa eignete sich bestens für deren Umsetzung und ergäbe schlussendlich auch ein vollständigeres Bild von Europa, als es eine einzige Erzählung je reflektieren könnte – und nicht nur im Kulturerbejahr 2018.

Kulturerbe nicht als kulturellen Ursprung und Zugehörigkeitsgrund, sondern als politisches Konstrukt zur Gemeinschaftsbildung zu erkennen und zu fördern – eine solche Korrektur des blinden Flecks würde schließlich auch die Entfaltung des einzigartigen Wertes von Kulturerbe für die Gemeinschaft erlauben.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Bundesministeriums des Innern, <http://www.bmi.bund.de/DE/themen/verfassung/staatliche-symbole/staatliche-symbole-node.html> (28.01.2019).
- 2 European Parliament resolution, Doc. P8-TA(2015)0293, Towards an integrated approach to cultural heritage for Europe.
- 3 Ministers of State Parties to the European Cult. Conv.: The Namur Declaration, Doc. CM(2015)94,: A strategy for redefining the place and the role of cultural heritage in Europe, guidelines for the European Cultural Heritage Strategy for the 21st century, S. 1.
- 4 Declaration of Bruges, Declaration of Intent, 9 Dec 2010, Bruges/BE: "The Belgian Presidency of the Council of the European Union declares ... it would be advisable to prepare a specific, long-term plan which searches for possibilities to ensure that the potential of cultural heritage is better incorporated in the general policy of the European Union."
- 5 Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz / Europa Nostra / Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Berlin Call to Action. Cultural Heritage for the Future of Europe, Juni 2018, http://european-cultural-heritage-summit.eu/wp-content/uploads/2018/06/BerlinCall_Layout_final_WEB.pdf (28.01.2019).
- 6 Ebd.
- 7 S. beispielsweise Trautwein, Katja: ECHY-Projekt Identitätsschlüssel Kulturerbe-Reportage, <https://sharingheritage.de/projekte/identitaetsschlussel-kulturerbe-reportage> (28.01.2019).
- 8 Deutsches Fachwerkzentrum Quedlinburg: ECHY-Projekt „Integrativer Ort Baudenkmal“, sharingheritage.de/projekte/integrativer-ort-baudenkmal (28.01.2019)
- 9 Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz: Europäisches Kulturerbejahr 2018. Konzeptpapier [Hervorhebung KST] http://www.dnk.de/_uploads/media/2154_Sharing%20Heritage_DE.pdf (28.01.2019).
- 10 Europäische Kommission, Präsentation The European Year of Cultural Heritage 2018 https://europa.eu/cultural-heritage/about_en (28.01.2019).
- 11 Zur Entstehungsgeschichte von Denkmalpflege als Disziplin und Institution neben deutschsprachiger Literatur sehr erhellend auch Choay, Françoise: *L'Allégorie du patrimoine*, Paris 1992; Poulot, Dominique: *Musée, nation, patrimoine*, Paris 1997; Babelon, Jean-Pierre / Chastel, André: *La notion de patrimoine*, Paris 2008 sowie Swenson, Astrid: *The Rise of Heritage*, Cambridge University Press 2013 und Glendinning, Miles: *The Conservation Movement*, Routledge 2013 u.m.
- 12 Vertiefend erörtert in: Stamm, Kerstin: Gründungsmythen europäischen Erbes. Architekturerbe, in: Europäisches Kulturerbe. Bilder, Traditionen, Konfigurationen, hg. v. Winfried Speitkamp, Stuttgart 2013, S. 83–94.
- 13 Zur Kritik der vermeintlichen Selbstevidenz von Kulturerbe vgl. auch Smith, Laurajane: *The uses of heritage*, Routledge 2006.
- 14 Anatole-Gabriel, Isabelle: *La fabrique du patrimoine de l'humanité. L'UNESCO et la protection patrimoniale (1945–1992)*, Paris 2016, hier Seite 150 f.
- 15 Eben aufgrund der besonderen Verknüpfung von Emotionaler und Rationaler, von Wirkung und ihrer soziopolitischen Einbettung bzw. Nutzung, vgl. die Erörterungen der Autorin zum Gründungsmythos Architekturerbe (wie Anm. 12).
- 16 Hierzu unbedingt die Wortherkunft des germanischen Begriffs Erbe beachten: ursprünglich „verwaister Besitz“, in Wortverwandtschaft mit „Arbeit“ und „arm“, https://www.duden.de/rechtschreibung/Erbe_Nachlass_Ueberlieferung (28.01.2019).
- 17 Europarat, Convention on the Value of Cultural Heritage for Society (Faro Convention, 2005), Inkrafttreten 2011. Zu den Erstunterzeichnerländern, die die Konvention seither auch ratifiziert haben, zählen u.a. Portugal, Lettland und Kroatien. Die großen Pionierländer institutionalisierter nationaler Denkmalpflege wie Großbritannien, Frankreich und Deutschland haben bisher weder unterzeichnet noch ratifiziert; Italien hat 2013 unterzeichnet. Siehe <https://www.coe.int/en/web/culture-and-heritage/faro-convention> (28.01.2019).
- 18 Vgl. die brillante Diskussion des Unterschieds von Differenz und Distanz sowie insbesondere die Unterscheidung von universell, uniform und gemein bei Jullien, François: *Il n'y pas d'identité culturelle. Mais nous défendons les ressources d'une culture*, Paris, 2016.
- 19 Council of Europe, European Manifesto for Multiple Cultural Affiliation, 2007, <https://rm.coe.int/1680abde8> (28.01.2019), hier Definition, S. 58.
- 20 Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz: Konzeptpapier, 2018 (wie Anm. 9), S. 10 und S. 12.
- 21 Vgl. kollektivierende Formulierungen wie „Eigenwert Kultur“ und Anerkennen der „kulturellen Identität anderer“ im Konzeptpapier des Deutschen Nationalkomites (wie Anm. 9), S. 10 und 12, und ebenso bedenkliche Reden vom „Dialog der Kulturen“ oder auch „Völkerverständigung“ gegenüber der Betonung individueller Verfasstheit im European Manifesto for Multiple Cultural Affiliation (wie Anm. 19) und der Hervorhebung kultureller Rechte als Menschenrechte – also individuelle, persönliche Rechte.
- 22 Deutsche UNESCO-Kommission: Resolution der 78. Hauptversammlung der Deutschen UNESCO-Kommission anlässlich ihrer Sitzung am 8. Juni 2018 in Bamberg. Kulturelles Erbe erhalten, Vielfalt gestalten, Europa stärken. https://www.unesco.de/sites/default/files/2018-06/2018_78.Hauptversammlung.pdf (28.01.2019).
- 23 Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz: Konzeptpapier, 2018 (wie Anm. 9).
- 24 Deutsche UNESCO-Kommission: Resolution, 8. Juni 2018 (wie Anm. 22).
- 25 Der Einwand, dass die ganze Wirkungsbreite nur für „Menschheitserbe“ gelten soll, trägt nicht zur Lösung bei, erhellt aber das dahinterstehende Denkmuster. Erbebedeutung wird in dieser Gleichung konzentrisch horizontal gedacht: „Lokalerbe“ wäre demnach nur für die „Lokalen“ wichtig, „EU-Erbe“ besäße über lokale, regionale und nationale hinaus auch Bedeutung für „EU-ler“, als immer weiter entferntere Nachbarn sozusagen, und auf globaler Ebene wäre es „die Menschheit“, die ihr „Menschheitserbe“ wertschätzt.

- 26 Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz: Konzeptpapier, 2018 (wie Anm. 9).
- 27 Hier wäre eine Diskussion der von Jullien (wie Anm. 18) vorgebrachten Unterscheidung zwischen Strukturen einer Kultur und der Kultur an sich anzuschließen. Integration – Erbeantritt und Zugehörigkeitserwerb – ließe sich demnach als strukturelle Konformität verstehen, aber nicht notwendigerweise Uniformität.
- 28 Meyer-Bisch, Patrice: Defining cultural rights, 2009, <https://www.culturalpolicies.net/web/compendium-topics.php?aid=171> (22.01.2019).
- 29 Siehe Jullien (wie Anm. 18).
- 30 Sen, Amartya: Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt, (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, 630), Bonn 2007.
- 31 Groupe de Fribourg, Fribourg Declaration on Cultural Rights, 2007, präsentiert vom Observatory of Diversity and Cultural Rights an der Universität Fribourg, engl. Fassung bei <http://hrlibrary.umn.edu/insree/Fribourg%20Declaration.pdf> (28.01.2019).
- 32 Bundesministerium des Innern, <http://www.bmi.bund.de/DE/themen/verfassung/staatliche-symbole/nationale-feiertage/nationale-feiertage-node.html> (28.01.2019).
- 33 Beschluss (EU) 2017/864 des Europäischen Parlaments und des Rates vom 17. Mai 2017 über ein Europäisches Jahr des Kulturerbes (2018), Amtsblatt der Europäischen Union vom 20.5.2017, DE, L 131/1, Grund 1.
- 34 Ebd., Gründe 4 und 5.
- 35 Hermann Parzinger, Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, im Interview über das Kulturerbejahr. <https://www.preussischer-kulturbesitz.de/meldung/news/2016/12/19/echy-2018-wie-kultur-europa-retten-kann.html> (28.01.2019).
- 36 Ebd.
- 37 Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz, Appell Unser Kulturerbe – unsere Zukunft, Berlin 21. Juni 2018, http://www.dnk.de/_uploads/media/2206_Appell%20Unser%20Kulturerbe%20Unsere%20Zukunft_Beschlussfassung.pdf (28.01.2019).
- 38 Europarat, Europäisches Kulturabkommen, 1954. Inkrafttreten 1954. Volltext in der offiziellen englischen Fassung <https://www.coe.int/de/web/conventions/full-list/-/conventions/rms/090000168006457e> (28.01.2019).

Sharing Heritage – Sharing with Whom?

Interdisciplinarity in Heritage Research

ANNELI RANDLA AND HIKKA HIIOP

SUMMARY

When talking about sharing heritage with diverse communities, usually various local, social, national and ethnic groups are meant. In this paper, a somewhat different view is offered: heritage can also be shared with different research communities (people and institutions): monuments are sources not only for art historical and heritage studies, but for many other disciplines. Three recent research projects of the Department of Cultural Heritage and Conservation of the Estonian Academy of Arts are used to illustrate this point: *Rode Altarpiece in Close-up*, *Colourful Middle Ages: Murals in Estonian Churches* and *Christian Ackermann: Tallinn's Phidias – Arrogant and Talented*.

Technical art history

Technical art history¹ is a field of study combining methods from the arts and sciences. It uses contemporary information and communication technology (ICT) to acquire, process, contextualise and visualise data. In this field the work of art as a physical object is the primary source of information. This type of research unites scientific investigation of the material, physical and technical sides of objects with traditional art historical methods: work with historical sources, and stylistic and iconographical interpretation.

It is an interdisciplinary field of investigation, combining specialists from the natural sciences (e.g. chemists and physicists) with those from the humanities (art historians, historians etc.) and creative fields (e.g. artists and designers). It is also a collective science, functioning in close collaboration with different fields and different specialists in order to allow for the attribution and dating of art works, as well as the determination of the artistic practices of a given period.

The projects

Before getting to the research communities, it is necessary to briefly introduce the three major collaboration projects focused on technical art history which will be used as references in this paper.

Rode Altarpiece in Close-Up

Rode Altarpiece in Close-Up was a three-year investigation and conservation project (2013–2016) in St Nicholas' church in Tallinn, and it focused on one of the greatest masterpieces in the collection of the Art Museum of Estonia: the late medieval high altarpiece of the church made by the Lübeck master Hermen Rode between 1478 and 1481.

Conservation of the magnificent piece of art took place in the Soviet era, but the work was interrupted by the political change in 1991. The goal of the project starting in 2013 was to continue the

conservation work and to carry out technical and art historical investigation. Along with the scientific work, the objective was to bring the masterpiece into public focus.

In addition to Hermen Rode's Tallinn altarpiece, his Saint Luke's retable in Lübeck was comparatively analysed (Fig.1).

The project was awarded the Creative Europe and Europa Nostra award in 2017 and the IIC Keck Award in 2018.²

Colourful Middle Ages

Colourful Middle Ages: Murals in Estonian Churches is the common title of a part of our ongoing daily research since 2004 into historical interior designs. The aim is to study the murals and other finishing layers in medieval churches from art historical, technical and conservation points of view. So far 15 churches have been investigated. As a result, a considerable amount of previously unknown data on medieval and later wall paintings have been discovered and studied.

In this paper recently discovered murals in St Mary's church in Pöide on the island of Saaremaa will be used as an example of sharing heritage.³

Christian Ackermann: Tallinn's Phidias – Arrogant and Talented

Christian Ackermann: Tallinn's Phidias – Arrogant and Talented is a four-year research project which began in co-operation among the Estonian Academy of Arts, The Art Museum of Estonia and the Estonian Lutheran Church in October 2016 (Fig. 2).

The aim of the four-year interdisciplinary co-operation project is to focus on the oeuvre of Christian Ackermann, an artist of German origin who became Estonia's most scandalous and talented woodcarver of the baroque era. Most of Estonia's noteworthy ecclesiastical furnishing elements were made in Ackermann's workshop between the 1680s and 1710.

Since 2016 technical investigations have been carried out in churches all over Estonia where the works by Ackermann can be found: all together on around 20 artworks.⁴

Sharing with whom? Partners and public

In all these projects, experts from different fields have made contributions: from chemists and dendrochronologists to customs officers and imaging specialists. The synergy springing from such

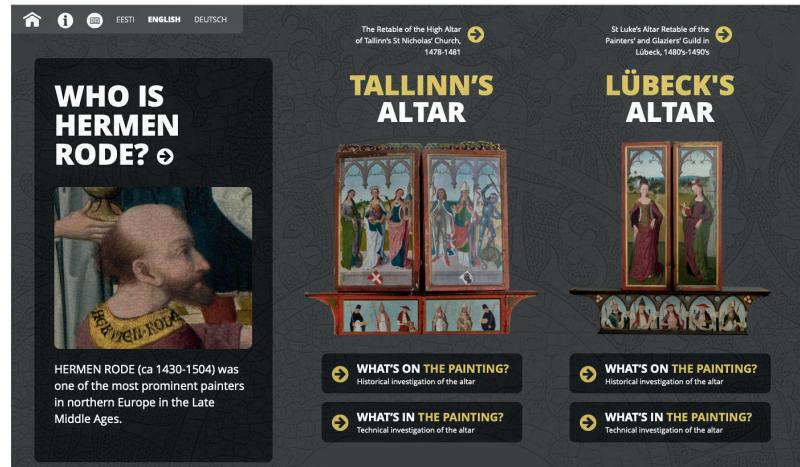


Fig. 1: Screenshot of the webpage of the project *Rode Altarpiece in Close-Up* (2019).



Fig. 2: Screenshot of the webpage of the project *Christian Ackermann: Tallinn's Phidias – Arrogant and Talented* (2019).

co-operation has been mutually beneficial.

In addition to academic results, these projects have importance for the general public: the research results have been presented in innovative and popular ways to large and varied audiences, and these results have inspired new artistic creation.

In the following subchapters, the partners of these projects will be introduced through their interdisciplinary contributions to the common goal.

Estonian Environmental Research Centre and XRF

The Estonian Environmental Research Centre usually deals with the study of environmental hazards, such as soil contamination with heavy metals or consumer protection, like checking to see if new products (e.g. children's toys) contain metals dangerous to people by using X-ray fluorescence technology (XRF).

However, in our projects their chemists use the portable XRF device for primary pigment analysis of the visible and, more importantly, the hidden paint layers on artworks. This is a welcome change in the daily routine of the Estonian Environmental Research Centre, and significant for broadening the scope of their services.⁵

Department of Analytical Chemistry at Tartu University and instrumental analysis

More precise chemical analysis of pigments and binders is carried out in close co-operation with the scientists in the Department of Analytical Chemistry at Tartu University. While their chemists have the know-how and instruments to conduct scanning electron microscopy with energy dispersive spectroscopy (SEM-EDS) and Fourier-transform infrared spectroscopy (FT-IR), it is the materials from the historically significant artworks in our projects that have promoted their laboratory research internationally, thus making the cooperation mutually beneficial for all partners.⁶

Department of Geography at Tartu University and dendrochronology

Another example of collaborating with research communities outside of the field of cultural heritage is dendrochronology. Dendrochronologists at the Department of Geography at Tartu University study

climate change on a daily basis and usually investigate living trees, but in our case dendro dating and dendro provenance analysis is used on wooden artworks and can provide important new information for the interpretation of the artefacts.⁷

Imaging techniques

The field which has a special focus in the Estonian Academy of Arts and has been developed at the doctoral school is related to multispectral photography and imaging techniques. Objects can be studied at different wavelengths and the images produced can be further developed into various forms of presentation. These methods have become essential in the study, with the documentation of objects, as well as the visualisation and presentation of the research results. Here, as in other aspects of our projects, co-operation is essential.

Estonian Tax and Customs Board and X-ray

X-raying has been used for almost 100 years in researching cultural heritage. It is a method known mainly from the field of medical diagnostics and that's the reason why we usually travel with our artworks to hospitals in order to carry out X-ray analyses.

But there are a lot of artistic objects which cannot be transported to hospitals because of their size and/or fragility, e.g. all of the artworks

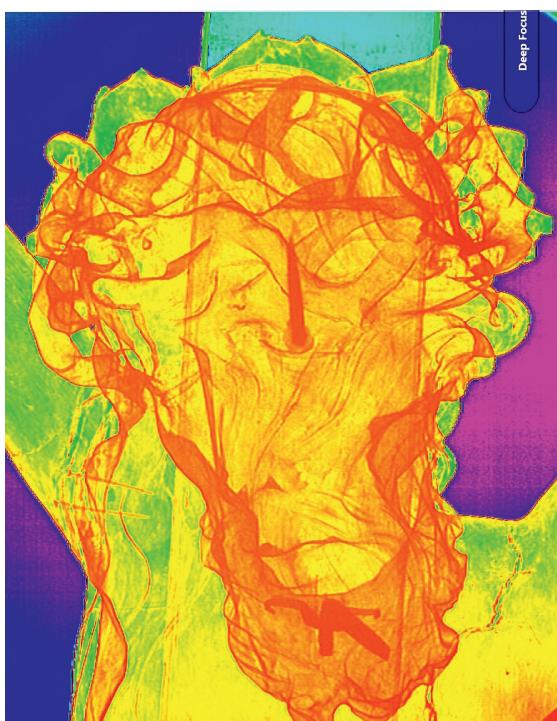


Fig. 3, 4: X-ray images of the head of Christ by Christian Ackermann which enable to detect different materials (color image) and to inspect the inner structure of the artefacts (black and white image) (2018).

in our three projects discussed here. As a result, we looked for co-operation with institutions possessing portable X-ray equipment which could be taken to the objects.

Out of this need arose the co-operation with the Estonian Tax and Customs Board some years ago; customs officers who usually serve on the Estonian borders have come with their devices and carried out investigations *in situ* on our art works. It is an excellent investigation tool for us, and it provides great opportunities to the Estonian Tax and Custom Board as well: it is a means of training their employees to recognize objects of artistic value which are illegally transported over the borders. In addition, we have seen during our collaboration how much joy it gives people who are usually searching for drugs and illegal cigarettes, probably for the first time in their lives to have such close contact with cultural heritage (Fig. 3).

Archeovision, RTI and 3D modelling

In co-operation with *Archeovision*, a company which started with imaging techniques on archaeological finds, we have used reflectance transformation imaging (RTI) for the documentation and study of sculptures in the Rode altarpiece project. This method was developed in the cultural heritage field as a fast, simple and robust method of '2.5D' imaging for archaeological field work but can be adapted for any three-dimensional object and provides very good results for polychrome wooden sculptures.

In addition to scientific research, the purpose of technical investigation is to visualise information both for researchers and for the general public. 3D documentation is a useful way to show details which are usually invisible due to the inaccessibility of the objects. It has been a leading principle that all information gained in these projects, including 3D documentation, is shared with the general public via the Internet on special web pages. Different IT techniques, such as digital reconstructions on 3D models, can be used to recreate the past appearances of art works (Fig. 4).⁸

Since 3D modelling for conservation and presentation in the field of cultural heritage is a rapidly developing area of research, the Rode altarpiece project attracted international specialists to a hackathon in Tallinn in 2014, and the solutions developed for the Christian Ackermann project have gained attention in the international academic press.⁹

Digital reconstructions

Digital reconstructions can be used in architectural settings as well. To present a case on another scale and in a different environment the medieval murals in the church in Pöide were chosen. Fragments of a painted rose window were uncovered on the blind chancel wall, and with the help of architects we were able to reconstruct from these fairly small but very accurate traces the composition of a rose window. Through digital means it is possible to present it without altering the original.

Even scarcer remains of another faux rose window were discovered on the nave wall, and again a hypothetical reconstruction was possible. The digital visualisation made the presentation of this hypothesis possible (Fig. 5). Furthermore, this reconstruction can be taken back into the real interior and can be displayed on the original wall in scale.¹⁰

Artistic synergy

So far, the close co-operation between conservation research and science has been presented, but how about art? Does artistic creativity have a place in our projects?



Fig. 5: 3D model of the figure of Christ by Christian Ackermann (2018).



Fig. 6: Digital reconstruction of the painted rose windows in Pöide church (2017).

After all, the Department of Cultural Heritage and Conservation is part of the Estonian Academy of Arts and this has yielded a different kind of synergy. Our research projects have inspired new creative actions. Actually, the Christian Ackermann project grew out of a joint art project of students of interior architecture, graphic design and conservation: the aim was to design the scaffolding for the altar retable of the Tallinn cathedral by Christian Ackermann's workshop, which would take into account the artwork, its history and spatial context, as well as its liturgical use.

The scaffolding afforded close-up views of the retable not only to the specialists, but also to the general public. In the course of a year (from November 2016 to November 2017) around 3000 people from very different interest groups went on tours on the scaffolding.

Research on Christian Ackermann provoked an artist to organise a vernissage for this 17th-century artist and the X-ray images of the sculptures were transformed into a modern lamp design.¹¹

Sharing with communities

Having discussed the research partners with whom cultural heritage can be fruitfully shared, we would like to return to the local communities. In all three projects, it has been essential not only to publicise the results on the Internet, but to work on site with the people who are closest to this heritage: church communities, children and teachers from local schools, village activists and others. These people have shown keen interest and pride in the artworks that are still in their original settings and perform their primary function everywhere.

In conclusion

In this paper we have briefly shown the possibilities of sharing cultural heritage and the academic research of this heritage with various interest groups who are not usually regarded as stakeholders in this context: natural scientists, IT specialists, customs officers, medics and artists. These projects illustrate how such co-operation can be mutually beneficial and can contribute to the greater awareness of the monuments both locally and internationally.

Image sources

- 1 rode.ekm.ee
- 2 www.ackermann.ee
- 3, 4 ETCB
- 5 Andres Uueni, Archeovision
- 6 Ainar Luik

Notes

- 1 See e. g. Hermens, Emma: Technical Art History. The Synergy of Art, Conservation and Science, in: Art History and Visual Studies in Europe, ed. Matthew Rampley et al., Leiden 2012, pp. 151–165.
- 2 Rode altar lähivaates / Rode Altarpiece in Close Up, ed. Hilkka Hiiop, Merike Kurisoo, Tallinn 2016; rode.ekm.ee (01/02/2019); <https://nigulistemuuseum.ekm.ee/en/on-view/on-view/rode-altarpiece-in-close-up> (01/02/2019).
- 3 kirikud.muinas.ee (02/02/2019); Randla, Anneli: New Finds of Murals and Other Interior Decorations in Churches, Manors and Town Houses, in: Estonian Cultural Heritage. Preservation and Conservation, vol. 2, 2013–2017, Tallinn 2017, pp. 143–146.
- 4 www.ackermann.ee (02/02/2019); Kreem, Tiina-Mall: Christian Ackermann – the Arrogant and Talented Phidias from Tallinn (2016–2020): A major new research project has started, in: Estonian Cultural Heritage. Preservation and Conservation 2017 (as in note 3), pp. 160–161.
- 5 Vahur, Signe / Rebane, Riin / Hiiop, Hilkka: The Sciences in the Service of Art Research. Chemical Analyses in Studying Works of Art, in: Rode altar lähivaates / Rode Altarpiece in Close Up 2016 (as in note 2), pp. 93–114.
- 6 Uueni, Andres / Vahur, Signe / Hiiop, Hilkka / Rebane, Riin / Pagi, Hembo: Comparative Technical Analysis of the Medieval Altarpieces by Hermen Rode in Tallinn and in Lübeck, in: TECHNART 2017, ed. J.A. Carrero, L.A. Fernandez, O. Gomez, L. Gomez, Bilbao 2017, p. 104.
- 7 Läänelaid, Alar / Daly, Aoife / Sohar, Kristina: What Wood Tells Us. On Dendrochronological Research Methodology, in: Rode altar lähivaates / Rode Altarpiece in Close Up 2016 (as in note 2), pp. 115–134.
- 8 Hiiop, Hilkka / Randla, Anneli: Medieval Painted Saints Meeting Modern Media. Project: “Rode Altarpiece in Close-Up”, in: Baltic Journal of Art History, vol. 7, 2014, pp. 171–180; Hiiop, Hilkka: What is Under the Paint Layer of the Rode Altarpieces, in: Baltic Journal of Art History, vol. 9, 2015, pp. 239–253; Hiiop, Hilkka: Natural Sciences and Information Technology in the Service of Art: the Rode Altarpiece in Close-up Project (2013–2016), in: Estonian Cultural Heritage: Preservation and Conservation 2017 (as in note 3), pp. 157–159.
- 9 Uueni, Andres / Hiiop, Hilkka / Apollonio, Fabrizio Ivan: The Combination of 3D and Multispectral Imaging for Scientific Visualization – Tool for Conservation and Heritage Specialists, in: Archiving 2017 Final Program and Proceedings 2017, ed. S. Abrams, et al., Riga 2017, pp. 133–137; Uueni, Andres / Apollonio, Fabrizio Ivan / Hiiop, Hilkka: Photogrammetry and Multispectral Imaging for Conservation Documentation – Tools for Heritage Specialists, in: New Activities For Cultural Heritage, ed. M. Ceccarelli, M. Cigola, G. Recinto, Cham 2017, pp. 122–130; Uueni, Andres / Hiiop, Hilkka / Apollonio, Fabrizio Ivan: 3D application in Estonian Cultural Heritage. Benefits and Considerations Based on the Chr. Ackermann Investigation Project, in: Kermes: la rivista del restauro, vol. 107, 2019, pp. 40–44.
- 10 Randla, Anneli: Rose Window: A Dream or Reality?, in: Sacred Monuments and Practices in the Baltic Sea Region – New Visits to Old Churches, ed. Janne Harjula, et al., Cambridge 2017, pp. 156–169.
- 11 <https://issuu.com/vatsonagency/docs/ackermann> (03/03/2019).

„Shared Heritage“ oder „Sharing Heritage“?

Perspektiven auf das kulturelle Erbe in Europa

STEPHANIE HEROLD UND INGRID SCHEURMANN

Das Thema der Jahrestagung des Arbeitskreises von 2018 war nicht umsonst als Frage formuliert. Als Aufhänger diente dabei das Motto des im gleichen Jahr stattfindenden Europäischen Kulturerbejahres *Sharing Heritage*, das mit seiner Fokussierung auf gemeinsame (europäische) Werte und der Postulierung einer gemeinsamen (europäischen) Kultur Stellung bezogen hat in einem politischen Umfeld, das sich zunehmend durch Abgrenzung und Abschottung auszeichnet. Hinter der Frage, welche Rolle die Denkmalpflege in diesem Kontext spielen kann, steht demnach auch die Frage, welche Rolle der Kultur und dem kulturellen Erbe bei politischen und gesellschaftlichen Prozessen der Annäherung und Abgrenzung, der Inklusion und Exklusion überhaupt zukommt. Aus dem breiten Themenspektrum haben die Tagungsbeiträge unterschiedliche historische und aktuelle Fragestellungen verfolgt und aus der Perspektive verschiedener europäischer Kulturen erörtert. Teilen und Teilhaben – das zeigen die Texte – erlebten dabei im Laufe des 20. Jahrhunderts einen erheblichen Bedeutungswandel: von erzwungenem Teilen über ein geduldetes Nebeneinander hin zu einer Öffnung für neue Akteure und deren Perspektiven auf das, was wir heute auch im deutschsprachigen Raum als kulturelles Erbe oder *Cultural Heritage* bezeichnen.

Aus der Fülle der noch keineswegs abschließend diskutierten Thematik konzentrieren sich die nachfolgenden Schlussbemerkungen auf die Frage, was der Erbegriff eigentlich genau verspricht, ob er vordringlich auf den Prozess den Teilens abhebt oder aber ob er auf Basis von etwas ohnehin als geteilt Erlebtem und Praktiziertem etwas Neues, etwa eine gemeinsame Identität, stiften will, kurz: ob es dem Kulturerbedenken um *sharing* oder um *shared heritage* geht und was das eine und was das andere im Einzelnen impliziert.

Den Tagungsbeiträgen gemeinsam ist dabei die Fokussierung auf das Erben als eines objekt- bzw. ortsgebundenen Prozesses. *Sharing*, also teilen, versteht sich dabei als eine soziale Aktion, die sowohl

verschiedene Akteure als auch verschiedene Dinge einbezieht. Das kann, muss aber nicht in jedem Fall harmonisch ablaufen. Durch die notwendige Beteiligung verschiedener Parteien am Prozess des Teilens ist die Anerkennung und Akzeptanz einer Differenz zwischen den Parteien strukturell vorgegeben; ansonsten wäre ein Prozess des aktiven Teilens gar nicht notwendig. Scheinbar im Widerspruch dazu stand das erklärte Ziel des Europäischen Kulturerbejahres, „die gemeinsame Nutzung und Aufwertung des Kulturerbes Europas als eine gemeinsame Ressource zu fördern, das Bewusstsein für die gemeinsame Geschichte und die gemeinsamen Werte zu schärfen und das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen europäischen Raum zu stärken.“¹ Der Fokus lag hier weniger auf dem sozialen Prozess des Teilens als auf der Feststellung eines bereits geteilten Erbe Europas im Sinne eines *shared heritage*. Offenkundig ging es vornehmlich um eine Besinnung auf transnationale Gemeinsamkeiten sowie die Stärkung des Gemeinschaftsgefühls.² Während *sharing* das Augenmerk also auf die mit dem kulturellen Erbe verbundenen Prozesse legt, fokussiert eine Betrachtung kulturellen Erbes als geteiltem Erbe auf eine vermeintlich vorhandene Identität. Ist demnach *shared heritage*, das geteilte Erbe, das, was wir durch die Prozesse des *sharing heritage* erreichen wollen?

Identität und Differenz bzw. Vielfalt sind damit in einen spannungsreichen Dialog gerückt. Die englischsprachigen Webseite der EU zum Europäischen Denkmalschutzjahr konkretisiert das folgendermaßen: „Through cherishing our cultural heritage, we can discover our diversity and start an inter-cultural conversation about what we have in common.“³ Es geht mithin um die Akzeptanz von Vielfalt in einer höheren Einheit, als die hier Europa beschworen wird. Dazu soll die aktuelle Auseinandersetzung mit dem Erbe dienen und darin sind auch die Grundlagen definiert, auf denen es interpretiert werden soll. Deutlich wird, dass sich die Feier des europäischen Kulturerbes dem politischen

Wunsch verdankt, Europa ungeachtet der Verschiedenartigkeit der Kulturen, Nationen und Regionen und ungeachtet aktueller Renationalisierungsprozesse als eine sinnstiftende Einheit zu vermitteln. Nach dem European Heritage Label und seiner Auszeichnung ausgewählter, zumeist grenzübergreifender Geschichtsorte bemüht das Kulturerbejahr 2018 nun also die Vorstellung, dass nicht nur Teile, sondern das gesamte europäische Erbe miteinander verknüpft und Ausdruck des Europäischseins ist. Insofern geht es auch um eine Neukonstruktion von Geschichte bzw. von Geschichtsbildern. Die dem gegenwärtigen Denkmaldiskurs zugrundeliegenden nationalen Referenzen gilt es vor diesem Hintergrund zu überprüfen. Betonen sie seit dem frühen 19. Jahrhundert das Identische im Nationalen und damit indirekt auch das Trennende zwischen den Kulturen, so strebt der aktuelle Kulturerbediskurs die Akzeptanz des Anderen, die Toleranz von Verschiedenheit und damit einen Perspektivenwechsel an. Zu problematisieren ist jedoch in dem einen wie dem anderen Fall die Nähe zu und Abhängigkeit von (aktuellen) politischen Leitbildern und die latente Funktionalisierung von Kultur und Denkmalpflege für politische Ziele.

Sharing – Prozesse und Grenzen

Die Beiträge des vorliegenden Bandes betrachten diese Problematik aus unterschiedlichen (lokalen, regionalen und transnationalen) Perspektiven und in verschiedenen historischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. So entsteht ein vielschichtiges Bild von Spiel- und Denkartens eines geteilten bzw. zu teilenden Erbes.

Der Tagungsort Tallinn mit seiner wechselvollen Geschichte bot dabei einen anschaulichen Einstieg in die Thematik, wie *Ingrid Scheurmann* in ihrem einführenden Text darlegt und mit Blick auf die im 20. Jahrhundert dominanten Erhaltungsgrundsätze erörtert. *Krista Kodres* skizziert in ihrem Beitrag die Geschichte des Umgangs mit kulturellem Erbe in Estland seit dem 19. Jahrhundert und zeigt, wie in Abhängigkeit von den jeweiligen Akteuren und politischen Zielstellungen Erbe konstruiert und bei Bedarf auch (um)interpretiert wird. *Kristina Jöekalda* knüpft daran an und erörtert den Umgang mit dem kulturellen Erbe im Estland vornehmlich des 19. Jahrhunderts. Dabei stellt sie die für das estnische Kulturerbe wegweisende Position des baltendeutschen Kunsthistorikers Wilhelm Neumann heraus, der Überlegungen zu einer subs-

tanzschonenden Konservierung historischer Bauten anstellt. *Tobias Haberkorn* wiederum erörtert die Arbeit der Museen für Landeskunde in der frühen Sowjetunion. In diesem ganz anderen historischen und politischen Kontext finden durchaus vergleichbare Umdeutungsprozesse statt. Auf dem Weg der musealen Vermittlung wurde Geschichte in der jungen Sowjetunion im Zuge der Herstellung von neuen Kontinuitäten uminterpretiert, indem die beteiligten Wissenschaftler und Museumskuratoren den Fokus nun auf neue historische Akteure, in diesem Fall auf das ‚Volk‘, legten. Einen ebenfalls hochpolitischen Umgang mit Erbe, Erbedeutung und Erbeaneignung stellt *Sebastian Willert* in seiner Schilderung der Arbeit des deutsch-türkischen Denkmalschutzkommandos aus der Zeit des Ersten Weltkriegs vor. Die hier thematisierte Form der Aneignung von kulturellem Erbe ist durchaus im wörtlichen Sinne zu verstehen und zeitigt Folgen bis in das Kulturerbejahr 2018. Die aktuellen Restitutionsdebatten zeigen die anhaltende Brisanz solcher vermeintlicher Kunstschatzaktivitäten, bei denen es sich im schlimmsten Fall um Raub, im besten um die Ausnutzung der Situation handelt.

Geht es in den oben vorgestellten Beiträgen um Deutungsverschiebungen im fachlichen Verständnis kulturellen Erbes, so rücken die folgenden Texte gesellschaftliche Aneignungsprozesse mitsamt den Schwierigkeiten des Teilens in den Fokus der Betrachtung. Dies verdeutlicht beispielsweise der Beitrag von *Laura Ingerpuu*, der sich mit Bauten der ländlichen Kolchose der Sowjetzeit als (momentan) ungeliebtem Erbe in Estland beschäftigt. Hier zeigt sich eine Voraussetzung, in der Praxis auch eine Schwierigkeit des Konzeptes von *sharing heritage*: Teilen muss gesellschaftlich gewollt sein. Gerade im Zusammenhang eines immer noch angespannten estnisch-russischen Verhältnisses, sowohl innenpolitisch als auch außenpolitisch, treten Grenzen des Teilens hervor, die durch die Bereitschaft zu kulturellem Miteinander gesetzt werden. Dass dies kein spezifisch estnisches Problem, sondern auch andernorts zu finden ist, verdeutlichen die Beiträge von *Nikolaus Franz* und *Christopher Schlembach* zum sogenannten Kreuzstadl in Rechnitz im österreichischen Burgenland sowie *Paul Mahringers* Ausführungen zu Relikten des Kalten Krieges in Österreich. Beide Texte werfen Fragen nach dem Teilen von belastetem und belastendem Erbe auf. Welche Narrative stehen beispielsweise im Fall von Täter-Opfer-Beziehungen im Vordergrund und wie

gelangt man möglicherweise, vermittelt über Denkmalorte, zu einem Austausch über eben solche Relationen? Und wie positioniert man sich vor dem Hintergrund eines Verständnisses von *sharing heritage* als sozialem Prozess, wenn das als Erbe Erkannte für eigene Identifikationsbedürfnisse in Anspruch genommen wird, andere davon aber ausgeschlossen werden? Und wie, nicht zuletzt, positioniert sich die Denkmalpflege zum Teilen von Erbe, für das sie – zumindest was die baulichen Hinterlassenschaften angeht – bis dato die Deutungshoheit beansprucht? Sind auch die Institutionen bereit, ihr Erbe zu teilen, und welche Weichenstellungen sind dafür erforderlich?

Kulturelles Erbe als (Neu)Orientierung?

Die Frage, was wann von wem als kulturelles Erbe angenommen wird, ist immer eine des Selbstverständnisses und der kulturellen Orientierung – gerade auch im Kontext politischer und historischer Umbruchsituationen. *Riin Alatalu* stellt in diesem Zusammenhang die Rolle des kulturellen Erbes bei der ‚singenden Revolution‘ im Estland der 1990er-Jahre dar. Daneben verweist sie aber auch auf die praktischen Probleme, mit denen sich die Einrichtungen der Denkmalpflege im Umbruch konfrontiert sahen – seien es die Unterbesetzung in einer veralteten Bürokratie oder die ungeregelten Eigentumsverhältnisse nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. *Martin Schieder* wiederum richtet sein Augenmerk auf die zeitgleichen Debatten im wiedervereinten Deutschland über den Umgang mit den politischen Denkmälern der DDR. Auch hier stellte sich die Frage, wer dieses Erbe aus welchen Gründen erhalten wollte und welche Rolle die buchstäblich geteilten Vergangenheiten bei der gesellschaftlichen Neuorientierung spielen sollten. Dabei zeigt sich, dass diese Diskussionen teilweise bis heute nicht abgeschlossen sind, dass der Umgang mit diesem Erbe (und damit das Erbe selbst) vielmehr ständig weiterverhandelt wird. Wie kontrovers die Diskussionen um Deutungshoheit und Interpretation von Erbe sein können, verdeutlicht *Carola Neugebauer* am Beispiel der Gedenkstätte Kadinjača im heutigen Serbien, wo sich unterschiedliche Akteursgruppen darum bemühen, diesen Geschichtsort zu deuten – und im zweiten Schritt diese Deutung zu festigen bzw. für sich zu instrumentalisieren. Eine ganz andere Form der politischen Instrumentalisierung kulturellen Erbes beleuchtet *Frauke Michler* in ihrem Beitrag zu aktuellen Strömungen im Umgang

mit kulturellem Erbe in Frankreich. Vor dem Hintergrund von Budgetkürzungen sind dort populistische Fokussierungen auf die gut vermarktbaren Teile des kulturellen Erbes zu beklagen. Der Beitrag unterstreicht die prinzipielle Gefahr der Indienstnahme kulturellen Erbes für populistische und nationalistische Interpretationen von Geschichte. Darüber wird der Arbeitskreis im Rahmen seiner Jahrestagung 2020 weiter diskutieren.

Perspektiven zwischen Teilen und Teilhabe

In jüngster Zeit kann man die Aufweitung des professionellen Feldes der an Denkmalpflege und Auseinandersetzung mit kulturellem Erbe Beteiligten beobachten. Dies zeigt auf ganz praktischer Ebene der Beitrag von *Hikka Hiop* und *Anneli Randla*, der die Potenziale einer Öffnung der Disziplin hin zu neuen technisch orientierten Nachbardisziplinen aufzeigt und die damit verbundenen Möglichkeiten für die Erbe-(Denkmal-)Forschung verdeutlicht.⁴ Darüber hinaus bringt das neue Verständnis von Erbe (Heritage) als Prozess eine Weitung des professionellen Feldes in Richtung sozialwissenschaftlich geprägter Akteure mit sich. Wurde über lange Zeit im Rahmen von professionalisierten und institutionalisierten Prozessen das Denkmal durch den (kunsthistorischen) Experten in seiner Wertigkeit erkannt und vermittelt, werden beispielsweise im Bereich der Museumswissenschaften oder der Public History theoretische Konzepte gesellschaftlicher Inwertsetzung entwickelt mit dem Ziel der Beteiligung verschiedener Gruppierungen – und zwar nicht erst im Bereich der Vermittlung definierter Werte, sondern bereits bei der Etablierung und Definition dessen, was als Erbe erfahren wird. Entsprechende Überlegungen berücksichtigen die oben beschriebenen Sharing-Konstellationen, gleichzeitig stellen sie für die denkmalpflegerische Praxis neue Herausforderungen dar. Schließlich fordert die Einbeziehung von verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen auch andere Kompetenzen in der Kommunikation und Moderation seitens der beteiligten professionellen Akteure. Die Jahrestagung des Arbeitskreises von 2019 wird unter anderem diese Veränderungen thematisieren, indem sie sich insbesondere dem Thema der Akteure unter dem besonderen Fokus des Willens zur Erhaltung widmet. So reihen sich die Überlegungen zu *sharing heritage* in einen weiteren Themenkreis ein, der sich auf unterschiedlichen Ebenen mit dem gegenwärtigen Perspektivwechsel innerhalb der Denkmalpflege beschäftigt.

Vor diesem Hintergrund lassen sich auch diejenigen Beiträge der Tagung betrachten, die auf der Grundlage von *sharing heritage* neue Perspektiven auf den gesellschaftlichen Umgang mit kulturellem Erbe entwickeln. Das Beispiel der als Verbindungsbahn zwischen Wien und der ehemals habsburgischen Hafenstadt Triest gebauten Südbahn generiert sein transnationales Potenzial scheinbar schon dadurch, dass sich die Bahn heute über das Territorium verschiedener Nationalstaaten (Österreich, Slowenien und Italien) erstreckt. *Christoph Breser* stellt anhand dieses Beispiels einen EU-Projektantrag vor, in dessen Kontext Anknüpfungspunkte für grenzüberschreitende Sinnkonstruktionen erarbeitet werden sollen. Erbe wird demzufolge nicht statisch und territorial gedacht werden, sondern als Prozess, der Möglichkeiten von Zugehörigkeit eröffnet. Einen ähnlichen Weg beschreitet *Eva von Engelberg-Dočkal*, die in den aktuellen Tendenzen zur Schaffung historisch anmutender Stadträume Identitätsangebote sieht, die nur einen Baustein unter vielen bilden, aus denen sich Bewohner und Besucher wahlweise bedienen können. *Kerstin Stamm* wiederum kritisiert die Fokussierung auf das Nationale innerhalb des Kulturerbediskurses und spricht sich für eine Konzentration auf (politisch begründete) Wertgemeinschaften aus.

Allen Texten gemeinsam ist der Versuch, Erbe und Erbegemeinschaften nicht statisch oder hermetisch zu begreifen, sondern als deutungsoffene Sinnzusammenhänge. Dass dies in der Praxis teilweise problematisch sein kann und in der Theorie zu neuen, bisher ungeklärten Fragestellungen und der Suche nach neuen Konzepten führt, zeigen die Beiträge dieses Bandes. Dennoch erscheint das Konzept des Kulturerbes, das den Begriff und das Verständnis von Denkmalpflege in nahezu allen Beiträgen dieses Bandes verdrängt hat, prinzipiell konsensfähig. Das ist umso verblüffender, als die Praxis der Denkmalpflege – zumindest in Deutschland – gegenwärtig noch anders aussieht und der weitere, materielles wie immaterielles Erbe einschließende Begriff hier vonseiten der Amtsdenkmalpflege nach wie vor zurückgewiesen wird. Damit stößt das Konzept des *Sharing Heritage* innerfachlich nach wie vor auf Vorbehalte, sofern es aktive Teilhabeprozesse meint bzw. Partizipation fordert. Weitere Verständigungen sind deshalb ebenso vonnöten wie ein kritisches Weiterdenken von Fragen und Konzepten des kulturellen Erbes. Dazu leisten die Beiträge dieses Bandes einen ersten Schritt.

Anmerkungen

- 1 Beschluss des Europäischen Parlaments und Rates vom 17. Mai 2018, (EU) 2017/864; online unter: <https://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/PDF/?uri=CELEX:32017D0864&from=FR> (Zugriff 06.03.2019).
- 2 Dass auch die Vorstellung des ‚shared heritage‘ durchaus problematisch sein kann, zeigen insbesondere Auseinandersetzungen im postkolonialen Kontext. So wurde Hermann Parzingers Vorschlag, das Berliner Humboldt Forum als „Epizentrum des Shared Heritage“ zu etablieren, indem Akteure aus den Herkunftsändern der Artefakte in Präsentation und Interpretation mit ein zogen werden durchaus kritisiert, ändern sie doch beispielsweise nach der Meinung einiger WissenschaftlerInnen nichts an der Tatsache, dass die Objekte weiterhin in der Obhut der ehemaligen Kolonialmächte verbleiben. (vgl. Parzinger, Hermann: Gemeinsam geerbt: Das Humboldt Forum als Epizentrum des Shared Heritage, 17.10.2016, <https://www.preussischer-kulturbesitz.de/newsroom/dossiers-und-nachrichten/dossiers/dossier-humboldt-forum/shared-heritage.html> und den Beitrag von der Afrikawissenschaftlerin Sarah van Beurden, The pitfalls of ‚shared heritage‘, <https://blog.uni-koeln.de/gssc-humboldt/the-pitfalls-of-shared-heritage/>
- 3 https://europa.eu/cultural-heritage/about_en
- 4 In diesem Zusammenhang sei auch auf die Jahrestagung 2016 des Arbeitskreises verwiesen, die sich die Digitalisierung und ihre Auswirkungen auf das Fach zum Thema machte. (Das Digitale und die Denkmalpflege, hg. v. Brigit Franz und Gerhard Vinken, Holzminden 2017.)



Foto:
Ingrid Scheurmann

Exkursion



NARVA

Narva ist die östlichste Stadt Estlands. Seit der Unabhängigkeit Estlands bildet der Fluss Narva die Grenze zwischen Estland und Russland mit der Festung Iwangorod am gegenüberliegenden Ufer. Die barock geprägte Stadt mit ihrer Befestigungsanlage aus dem 17. Jahrhundert wurde während des Zweiten Weltkriegs stark zerstört. Nach anfänglichen Überlegungen zu Sicherung und Rekonstruktion der altstädtischen Gebäude, entschied man sich Mitte der 1950er-Jahre bis auf wenige Ausnahmen für die Räumung der Ruinen und den Wiederaufbau als moderne Planstadt. Heute ist die Stadt geprägt von Wohnbauten der 1960er-Jahre, wobei insbesondere im Zusammenhang mit großen Neubauprojekten auch immer wieder eine Rekonstruktion des historischen Stadtkerns diskutiert wird.



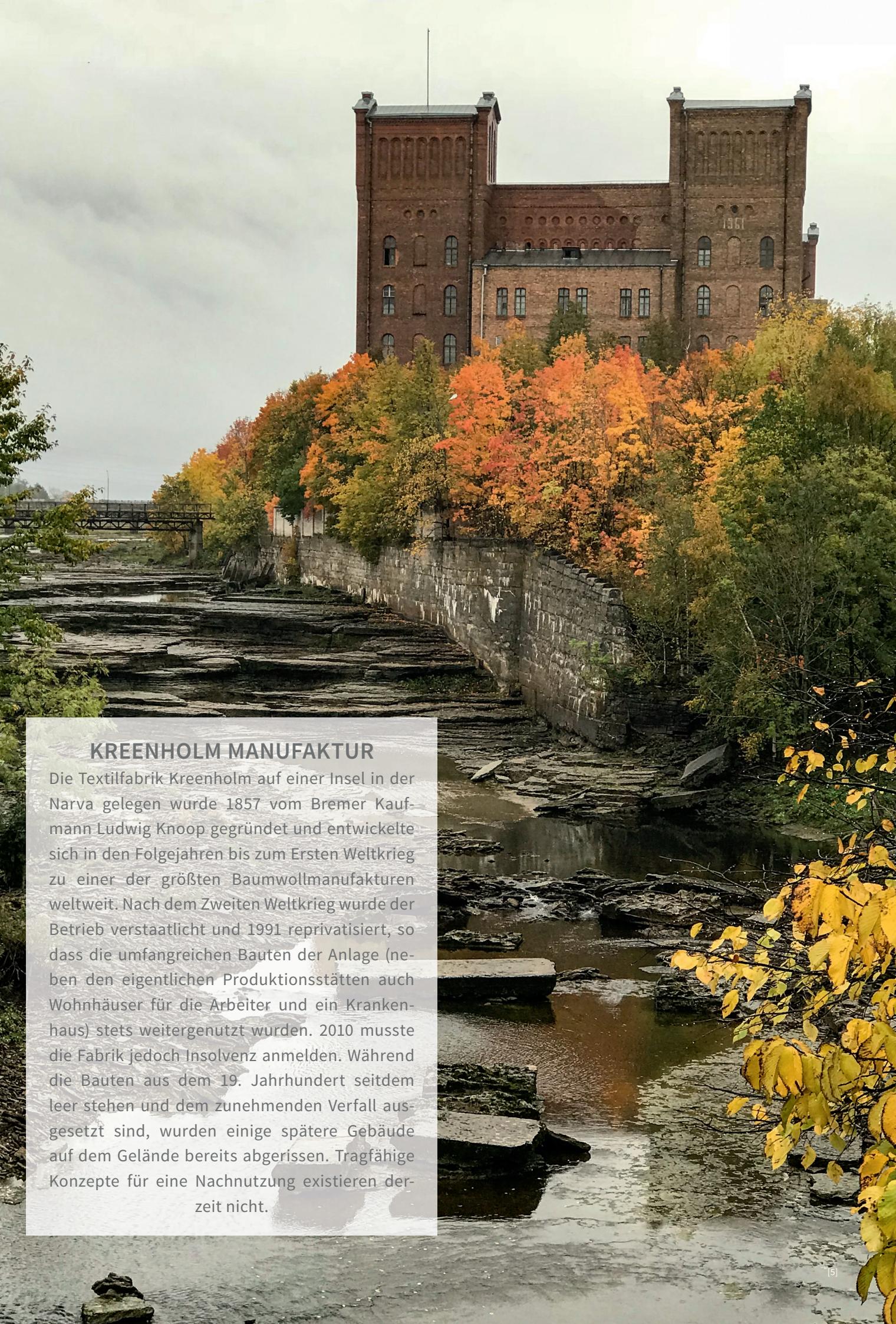
HERMANNSFESTE

Die ältesten Teile der Hermannsfeste am Ufer der Narva gehen zurück bis ins späte 12. Jahrhundert. Als Gründung der damals herrschenden Dänen ging die Festung Mitte des 14. Jahrhunderts in den Besitz des Livländischen Ordens über. Nach Phasen in schwedischem und russischem Besitz und dem Ausbau zur modernen Festung im 16. Jahrhundert wurde die Burg ebenso wie die angrenzende Stadt während des Zweiten Weltkriegs stark zerstört. Im Fall der Burg entschied man sich in den 1950er Jahren jedoch für die Rekonstruktion der Burg, mit starken schöpferischen Zügen. Im Rahmen einer Ausdehnung der Nutzung vom heutigen Museum auf den gesamten Komplex finden heute erneut Restaurierungsarbeiten statt.



RATHAUSPLATZ

Der Rathausplatz in Narva wird von zwei Gebäuden dominiert. An seiner westlichen Seite befindet sich das Rathaus der Stadt. Dieses Gebäude gehört zu den wenigen, die nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs rekonstruiert wurden, so dass sich das Gebäude heute in Form des barocken Baus aus dem späten 17. Jahrhundert präsentiert. An der südlichen Seite des Platzes befand sich bis 1944 die Börse, die im Unterschied zum Rathaus nicht rekonstruiert wurde. Das 2010-2012 erbaute College der Universität Tartu bezieht sich in seiner Fassadengestaltung jedoch auf den barocken Vorgängerbau. Die Architekten des Tallinner Büros Kavakava gestalteten die Fassade des Gebäudes als Negativabdruck des Börsengebäudes, um so an die Geschichte der Stadt zu erinnern und gleichzeitig ein Statement gegen die aktuell diskutierte historisierende Rekonstruktion der Altstadt Narvas zu setzen (vgl. Bauwelt 46/2013).



KREENHOLM MANUFAKTUR

Die Textilfabrik Kreenholm auf einer Insel in der Narva gelegen wurde 1857 vom Bremer Kaufmann Ludwig Knoop gegründet und entwickelte sich in den Folgejahren bis zum Ersten Weltkrieg zu einer der größten Baumwollmanufakturen weltweit. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Betrieb verstaatlicht und 1991 reprivatisiert, so dass die umfangreichen Bauten der Anlage (neben den eigentlichen Produktionsstätten auch Wohnhäuser für die Arbeiter und ein Krankenhaus) stets weitergenutzt wurden. 2010 musste die Fabrik jedoch Insolvenz anmelden. Während die Bauten aus dem 19. Jahrhundert seitdem leer stehen und dem zunehmenden Verfall ausgesetzt sind, wurden einige spätere Gebäude auf dem Gelände bereits abgerissen. Tragfähige Konzepte für eine Nachnutzung existieren derzeit nicht.



[6]



[7]



FISCHERDORF ALTJA

Das Dorf Altja wurde 1465 erstmalig erwähnt und gilt als typisches estnisches Fischerdorf. Nach der Errichtung des Lahemaa Nationalparks 1971, auf dessen Gebiet es sich befindet, wurde es als prototypisches Dorf ausgebaut, und erhielt unter anderem als neues Zentrum ein Gasthaus, das sich an historischen Vorbildern orientiert. Um auch die ehemals vorhandenen Fischer- und Netzhütten zu rekonstruieren, wurde die sowjetische Sperrzone, die den Ort vom direkten Zugang zum Meer abschnitt, durchbrochen.







GUTSHAUS KOLGA

Die Geschichte des Gutshofs Kolga reicht zurück bis ins 13. Jahrhundert. Nachdem das Gut zeitweilig im Besitz des Zisterzienserklosters Roma auf Gotland und der dänischen bzw. schwedischen Könige war, ging es Ende des 17. Jahrhunderts auf die schwedische Adelsfamilie Stenbock über.

In diese Zeit fallen die größten Bautätigkeiten. 1765–78 erweiterte Karl Magnus Stenbock das bestehende Gutshaus zu einer spätbarocken Anlage, in den 1820er Jahren folgten die Flügel und der Säulenportikus. Seit 2015 befindet sich das Gebäude in Privatbesitz und soll zum Kulturzentrum ausgebaut werden.

[15]



[16]



GUTSHAU SAGADI

Das Gutshaus Sagadi wurde 1469 erstmals urkundlich erwähnt und befand sich von 1687 bis zur Landreform 1919 im Besitz der schwedischen Adelsfamilie von Fock. 1794 entstand das heutige frühklassizistische Gutshaus; auch die Gartenanlagen und die meisten der noch erhaltenen Nebengebäude gehen auf diese Zeit zurück. Zwischen 1929 und 1971 wurde das Gebäude als Schule genutzt, 1977 übernahm es die Forstverwaltung als Verwaltungs- und Museumsstandort. Im Obergeschoss befindet sich das Waldmuseum des Lahemaa-Nationalparks, die unteren Räume wurden in den 80er Jahren in Anlehnung an den historischen Zustand rekonstruiert und mit zeitgenössischen Objekten – größtenteils aus anderen Gutshäusern – ausgestattet.





SILLAMÄE

Der Fischerort Sillamäe, ca. 25 km westlich von Narva gelegen, entwickelte sich im späten 19. Jahrhundert zum mondänen Badeort. Ab den 1930er Jahren wandelte sich der Ort aufgrund seiner Bodenschätze (uranhaltiger Ölschiefer) zum Industriestandpunkt. Ab 1947 war Sillamäe Standort eines Werks zur Urananreicherung für das sowjetische Atomprogramm. In diesem Zusammenhang wurde der Ort über Jahre zur ‚geschlossenen Stadt‘, die für externe Zivilbevölkerung nicht zugänglich war. Gleichzeitig erhielt die Stadt wirtschaftliche Privilegien und wurde zu einer Bäderstadt im Stil des sowjetischen Realismus ausgebaut. Auch heute noch ist der größte Anteil der Bevölkerung russischstämmig. Das ehemalige Kulturhaus wird nach wie vor für Veranstaltungen genutzt, die Bühne flankiert von den Konterfeis Karl Marx' und Josef Stalins. Im Keller findet sich eine improvisierte Ausstellung zur Geschichte der Stadt mit Erinnerungsstücken an die sowjetische Zeit.







HARA U-BOOT-STATION

Die U-Boot-Station in der Bucht von Hara wurde zwischen 1956 und 1958 durch das russische Militär zur Entmagnetisierung von U-Booten erbaut. Die gegenüberliegende Insel, die im 19. Jahrhundert der Talinner Bevölkerung als Ausflugsziel diente und auf der sich neben einer Fischfabrik auch Wohngebäude mehrerer Familien befanden, wurden in diesem Zusammenhang zum Teil die Bewohner umgesiedelt. Seit der Unabhängigkeit Estlands ist die Station verwaist und dem Verfall preisgegeben, erfreut sich aber als atmosphärischer ‚Lost Place‘ zunehmender Beliebtheit bei Sprayern und Fotografen.

Fotografen der Exkursionsfotos

Ingrid Scheurmann

- [1] Hermannsfeste, S. 158
- [2] Hermannsfeste, S. 158
- [3] Hermannsfeste, S. 158
- [4] Narva, Rathausplatz, S. 159
- [5] Kreenholm , S. 160
- [6] Kreenholm , S. 161
- [7] Kreenholm , S. 161
- [8] Altja , S. 162
- [9] Altja , S. 163
- [10] Altja , S. 163
- [11] Altja , S. 163
- [12] Kolga , S. 164
- [13] Kolga , S. 164
- [14] Kolga , S. 164
- [15] Kolga , S. 165

- [16] Kolga , S. 165

- [20] Sagadi, S. 167
- [21] Sillamäe, S. 168
- [23] Sillamäe, S. 169
- [24] Hara, S. 170
- [25] Hara, S. 170

Brigit Franz, Georg Maybaum

- [17] Sagadi, S. 166
- [18] Sagadi, S. 167
- [19] Sagadi, S. 167
- [26] Hara, S. 170
- [27] Hara, S. 171

Stephanie Herold

- [22] Sillamäe, S. 169

Anhang

Autor*innen

Herausgeber*innen

Dr. Stephanie Herold

(Bamberg) Otto-Friedrich-Universität Bamberg,
Kompetenzzentrum Denkmalwissenschaften und
Denkmaltechnologien (KDWT), Wissenschaftliche
Mitarbeiterin
stephanie.herold[at]uni-bamberg.de

Dr. Anneli Randla

(Tallinn) Estonian Academy of Arts, Department
of Cultural Heritage and Conservation, Senior Re-
search Fellow, Head of Department
anneli.randla[at]artun.ee

Prof. Dr. Ingrid Scheurmann

(Dortmund / Berlin) TU Dortmund, Lehrstuhl Ge-
schichte und Theorie der Architektur, Honorarpro-
fessur; Deutsche Stiftung Denkmalschutz; Leitung
Denkmalkunde
ingrid.scheurmann[at]tu-dortmund.de

Vorbereitung der Tagung

Prof. Dr. Ingrid Scheurmann

(Dortmund / Berlin) TU Dortmund, Lehrstuhl Ge-
schichte und Theorie der Architektur, Honorarpro-
fessur; Deutsche Stiftung Denkmalschutz; Leitung
Denkmalkunde
ingrid.scheurmann[at]tu-dortmund.de

Prof. Dr.-Ing. Daniela Spiegel

(Dessau) Hochschule Anhalt, Professur für Bauge-
schichte und Denkmalpflege
daniela.spiegel[at]hs-anhalt.de

Mag. Maris Veeremäe

(Tallinn) Estonian Academy of Arts, Department of
Cultural Heritage and Conservation,
Research Secretary
maris.veeremae[at]artun.ee

Durchführung der Tagung

Begrüßungen

Christoph Eichhorn

(Tallinn) Deutscher Botschafter in Estland

Prof. Dr. Mart Kalm

(Tallinn) Estonian Academy of Arts, Rektor

Prof. Dr. Gerhard Vinken

(Bamberg) Otto-Friedrich-Universität Bamberg,
Lehrstuhl für Denkmalpflege / Heritage Sciences;
1. Vorsitzender Arbeitskreis Theorie und Lehre der
Denkmalpflege e.V.
gerhard.vinken[at]uni-bamberg.de

Prof. Dr. Lilian Hansar

(Tallinn) Estonian Academy of Arts, Faculty of Art
and Culture, Dean
lilian.hansar[at]artun.ee

Einführung

Prof. Dr. Ingrid Scheurmann

(Dortmund / Berlin) TU Dortmund, Lehrstuhl Ge-
schichte und Theorie der Architektur, Honorarpro-
fessur; Deutsche Stiftung Denkmalschutz; Leitung
Denkmalkunde
ingrid.scheurmann[at]tu-dortmund.de

Moderator*innen

Dr. Stephanie Herold

(Bamberg) Otto-Friedrich-Universität Bamberg,
Kompetenzzentrum Denkmalwissenschaften und
Denkmaltechnologien (KDWT), Wissenschaftliche
Mitarbeiterin
stephanie.herold[at]uni-bamberg.de

Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier

(Weimar) Bauhaus-Universität Weimar, Professur
für Denkmalpflege und Baugeschichte
hans-rudolf.meier[at]uni-weimar.de

Prof. Dr.-Ing. Daniela Spiegel

(Dessau) Hochschule Anhalt,
Professur für Baugeschichte und Denkmalpflege
daniela.spiegel[at]hs-anhalt.de

Laura Ingerpuu, M.A.

(Tallinn) National Heritage Board of Estonia,
Advisor
laura.ingerpuu[at]artun.ee

Prof. Dr. Gerhard Vinken

(Bamberg) Otto-Friedrich-Universität Bamberg,
Lehrstuhl für Denkmalpflege / Heritage Sciences;
1. Vorsitzender Arbeitskreis Theorie und Lehre der
Denkmalpflege e.V.
gerhard.vinken[at]uni-bamberg.de

Kristina Jõekalda, M.A.

(Tallinn) Estonian Academy of Arts, Institute of Art
History and Visual Culture, Junior Research Fellow
and PhD candidate
kristina.joekalda[at]artun.ee

Prof. Dr. Krista Kodres

(Tallinn) Estonian Academy of Arts, Faculty of Art
and Culture, Institute of Art History and Visual
Culture, Professor
krista.kodres[at]artun.ee

Dr. Paul Mahringer

(Wien) Bundesdenkmalamt, Abteilung Denkmal-
forschung und Inventarisierung, Abteilungsleiter
paul.mahringer[at]bda.gv.at

Frauke Michler, M.A.

(Berlin) Technische Universität Berlin, Institut für
Stadt- und Regionalplanung, Fachgebiet Denkmal-
pflege, Wissenschaftliche Mitarbeiterin
frauwe.michler[at]tu-berlin.de

Dr.-Ing. Carola S. Neugebauer

(Aachen) RWTH Aachen Universität,
Juniorprofessorin für Sicherung Kulturellen Erbes
Carola.neugebauer[at]rwth-aachen.de

Dr. Anneli Randla

(Tallinn) Estonian Academy of Arts, Department of
Cultural Heritage and Conservation,
Senior Research Fellow, Head of Department
anneli.randla[at]artun.ee

Prof. Dr. Martin Schieder

(Leipzig) Universität Leipzig,
Professur für moderne und zeitgenössische Kunst
schieder[at]uni-leipzig.de

Dr. Christopher Schlembach

(Wien) Universität Wien, Institut für Soziologie,
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
christopher.schlembach[at]univie.ac.at

Referent*innen**Dr. Riin Alatalu**

(Tallinn) Estonian Academy of Arts, Department of
Cultural Heritage and Conservation,
Associate Professor
riin.alatalu[at]artun.ee

Mag. Christoph Breser

(Innsbruck) Universität Innsbruck,
Arbeitsbereich Baugeschichte und Denkmalpflege,
Universitätsassistent
christoph.breser[at]uibk.ac.at

Dr. phil. habil. Eva von Engelberg-Dočkal

(Weimar) Bauhaus-Universität Weimar, Professur
Theorie und Geschichte der modernen Architek-
tur, Vertretungsprofessorin
eva.von.engelberg-dockal[at]uni-weimar.de

Mag. Nikolaus Franz

(Schwechat) Arbeitsgemeinschaft Geschichte &
Archäologie, Gesellschafter
nikolaus.franz[at]aga-og.at

Tobias Haberkorn

(Gießen) Justus-Liebig-Universität Gießen,
Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte,
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für
Allgemeine Pädagogik
Tobias.Haberkorn[at]geschichte.uni-giessen.de

Prof. Dr. Hilkka Hiiop

(Tallinn) Estonian Academy of Arts, Department of
Cultural Heritage and Conservation, Professor
hilkka.hiiop[at]artun.ee

Kerstin Stamm, M.A.
 (Bonn/Berlin) Kunsthistorikerin
 kerstin.stamm[at]gmx.net

Sebastian Willert, M.A.
 (Berlin) Technische Universität Berlin, Institut für
 Kunstwissenschaft und Historische Urbanistik,
 Fachgebiet Kunstgeschichte der Moderne, Berliner
 Antike-Kolleg; Stipendiat und PreDoc-Fellow im
 Researchcluster „Translocations. Historical Enqui-
 ries into the Displacement of Cultural Assets“
 sebastian.willert[at]berliner-antike-kolleg.org

Resümee

Prof. Dr. Ingrid Scheurmann
 (Dortmund / Berlin) TU Dortmund, Lehrstuhl
 Geschichte und Theorie der Architektur, Honorar-
 professor; Deutsche Stiftung Denkmalschutz;
 Leitung Denkmalkunde
 ingrid.scheurmann[at]tu-dortmund.de

Exkursion

Dr. Riin Alatalu
 (Tallinn) Estonian Academy of Arts, Department of
 Cultural Heritage and Conservation,
 Associate Professor
 riin.alatalu[at]artun.ee

Mag. Oliver Orro
 (Tallinn) Estonian Academy of Arts, Department of
 Cultural Heritage and Conservation,
 Junior Research Fellow
 Oliver.orro[at]artun.ee

Mag. Maris Veeremäe
 (Tallinn) Estonian Academy of Arts, Department of
 Cultural Heritage and Conservation,
 Research Secretary
 Maris.veeremae[at]artun.ee

Arbeitskreis Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V.

About Us

The Working Group is an association of academics and other professionals active in the field of heritage conservation at universities and colleges of applied sciences in Europe. In keeping with the interdisciplinary character of conservation work, the Group brings together representatives of a range of different areas, including architecture and building archaeology, history and art history, restoration sciences, landscape architecture, construction engineering, jurisprudence and urban planning, among others.

The Working Group's nearly 130 members are drawn primarily from the German-speaking countries – in addition to Germany, also Austria, Switzerland and Luxembourg – but also from Italy, Belgium, the Netherlands, England, Slovakia, Croatia and Romania. Since the 1970s it has been dedicated to the exchange of ideas and experience on the theory and teaching of heritage conservation among colleagues at institutions of higher education. The Group sees itself as representing the interests of heritage professionals and as such is a member of the German National Committee for Monuments Protection (DNK).

Wir über uns

Der Arbeitskreis ist der Verband der Hochschullehrer*innen und anderer Fachleute, die auf dem Gebiet der Denkmalpflege an Universitäten und Fachhochschulen lehren und forschen. Dem interdisziplinären Charakter der Aufgaben in der Denkmalpflege folgend, sind darin unterschiedliche berufliche Fachrichtungen vertreten: Architektur und Bauforschung, Kunst-, Geschichts- und Restaurierungswissenschaft, Landschaftsarchitektur, Bauingenieurwesen, Rechtswissenschaft, Stadtplanung und andere.

Mit derzeit rund 130 Mitgliedern – hauptsächlich aus den deutschsprachigen Ländern Deutschland, Österreich, Schweiz und Luxemburg, aber auch aus Italien, Belgien, den Niederlanden, England, Slowakei, Kroatien, Rumänien und Estland – widmet sich der Arbeitskreis seit den 1970er Jahren dem kollegialen Erfahrungs- und Gedankenaustausch zur Theorie und Hochschullehre der Denkmalpflege. Er versteht sich als Vertreter für denkmalpflegerische Fachinteressen und sieht seine Aufgabe darin, neue Herausforderungen und Gefährdungen der denkmalpflegerischen Anliegen zu erörtern und dazu auch in der Öffentlichkeit Stellung zu beziehen. Die Jahrestagungen beschäftigen sich mit einem aktuellen Thema aus der Theoriediskussion der Denkmalpflege oder einem ausgewählten Denkmälerkomplex. Der Arbeitskreis ist Mitglied im Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz (DNK).



Prof. Dr. Gerhard Vinken

1. Vorsitzender
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Am Zwinger 4, D-96047 Bamberg
gerhard.vinken[at]uni-bamberg.de



Prof. Dr.-Ing. Christian Raabe

2. Vorsitzender
RWTH Aachen
Schinkelstraße 1, D-52062 Aachen
raabe[at]denkmalpflege.rwth-aachen.de



Prof. Dr. Ulrike Plate

3. Vorsitzende
Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg
Berliner Straße 12, D-73728 Esslingen am Neckar
ulrike.plate[at]rps.bwl.de



Prof. Dr.-Ing. Daniela Spiegel

Schatzmeisterin
Hochschule Anhalt
Seminarplatz 2a, D-06846 Dessau
daniela.spiegel[at]hs-anhalt.de



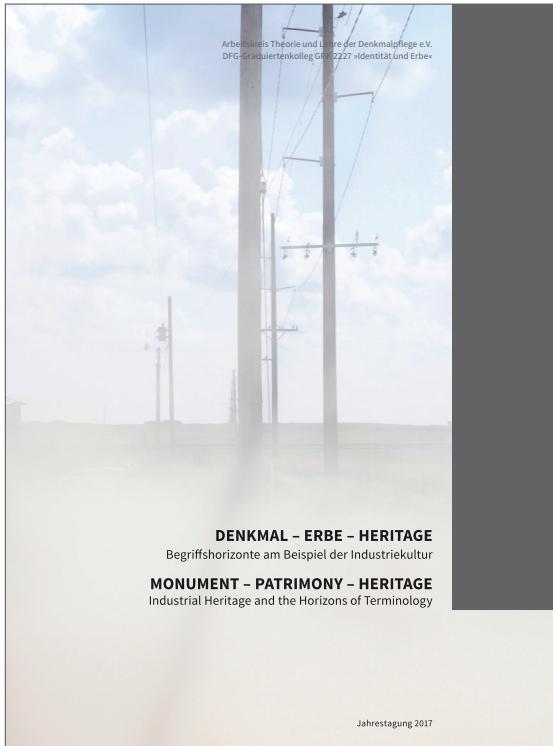
Dr. Stephanie Herold

Schriftführerin
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Am Zwinger 6, D-96047 Bamberg
stephanie.herold[at]uni-bamberg.de

Veröffentlichungen

Aktuelle Bände sind über den Buchhandel zu beziehen oder bei der Schriftführerin des Arbeitskreises. Mitglieder des Arbeitskreises erhalten die jeweils aktuelle Publikation kostenlos bzw. weitere bzw. ältere Exemplare mit 30% Rabatt.

E-Mail: birgit.franz[at]hawk.de | Bestellformular unter www.ak-tld.de



Denkmal-Erbe-Heritage Begriffshorizonte am Beispiel der Industriekultur. Jahrestagung 2017 in Berlin, Bd. 27, hg. v. Birgit Franz und Gerhard Vinken, Holzminden 2018, ISBN 978-3-95954-061-2 (Druckausgabe), 49,80 EUR. Die Online-Version dieser Publikation ist auf arthistoricum.net dauerhaft frei verfügbar (open access): ISBN: 978-3-946653-98-1 (PDF)

Das Digitale und die Denkmalpflege. Jahrestagung 2016 in Weimar, Bd. 26, hg. v. Birgit Franz und Gerhard Vinken, Holzminden 2017, ISBN 978-3-95954-030-8 (Druckausgabe), 29,80 EUR. Die Online-Version dieser Publikation ist auf arthistoricum.net dauerhaft frei verfügbar (open access): ISBN: 978-3-946653-60-8 (PDF)

Strukturwandel – Denkmalwandel. Umbau – Umnutzung – Umdeutung. Jahrestagung 2015 in Dortmund, Bd. 25, hg. v. Birgit Franz und Ingrid Scheurmann, Holzminden, 2016, ISBN 978-3-95954-014-8, 29,80 EUR

50 Jahre Charta von Venedig. Geschichte, Rezeption, Perspektiven. Jahrestagung 2014 in Wien, Bd. 24 (= Österreichische Zeitschrift für Kunst- und Denkmalpflege, Heft 1/2, 2015, hg. v. Österreichischen Bundesdenkmalamt), ISBN AUT 0029-9626, 20 EUR

Denkmale – Werte – Bewertung / Monuments – Values – Assessment. Denkmalpflege im Spannungsfeld von Fachinstitution und bürgerschaftlichem Engagement / Heritage conservation between professional institutions and popular engagement. Jahrestagung 2013 in Cottbus, Bd. 23, hg. v. Birgit Franz und Gerhard Vinken, Holzminden 2014, ISBN 978-3-940751-95-9, 29,80 EUR



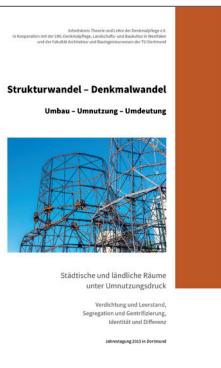
Umstrittene Denkmale / Monumenti controversi. Der Umgang mit dem Erbe der Diktaturen / Come gestire l'eredità delle dittature.

Jahrestagung 2012 in Bozen / Südtirol, Bd. 22, hg. v. Birgit Franz und Waltraud Kofler Engl, Holzminden 2013, ISBN 978-3-940751-72-0, 29,80 EUR

Kulturerbe und Denkmalpflege transkulturell – Grenzgänge zwischen Theorie und Praxis.

Jahrestagung 2011 in Heidelberg, Bd. 21, hg. v. Michael Falser und Monica Juneja, Bielefeld 2013, ISBN 978-3-8376-2091-7, 34,80 EUR (ausschließlich im Buchhandel oder beim Verlag)

Stadtplanung nach 1945. Zerstörung und Wiederaufbau. Denkmalpflegerische Probleme aus heutiger Sicht. Jahrestagung 2010 in Utrecht, Bd. 20, hg. v. Birgit Franz und Hans-Rudolf Meier, Holzminden 2011, ISBN 978-3-940751-37-9, 23,50 EUR



Historische Kulturlandschaft und Denkmalpflege. Definition – Abgrenzung – Bewertung – Elemente – Umgang. Jahrestagung 2009 in Bamberg, Bd. 19, hg. v. Birgit Franz und Achim Hubel, Holzminden 2010, ISBN: 978-3-940751-27-0, 24,80 EUR

Arbeitskreis Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V.

Gruppo di lavoro per la teoria e l'insegnamento della tutela dei monumenti

Umstrittene Denkmale Monumenti controversi



Der Umgang mit dem Erbe der Diktaturen
Come gestire l'eredità delle dittature

Bozen | Bolzano 2012

Grenzverschiebungen, Kulturräum, Kulturlandschaft. Kulturerbe in Regionen mit wechselnden Herrschaftsansprüchen. Jahrestagung 2008 in Straßburg, Bd. 18, hg. v. Birgit Franz und Gabi Dolff-Bonekämper, Holzminden 2009, ISBN 978-3-940751-17-1, 19,80 EUR

Arbeitskreis Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V.

Grenzverschiebungen Kulturräum Kulturlandschaft



Kulturerbe in Regionen mit wechselnden Herrschaftsansprüchen

Straßburg 2008

Sozialer Raum und Denkmalinventar. Vorgehensweisen zwischen Erhalt, Verlust, Wandel und Fortschreibung. Jahrestagung 2007 in Leipzig, Bd. 17, hg. v. Birgit Franz und Gabi Dolff-Bonekämper, Dresden 2008, ISBN 978-3-940319-42-5, 15 EUR

Schrumpfende Städte und Dörfer – Wie überleben unsere Baudenkmale? Jahrestagung 2006 in Holzminden, Bd. 16, 2. Aufl., hg. v. Birgit Franz, Dresden 2007, ISBN 978-3-940319-12-8; 2. unveränderte Aufl. Dresden 2010, 18 EUR

Das öffentliche Denkmal. Denkmalpflege zwischen Fachdisziplin und gesellschaftlichen Erwartungen, Jahrestagung 2002 in Dessau, Bd. 15, hg. v. Thomas Will, Dresden 2004, ISBN 3-937602-22-4, 18 EUR

Denkmale als Zeitgenossen. Ihre Rolle in der Baukultur der Gegenwart. Jahrestagung 2001 in Graz, hg. v. Valentin Hammerschmidt, Dresden 2004, vergriffen

Außenraum als Kulturdenkmal. Umfeld historischer Bauten – Stadtgrün – Parklandschaften. Jahrestagung 1999 in York, hg. v. Thomas Will, Dresden 2000, vergriffen

Ausbildung in der Denkmalpflege. Ein Handbuch. Jahrestagung 1998 in Bamberg, Bd. 11, hg. v. Achim Hubel, Petersberg 2001, ISBN 3-935590-23-7, 16,80 EUR (ausschließlich im Buchhandel oder beim Verlag)

Dokumente und Monuments. Positionsbestimmungen in der Denkmalpflege. Jahrestagung 1997 in Dresden, hg. v. Valentin Hammerschmidt, Erika Schmidt und Thomas Will, Dresden 1999, ISBN 3-930382-41-5, 12 EUR (ausschließlich im Buchhandel oder beim Verlag)

Wiederaufgebaute und neugebaute Architektur der 1950er Jahre – Tendenzen ihrer »Anpassung« an unsere Gegenwart.

Jahrestagung 1996 in Köln, hg. v. Achim Hubel und Hermann Wirth, Weimar 1997 (= Thesis, Wiss. Zeitschr. der Bauhaus-Universität Weimar, 43. Jg., Heft 5/1997), ISSN 1433-5735, 12 EUR

Denkmale und Gedenkstätten. Jahrestagung 1994 in Weimar, hg. v. Achim Hubel, und Hermann Wirth, Weimar 1995 (= Wiss. Zeitschr. der Hochschule für Architektur u. Bauwesen Weimar – Universität, 41. Jg., Doppelheft 4-5/1995), ISSN 0863-0712, 18 EUR

Erhaltung und Umnutzung von Industriebauten des 19. Jahrhunderts in Nordwestengland. Jahrestagung 1993 in Manchester und Liverpool, hg. v. Achim Hubel und Robert Jolley, Bamberg 1998, ISBN 3-9802427-3-0, 10 EUR

Denkmalpflege zwischen Konservieren und Rekonstruieren. Jahrestagung 1989 in Hildesheim, hg. v. Achim Hubel, Bamberg 1993, ISBN 3-9802427-2-2, 10 EUR

Bauforschung und Denkmalpflege. Jahrestagung 1987 in Bamberg, hg. v. Achim Hubel, Bamberg 1989, ISBN 3-9802427-0-6, 10 EUR

Probleme des Wiederaufbaus nach 1945. Jahrestagung 1986 in Danzig, hg. v. Ingrid Brock, Bamberg 1991, ISBN 3-9802427-1-4, 12 EUR

Von der Burg zum Bahnhof – Monumentale Baudenkmäler an der Meir, der Hauptachse Antwerpens. Jahrestagung 1984 in Antwerpen, hg. v. André de Naeyer, Antwerpen 1990, vergriffen

Dokumentation der Jahrestagungen in Aachen 1978 und Darmstadt 1979, hg. v. Jürgen Eberhardt, München 1984, vergriffen

Dokumentation der Jahrestagungen in Münster 1976 und Köln 1977, hg. v. Enno Burmeister, München 1980, vergriffen

Notizen

„Überall in Europa erleben wir gegenwärtig deutliche Renationalisierungsbewegungen und eine Inanspruchnahme des kulturellen Erbes für Identitätsbildungsprozesse von Ländern und Regionen. Im Zuge dessen werden die Grenzen zu Anderen deutlicher als zuvor markiert und Fragen der Zugehörigkeit zum Erbe kritisch ventilert (z.B. gehört der Islam zu Deutschland/Europa? müssen wir Grenzkontrollen reaktivieren? etc.). Diesem Trend suchen europäische Institutionen durch die Betonung gemeinsamer Werte und Traditionen entgegenzusteuern – nach der Deklaration von Faro 2005 gilt das nicht zuletzt für die Ausrufung des europäischen Kulturerbejahres, das 2018 unter dem Motto Sharing Heritage steht und zu einer Neu-Betrachtung des kulturellen Erbes unter Prämissen des Kulturtransfers und der Rezeption von Ideen auffordert. Grenzräume erfahren dabei als Austauschregionen, aber auch als potentielle Konfliktregionen eine besondere Beachtung. Denkmalpflege, Archäologie und Museologie sind durch die aktuellen Neubewertungen des kulturellen Erbes wie alle anderen sammelnden Fächer zu einer Positionsbestimmung herausgefordert.“

Ingrid Scheurmann

© AK Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V. (www.ak-tld.de) und bei den Autoren

Herausgeberinnen: Stephanie Herold, Anneli Randla und Ingrid Scheurmann

ISBN: 978-3-95954-076-6 (Druckausgabe)

Die Online-Version dieser Publikation

ist auf arthistoricum.net dauerhaft frei verfügbar (Open Access):

ISBN: 978-3-947449-60-6 (PDF)

URN: [urn:nbn:de:bsz:16-ahn-artbook-496-2](https://urn.nbn.de/urn:nbn:de:bsz:16-ahn-artbook-496-2)

DOI: <https://doi.org/10.11588/arthistoricum.496>

eISSN: 2511-4298